

JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Gh

269

1976

JAHRBUCH

JAHRBUCH FÜR SCHLESISCHE KIRCHENGESCHICHTE

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 55/1975

Herausgegeben

von Dr. Dr. Gerhard Hutter

VERLAG „UNSER WEG“ Lübeck

JAHRBUCH

1. H. Patzelt	Hohenpetersitz	7
2. J. Grünwald	Zur Orts- und Kirchengeschichte von für Schlesische Kirchengeschichte	28
3. M. P. Fleischer	Die schlesische Baukunst Unter besonderer Berücksichtigung der Habsburger Zeit	97
4. H. Patzelt	Hermannsaffen im Riesengebirge Neue Folge: Band 55/1976	106
5. F. K. Richter	Die Auswanderung der Schwonkfelder 1734 nach Pennsylvania	129
6. K. Sygdom	Tafelbergskirchen in Herausgegeben von Dr. Dr. Gerhard Hultsch	131
7. H. Saalfeld	von Dr. Dr. Gerhard Hultsch	135
8. A. Buchner	Schlesische Kirchen in zwei Jahrhunderten Gott in der Welt und die Welt in Gott den 2. Teil 1924	149
9. F. Steinhilber	Das Kirchengemeinde Groß-Wanzleben Kreis Oels von 1824-1834	161
10. G. Hultsch	Stellungen der Vereine für Schlesische Kirchengeschichte v. 1824-1834	165
11. G. Hultsch	Copyright 1976 by Verlag „UNSER WEG“ Lübeck, Heftung 16 Printed in Germany - Alle Rechte vorbehalten Gesamtherausgeber: H. F. W. Ullrich	170

VERLAG „UNSER WEG“ Lübeck

JAHRBUCH

für Schlesische Kirchengeschichte

Neue Folge: Band 58/1976



glr 6269

Copyright 1976 by Verlag „Unser Weg“ Lübeck, Meesenring 15

Printed in Germany — Alle Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung: H. Frey, Ulm (Donau)

VERLAG „Unser Weg“ Lübeck ISBN 3-87836-333-8

Beiträge zur Geschichte der Grafen von
Poseritz/Striegau und ihres Dorfes Hohenposeritz

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
	Zur Geschichte des Landes	
1.	L. Radler: Beiträge zur Geschichte der Grafen von Poseritz/Striegau und ihres Dorfes Hohenposeritz	7
2.	J. Grünewald: Zur Orts- und Kirchengeschichte von Prausnitz Kreis Goldberg	38
3.	M. P. Fleischer: Die schlesische Irenik: Unter besonderer Berücksichtigung der Habsburger Zeit	87
4.	H. Patzelt: Hermannseifen im Riesengebirge Protestanten mit Protest	108
5.	F. K. Richter: Die Auswanderung der Schwenkfelder 1734 nach Pennsylvanien	125
6.	K. Sygusch: Tschechische Namensformen im Kreise Kreuzburg Oberschlesien	131
7.	H. Saalfeld: Lebensbild eines schlesischen Kantors	139
8.	A. Büchner: Schlesischer Orgelbau in zwei Jahrhunderten in der Sicht einer Umfrage aus dem Jahre 1924	145
9.	F. Gleisberg: Die Kirchengemeinde Groß-Weigelsdorf Kreis Oels von 1926—1931	161
10.	G. Hultsch: Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.	168
11.	Bücherberichte	170

Beiträge zur Geschichte der Grafen von Poseritz/Striegau und ihres Dorfes Hohenposeritz

Zur Genealogie der Grafen

Der Ortsname wurde geschrieben: 1185 Posariz, um 1200 Posarische, Posaritsch, 1202 Posarisce, 1218 Ho Posarisch, 1227 Posarisch, 1307 Poserycz, 1335 Posricz, Pobricz ¹⁾, 1388 Pozericz, 1399 Pozericz, 1413 Posericz, 1576 Hohe-Poseritz, 1600 Hoch-Poseritz, um 1580 und 1616 Hohenposseritz, 1633 Hoh Poseritz, 1651 Hohen-Poßritz, 1653 Poßritz, dann Hohenposeritz ²⁾. Der Ortsname ist abzuleiten vom slawischen pozar = Brand- oder Feuerstätte. Da für das 12. Jahrhundert ein großer Wald um Poseritz nachzuweisen ist, läßt sich aus dem Ortsnamen schließen, daß die ersten Bewohner ein Stück Wald niederbrannten, um sich dort anzusiedeln. Der Name Hohenposeritz taucht zum ersten Mal 1218 auf ³⁾, verschwindet dann wieder und wird erst regelmäßig seit 1576 gebraucht ⁴⁾. Er ist auf die weithin sichtbare Lage der Kirche zurückzuführen ⁵⁾. Früher schrieb man auch getrennt Hohen Poseritz

¹⁾ Zweifellos geschrieben für Posricz.

²⁾ Walther Steller, Name und Begriff der Wenden (Sclavi), 1959, gibt auf S. 301, gestützt auf zwei „Litterarische Beilagen“ der Bände 76 (1822) und 77 (1823) der Schlesischen Provinzialblätter noch folgende Schreibungen: Posarice, Posarsycz, Posarisch, Poserist. Für das 12.–14. Jh. wurden benutzt: Die schles. Regesten (SR), Cod. dipl. Sil. 7, 16, 18, 22, 29, 30; Carolus Maleczynski, Codex diplomaticus nec non Epistolaris Silesiae, Bd. I, II, III; Heinrich Appelt, Schlesisches Urkundenbuch Bd. I; die betr. Bände des Jahrbuchs für schlesische Kirchengeschichte (Jahrbuch), des Archivs für schlesische Kirchengeschichte (Archiv), Joh. Heyne, Dokumentierte Geschichte des Bistums und Hochstifts Breslau, drei Bände (1860–68); Tägliche Rundschau, Heimatblatt für den Stadt- und Landkreis Schweidnitz (Tägl. Rundschau); E. Michael, Die Schlesische Kirche und ihr Patronat im Mittelalter (1926).

³⁾ Schles. U-Buch, 1. Band, Nr. 171 vom 18. April 1218. Um diese Zeit begannen die Poseritzer Grafen mit der deutschen Besiedlung ihres circuitus. Vor 1239 wurde das rein deutsche Bauerndorf Ingramsdorf gegründet, dessen Gründer Graf Ingram vor 1239 starb („das Graf Hemramm seligen Gedächtnisses an der Peterskirche zu Striegau zu haben behauptete“ W. Kuhn, Archiv Bd. 29, S. 46), die Umsetzung von Poseritz nach deutschem Recht und die Verlagerung des neuen Dorfes und der Kirche auf den Berg geplant, wie aus dem Ausdruck „Ho (= hoch) Posarisch“ hervorgeht. Zur selben Zeit finden sich deutsche Ortsnamen in Seiferdau (1193 villa Zywidow, 1209 Sifridow, nach dem Gründer Siegfried genannt), Wenig Mohnau (1193 Tymanow, 1250 Tmanow vom Gründer Tymann, Dietmann, Deutschmann), um 1221 „Salzborn“ (Salzbrunn, vorher Salicowo) und 1228 Kunzendorf. Siehe L. Radler, Zur Gründung der Stadt Freiburg in Schlesien, Archiv Bd. 19, S. 12 f. Siehe auch Anm. 55.

⁴⁾ Verzeichnis der Bauern und Huben aus dem Jahre 1576 bei M. Treblin, Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz (Darst. und Quellen Bd. 6, S. 121).

⁵⁾ Die auf der höchsten Stelle des Poseritzer Berges stehende Kirche (1945 zerstört) wirkte besonders mächtig, wenn man den geraden Fahrweg von Bergen (Borganie) herkam. Die Wegebauer hatten damals die Kirche von Hohenposeritz als Richtpunkt genommen, ebenso wie die katholische Kirche in Peterwitz dem Wege Neudorf-Peterwitz als Richtpunkt für die Chausseierung 1913 gedient hatte.

oder Hoh-Poseritz, bis Hohenposeritz als amtliche Schreibung angeordnet wurde ⁶⁾.

Der Ort, ein unbedeutendes Bauerndorf mit Dominium, Fialkirche und 312 Einwohnern (1939), bildete um die Wende des 12./13. Jahrhunderts den wichtigsten Ort des engeren Schweidnitzer Landes, dazu geworden durch die Stellung und den Einfluß seiner Grafen und durch seine Kirche, der einzigen in dieser Gegend. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts verlor Hohenposeritz an Bedeutung und trat sie an das benachbarte Würben ab, das nun durch seine Grafen der Mittelpunkt des Landes wurde. Schließlich gab die herzogliche Siedlungspolitik nach 1242 durch die Gründung der deutschen Stadt Schweidnitz dem Land seinen natürlichen Mittelpunkt, der auch nicht durch die Zuteilung der Stadt Striegau zum Schweidnitzer Kreise im Jahre 1932 verändert wurde. Wie das kleine Hohenposeritz Zentrum des Schweidnitzer Landes wurde und es durch seine Grafen kirchlich und verwaltungsmäßig beherrschte, das ist ein interessanter Werdegang.

Im 12./13. Jahrhundert zog sich ein Streifen dichten Waldes zwischen der Weistritz und dem Striegauer Wasser entlang von der Preseca bei Freiburg bis zum Pitschenberg hin. Überreste dieses Waldes sind heute noch vorhanden, der Nonnenbusch bei Zirlau, der Zedlitzbusch bei Zedlitz, der Königszelter Wald zwischen Königszelt und Peterwitz, Waldbestände bei Laasan, Konradswaldau, Raaben, Sasterhausen und am Pitschenberg. An den beiden Flüssen lebten nur wenige Menschen, vorwiegend als Fischer und Viehzüchter in den kleinen Orten Pitschen, Sasterhausen, Raaben, Saarau am Striegauer Wasser, in Domanze, Kratzkau, Gohlitsch an der Weistritz und in einiger Entfernung in Hohenposeritz ⁷⁾. Wahrscheinlich müssen wir das alte Poseritz am Südteil des heutigen Dorfes suchen ⁸⁾, das noch vor 1300 entstand. Wann die damaligen Menschen auf einem niedergebrannten Waldstück die Siedlung Poseritz errichteten, wissen wir nicht, jedoch bestand sie schon um 1150 und gehört damit zu den ältesten Orten des Kreises Schweidnitz.

⁶⁾ Für die Topographie von Hohenposeritz und Umgebung dient das Meßtischblatt Ingramsdorf (Nr. 5065).

⁷⁾ Der frühere Domanzer Pastor Emil Tschersich (Aus der mittelalterlichen Kirchengeschichte von Domanze und Umgebung, Studien des Wissenschaftlichen-Theologischen Vereins, Breslau 1913) vermutet, daß die Burg ("Gesesse") der Grafen auf der heutigen Luisenhöhe bei Schönfeld gelegen habe und das Dörfchen Poseritz „unten am Flusse“, also an der Weistritz zwischen Domanze und Schönfeld. Gegen diese Annahme spricht jedoch der Ortsname Poseritz. Alle Orte im Schweidnitzer Lande, die durch Rodung oder Niederbrennen des Waldes entstanden waren, liegen nicht unmittelbar an einem Flusse, z. B. Saarau (Brandstätte, Ossig (Aushau, Lichtung), Guhlau (Waldlichtung), Laasan (Buschwerk, Rodung), und so werden auch die ältesten Bewohner von Poseritz nicht unmittelbar an der Weistritz den Wald angezündet haben, sondern in einiger Entfernung davon.

⁸⁾ Vielleicht an dem Graben, der auf dem Meßtischblatt beim Punkte 187,0 eingezeichnet ist.

Im 12. Jahrhundert lebte in Schlesien der Graf Peter Wlast, Danus = Däne genannt⁹⁾, weil er oder seine Vorfahren aus Dänemark stammten, † 1153. Mit ihm nahe verwandt waren die Grafen von Poseritz, von denen zwei ausdrücklich als „cognati“ (Verwandte) des Peter Wlast bezeichnet werden, nämlich die Grafen Cosebor und Ylick von Posarische¹⁰⁾. Das älteste bekannte Mitglied war Graf Cosebor, der um das Jahr 1140 lebte und sich noch nicht als Graf von Poseritz bezeichnete¹¹⁾. In seinem Siegel führte er zwei durch einen Strich verbundene C, aus denen dann sich das Pfeilwappen der Grafen von Poseritz entwickelte¹²⁾. Näheres über Cosebor wissen wir nicht, vor allem nicht, wo er seinen Besitz hatte. Dieser wird sehr umfangreich gewesen sein, denn Cosebor war verwandt mit Peter Wlast und gehörte deswegen

⁹⁾ Eberhard Richtsteig, Peter Wlast (Archiv Bd. 18, S. 12 und Bd. 19, S. 13).

¹⁰⁾ C. Maleczynski, Codex diplomaticus Bd. I, 158 und SR 69. Wahrscheinlich auch Graf Mikor, Verwandter des Grafen Ylick und Mitbesitzer von Poseritz, consanguineus des Jaxa, des Schwiegersohns des Grafen Peter Wlast (H. Uhtenwoldt, Die Burgverfassung in der Vorgeschichte und Geschichte Schlesiens (Breslau 1938), S. 120).

¹¹⁾ Die folgenden Ausführungen über die Grafen entstammen zum großen Teil einer umfangreichen Korrespondenz mit Adolf Moepert, dem 1945 von den Russen erschossenen Erzpriester von Kanth, „dem vielleicht besten Kenner des schlesischen Kolonisationsbeginns“ (B. Panzram, Gedenkschrift für Kurt Engelbert, S. 8). Eine Reihe von Hinweisen Moeperts finden sich sehr zerstreut in seinen Aufsätzen in den Vorkriegsbänden des Archivs für schlesische Kirchengeschichte und der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens sowie in seinem Buche: Die Ortsnamen des Kreises Neumarkt (Einzelschriften zur schles. Geschichte Bd. 13 (1935).

¹²⁾ Graf Cosebor war (nach A. Moepert) der Ahnherr der späteren Edelleute von Koschembahr, der Grafen von Poseritz, der Grafen von Striegau, der Grafen Weltzeck, der Ritter von Kostka und wahrscheinlich der Grafen von Würben. Damals standen die Familiennamen noch gar nicht fest, sondern änderten sich öfters, besonders wenn mehrere Brüder da waren, die verschiedenen Besitz hatten und sich dann eben nach diesem Besitz nannten, hier etwa die Grafen von Poseritz, Grafen von Striegau, Grafen von Würben.

A. Moepert erklärte nun das Siegel des Grafen Cosebor wie folgt: Es ist ein Monogramm, das auf Cosek oder Cosca deutet. Ferner ist das Siegel des Grafen Paul von Striegau aus dem Jahre 1202 erhalten. Es sieht aus wie zwei aufeinanderfolgende große C, mit einem senkrechten Strich verbunden. Dreht man dieses Siegel im Uhrzeigersinn, so ergibt es die Form zweier nebeneinander stehender großen C, mit einem waagerechten Strich verbunden. Es dürfte sich also auch hier um ein Monogramm handeln, das auf den Namen Costca hindeutet. Noch klarer wird der Zusammenhang durch das Wappen des Grafen Ingram von Poseritz/Striegau (wiedergegeben in: Tägl. Rundschau 1958 Nr. 1), denn an dem Pfeilschaft hängt ganz deutlich erkennbar das C der Costca. Graf Ingram, der Gründer von Ingramsdorf, war aber der Vater des Grafen Paul. Der Vater hatte also ein C, der Sohn zwei C in seinem Siegel bzw. Wappen. Graf Cosebor, Graf Ingram von Poseritz und Graf Paul von Striegau führten demnach dasselbe Siegel.

H. Appelt, Schles. U.-B. Bd. 1 (1963) U. 86 (1201/03) erklärt das Siegel des Grafen Cosebor und das daraus entstandene Pfeilwappen der Poseritzer Grafen anders. Er bezieht sich auf das Siegel des Grafen Gnevomir von Poseritz/Striegau, das an der Urkunde Nr. 86 hängt, noch dem 12. Jh. angehört und das älteste erhaltene Siegel eines schlesischen Adligen ist. Es ist oval, an Pergamentstreifen, im Siegelbild zwei Hufeisen, durch ein Kreuz verbunden. † Sigill Gnevomiri. Daraus könnte der Pfeil der Poseritzer Grafen entstanden sein. Abb. u. a. Archiv Bd. 17 (1959), Wappen der Grafen von Würben; Wappen des Grafen Ingram („her ymmeram“) aus dem Jahre 1369 in: Tägl. Rundschau Jg. 1958 Nr. 1.

dem schlesischen Hochadel an¹³⁾. Umso besser sind wir dann über seinen mutmaßlichen Sohn orientiert, den Grafen Wolf, Wilk, Lupus, Ylick, Ilick, Ilicus¹⁴⁾. Er wandte sich in die Schweidnitzer Gegend, gründete dort wahrscheinlich das Dorf Wilkau und nannte es nach seinem Namen¹⁵⁾. Dann verlegte er seinen Wohnsitz in das 8 km entfernt liegende Poseritz und nannte sich nach ihm comes de Posarische, etwa um 1160¹⁶⁾. Auch er führte das Poseritzer Pfeilwappen im Siegel. Fünf Söhne hatte er, Wilk (Verkleinerungsform Wiltzek), der Wilxen Kreis Neumarkt den Namen gab, Peter, wahrscheinlich der Namensgeber von Peterwitz Kreis Schweidnitz¹⁷⁾, Ingram, der nicht weiter hervortrat, Heinrich, der mutmaßliche Stammvater der Grafen von Würben¹⁸⁾, Gnevomir. Eine Tochter dürfte den Michael von Dalebor geheiratet haben, der in der Nimptscher Gegend begütert war. Eine andere Gräfin Poseritz¹⁹⁾, wohl Gregoria, heiratete vor 1160 einen Grafen von Pogarell (Pogrell), ihr Sohn war Jarachus, der mutmaßliche Gründer von Jerschendorf Kreis Striegau, ihr Enkel Janus von Pogarell, 1226 Archidiakon von Breslau²⁰⁾. Die Gräfin brachte ihrem Gatten wohl die Dörfer

- ¹³⁾ Cosebor und Wilk führten den Titel „comes“ = Begleiter, dann Graf. Da die Herzöge ihre „Begleiter“ nur aus zuverlässigen, vornehmen Adelsfamilien nahmen, wandelte sich die Bedeutung bald zu Graf, dem der Herzog die Ausübung aller herzoglichen Rechte übertrug und durch reiche Geschenke, Belehrung mit Land und Grundbesitz, Übertragung der Gerichtsbarkeit usw. auszeichnete, so daß der Graf in seinem Bezirk selbst wie ein kleiner Herzog schalten und walten konnte. Meist traten auch Söhne und Enkel in den engeren Dienst der Herzöge; ihre Ämter vererbten sich wie auch später Amt, Titel und Name des Schulzen (scultetus). Der Titel comes (Graf) blieb in der Familie und bildete nun das Adelsprädikat. S. Eberhard Richtig, Archiv 18, S. 9, Anm. 59.
- ¹⁴⁾ Maleczynski Bd. I. S. 111, Anm. 8 setzt Ylick = Wilk, daher sind meine Ausführungen über die Grafen von Poseritz und Striegau (Tägl. Rundschau 1958/1 und 1963/16 S. 5) zu berichtigen. Daß Ylick der Sohn Cosebors war, läßt sich nicht beweisen, sondern auf Grund des gemeinsamen Siegels nur annehmen. „Ylick und seine Söhne . . . aus dem Hause Poseritz vom Wappen Stregonia“. Graf Ylick starb vor 1175 (v. d. Heydebrand und der Lasa, Altschlesien Bd. 6 (1936) S. 348).
- ¹⁵⁾ Annahme von A. Moepert. Wilkau = Dorf des Wilk, Nachbarort des damals noch nicht existierenden Weizenrodau, gegründet 1243. Demzufolge wäre Wilkau etwa um das Jahr 1150 gegründet worden (1939 ein kleines Dorf mit 420 Einwohnern). 1285 war Wilkau immer noch in Familienbesitz. Damals hieß der Besitzer Graf Simon von Wilkau, war aber ein Graf von Würben, der das Poseritzer Pfeilwappen führte (SR 1862). L. Radler, Beiträge zur Geschichte der Grafen von Würben, Archiv Bd. 17, S. 88, Anm. 10, 12.
- ¹⁶⁾ Annahme von A. Moepert.
- ¹⁷⁾ L. Radler, Beiträge zur Geschichte v. Peterwitz Kr. Schweidnitz, Archiv Bd. 16, S. 271.
- ¹⁸⁾ Henricus de Wifena (= wohl verschrieben für Wrfena = Wrbna = Würben). L. Radler, Beiträge zur Geschichte der Grafen von Würben, Archiv Bd. 17, S. 86 und A. Moepert, Archiv Bd. 4, S. 24.
- ¹⁹⁾ Ob es eine zweite Tochter des Grafen Ylick war, ist nicht mehr nachzuweisen. Dazu Archiv Bd. 16, S. 269.
- ²⁰⁾ Karl Eistert, Beiträge zur Genealogie des Breslauer Bischofs Preczlaus von Pogarell (1259–1376), Archiv Bd. 20 (1962), S. 226, 230, 288.

Grunau und Laubnitz Kreis Frankenstein als Ausstattung in die Ehe mit, denn sie zinsten bis 1200 an die Kirche in Poseritz ²¹⁾).

Der für das Schweidnitzer Land wichtigste der fünf Söhne Ylicks war Gnevomir (Gnevomer, Gneomir, Gnevomerus, Gnevomirus, Gnovmirus) ²²⁾, der zusammen mit Graf Mikor weite Teile des Schweidnitzer Landes mit dem Kloster Leubus in Verbindung brachte. Dieser Graf Mikor (Michora, Mycora), über den nicht viel bekannt ist, gehörte wohl auch der Poseritzer Grafenfamilie an, jedenfalls war er um 1170 Mitbesitzer von Poseritz ²³⁾. Sohn des Grafen Gnevomir war Graf Ingram, der von Poseritz nach Striegau übersiedelte (wohl noch vor 1200), wahrscheinlich weil er dort Kastellan war und mit seinem Vater in der Umgebung größeren Grundbesitz erworben hatte. Von nun an nannten sich die Poseritzer Herren meist Grafen von Striegau. Ingrams Name kommt in zweifacher Schreibung vor. Ursprünglich trug er den schönen, alten, deutschen Namen Heimram, Emeram. So hieß der Missionar Bayerns und Patron der Diözese Regensburg. Nach diesem Heiligen nannte Graf Gnevomir seinen Sohn, der um 1170 geboren sein könnte ²⁴⁾ und zwischen 1230 und 1239 starb. Später deutete man den Namen Hemmeram in Ingram um, der mehr in Mode kam und den älteren Emmeram verdrängte. Daher finden wir den Namen des Poseritzer Grafen unterschiedlich geschrieben, um 1170 Heimram, Emmeram, um 1180 Ingramus, 1228 Ymbramus, 1239 Hymrammus, 1369 „her ymmeram“ (Emmiramus, Emramus, Ymram, Imram) ²⁵⁾. Um 1369 stellte der Herold Heynen, genannte Gelre (d. h. aus Gelderland/Rheinland) ein Wappenbuch zusammen, in das er über 1800 Wappen der Fürsten Europas und ihrer Lehnsleute aufnahm, darunter das von „her ymmeram“. Es zeigt in Rot eine weiße, steigende Pfeilspitze, die auf einem weißen, unten

²¹⁾ Archiv Bd. 16, S. 267. Järischau grenzte an Poseritzer Gebiet, daher sind Beziehungen zwischen Poseritzer Grafen und den Pogarell bei der Erschließung des Landes um Striegau wahrscheinlich. So fungierten Jaroslaus, Predzlaus und Janus von Pogarell als Urkundenzeugen, als Herzog Heinrich die Schenkung der Kirche in Striegau an die Johanniter durch Graf Hemram von Poseritz bestätigte (1203, S. R. 107).

²²⁾ slaw. gniw, gnevu = Zorn. Eine Kurzform von Gnevomir ist wahrscheinlich Gonica (Mitteilung von Hans Dobbertin Eldagsen). So hieß um 1240 ein Graf von Würben.

²³⁾ Er wird schon 1154 als Urkundenzeuge genannt (Schles. U.-Buch Nr. 323), doch ist diese Urkunde nach Heinrich Appelt eine Fälschung aus der Zeit vor 1210. Er war „consanguineus“ des Jaxa, des Schwiegersohns des Grafen Peter Wlast und soll einer der Nachfolger des Peter Wlast als Kastellan von Breslau gewesen sein (H. Uhtenwoldt, Die Burgverfassung in der Vorgeschichte und Geschichte Schlesiens (1938), S. 120). E. Richtsteig, Peter Wlast, 2. Teil (Archiv Bd. 19, S. 17) weist darauf hin, daß in der Familiengruppe der Kopaszyn die Namen Jaxa und Mikora heimisch waren. Die Kopaszyn wiederum waren aufs engste verwandt mit den Grafen von Würben (Archiv Bd. 17, S. 91), die wahrscheinlich von den Poseritz abstammten (Archiv Bd. 17, S. 87 f). Bei der nahen Verwandtschaft der drei Geschlechter war Graf Mikor wohl ein Vetter der Poseritzer Grafen und Mitbesitzer von Poseritz, das ja damals wie alle Dörfer nicht einem einzelnen gehörte, sondern Familien-eigentum war; wenn er nicht überhaupt dem Geschlecht der Poseritz angehörte.

²⁴⁾ Der Vater Gnevomir starb am 9. März 1185.

²⁵⁾ SR 132, 161, 336, 342.

offenen Ringe steht. Die Decke des Wappens ist blau, die Helmzier zeigt zwei Arme in blauen Ärmeln, die außen mit einer gelben Knopfreihe besetzt sind²⁶⁾. Verheiratet war Ingram mit seiner Verwandten Dobrosyfn (ein verschriebener und bis jetzt nicht zu erklärender Vorname), Tochter des Jarachius von Pogarell. Der Sohn Ingrams war Graf Paul, dessen Name nur in deutscher oder lateinischer Sprache vorkommt und der sich nur noch Graf von Striegau nannte und als Wohltäter der Striegauer Johanniterkommende bedeutsam für die älteste Geschichte dieser Stadt wurde. Sein Wappen zeigt den Poseritzer Pfeil mit der Spitze nach unten, erhalten in einem Siegel aus dem Jahre 1202. Graf Paul wird zum ersten Mal 1202 genannt, gestorben nach 1239.

Die Siedlungstätigkeit der Grafen

Durch die Poseritzer Grafen erhielt die Schweidnitzer Gegend ein neues Aussehen und trat erstmalig bedeutsam in der Geschichte Schlesiens auf²⁷⁾. Das Schweidnitzer Land lag um 1150 an der Grenze nach Böhmen, die von einem kaum zu durchdringenden Urwald und Grenzähg gesichert war, der Preseca. Sie zog sich etwa bis zur heutigen Bahnlinie Striegau—Schweidnitz—Reichenbach heran. Siedlungen darin waren bis auf einige Ausnahmen untersagt, ihre wenigen Zugänge wurden durch Burgen, Kastelle genannt, geschützt. In unserer Gegend lagen ein Kastell bei Striegau, das die Gebirgspässe von Landeshut und Liebau sicherte²⁸⁾, und das Kastell Gramolin²⁹⁾, das wohl den Nord-Südweg von Striegau nach Wartha beobachtete. Alle Kastelle bildeten den militärischen, wirtschaftlichen, politischen, verwaltungsmäßigen Mittelpunkt und auch den religiösen, indem sie meist eine Kapelle besaßen³⁰⁾. Die Burgbesatzung befehligte der Kastellan, er war oberster Richter in seinem Bezirk, leitete die Verwaltung und war Beauftragter und Stellvertreter des Herzogs in seinem Kastellanebezirk. Als Angehörige des schlesischen Hochadels und engste Vertraute des Herzogs setzte dieser die Poseritzer Grafen gern als Kastellane ein.

²⁶⁾ Also das Poseritzer Pfeilwappen. Federzeichnung davon in: Tägliche Rundschau Jg. 1958, Nr. 1, S. 7.

²⁷⁾ Wenn wir von der Zobtener Gegend absehen, die ja mit ihrem Zobtenberg (seit 1932 zur Hälfte Kreis Schweidnitz, zur anderen Kreis Breslau) und dem Augustiner-Chorherrenkloster zu Gorkau schon lange Mittelpunkt von ganz Schlesien war.

²⁸⁾ Anfang Juni 1745 zog das österreichisch-sächsische Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Schwager der Kaiserin Maria Theresia, über den Landeshuter Paß in Richtung Breslau. Friedrich II. ließ seine Armee gegen Striegau zu aufmarschieren und schlug die Österreicher in der Schlacht bei Hohenfriedeberg (4. 6. 1745), wie sie von den Preußen genannt wurde, von den Österreichern und Sachsen dagegen Schlacht von Striegau.

²⁹⁾ Nach M. Treblin Gräditz Kreis Schweidnitz, nach A. Moepert (Archiv 2, S. 8) der Geiersberg, 7–8 km entfernt von Gräditz.

³⁰⁾ Für Gräditz nicht nachzuweisen, wohl aber für Striegau (Holzkirche in der benachbarten Siedlung).

Nachzuweisen sind: Graf Wilk Kastellan in Lebus bei Frankfurt/Oder, die Grafen Gnevomir und Ingram in Ritschen (Recen) bei Brieg, wahrscheinlich Graf Ingram Kastellan in Striegau. Desgleichen wurden sie gern als Urkundenzeugen herangezogen, wozu man nur besonders angesehenen und zuverlässigen Männern nahm, etwa um 1157 Graf Gnevomir, 1221 und 1230 Graf Ingram³¹⁾.

Von den beiden Kastellaneien des Schweidnitzer Landes war Striegau die wichtigere und bedeutendere, der gegenüber Gramolin sehr zurücktrat. Diese ist überhaupt nur ein- oder zweimal erwähnt. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts wurde sie durch das neu aufkommende Poseritz zurückgedrängt (durch die Übersiedlung des Grafen Wilk von Wilkau nach Poseritz); damit verlagerte sich der Schwerpunkt des südlichen Teils des Schweidnitzer Landes von Gramolin nach Poseritz, während für den nördlichen Teil die Kastellanei Striegau der unangefochtene Hauptort blieb³²⁾.

In einer Urkunde kommt der Ausdruck *circuitus* vor, polnisch *Ujasd*, der zunächst Umgehung im Sinne einer Besitzergreifung oder Besitzübertragung bedeutet, dann das umschrittene Land selbst. Der *circuitus* ging so vor sich, daß der Herzog, der einen größeren Wald einem seiner Ritter oder einem Kloster übertragen wollte, selbst oder sein Stellvertreter den für eine Schenkung in Aussicht genommenen Wald umritt und begrenzte. Bäche, Quellen, Teiche, Bäume nahm man als Grenzzeichen, denn die Grenze war im dichten Walde sehr unübersichtlich³³⁾. Zudem gab es noch keine Vermessung, keine Karte, kein Kataster. Fand man keine natürlichen Grenzzeichen, so markierte man sie dadurch, daß man Kerben in die Bäume hieb. Das umrittene Gebiet konnte so groß sein, daß man mehrere Dörfer darauf anzulegen vermochte, wie es auch beim Poseritzer *circuitus* geschah³⁴⁾. Die Vermutung liegt nahe, daß der Poseritzer Umritt stattfand, als Graf Ylick seinen Wohnsitz dorthin verlegte, also noch vor 1175. Damit war die tief im Walde versteckte, unbekannte und unscheinbare Siedlung einiger weniger Menschen der Wohnsitz eines mächtigen und bedeutenden Grafen geworden und bekam den Nutzen davon bald zu spüren. Sie erhielt eine Burg und eine Kirche und wurde nun Mittelpunkt nicht nur

³¹⁾ Schles. Urkundenbuch Nr. 311 vom 14. Sept. 1230 (SR 243). Graf Ingram erwähnt (cum comite Immeramo). Er legt zusammen mit Bischof Lorenz von Lebus Zeugnis ab, daß der Kastellan von Ratibor einige Güter dem Kloster Lebus übertragen habe.

³²⁾ Schweidnitz spielte um 1160 noch gar keine Rolle, wenn es damals überhaupt schon bestand. Gründung der Stadt Schweidnitz nach 1242.

³³⁾ Oft nahm man einen Jungen mit, möglichst einen Sohn des neuen Besitzers, und verabreichte ihm bei jedem markanten Grenzpunkt eine kräftige Ohrfeige, damit er sich sein ganzes Leben daran erinnerte, wo die Grenze verlief.

³⁴⁾ Ein *circuitus* fand bei Ober-Mois Kreis Neumarkt statt, ein weiterer (nach einer formal gefälschten, aber sachlich wohl richtigen Urkunde von 1209) in der Zobtengegend.

des circuitus, sondern auch der weiteren Umgebung, die bisher meist aus brach und nutzlos daliegenden Flußauen, Sumpf- und Waldgebiet bestand³⁵⁾. Die Poseritzer Grafen suchten nun zunächst den circuitus zu erschließen. Am Striegauer Wasser legten sie zwei Güter an, die von Hörigen bewirtschaftet wurden, Raaben (1246 Drobnissowo) und wahrscheinlich auch Pitschen (1271 Pyffin oder Proczin, 1365 Pycze, Picze), denn es war von Anfang an nach Poseritz eingepfarrt, bis es nach 1667 zu Ingramsdorf kam. Die Entfernung dahin von Poseritz aus war mit über 5 km noch ziemlich beträchtlich, daher ließen sich beide Besitzungen am Striegauer Wasser nicht besonders gut von Poseritz aus überwachen. Zudem bot das Auengebiet der Tarne die Möglichkeit, auf halbem Wege nach Raaben ein weiteres Vorwerk zu errichten, das wesentlich kleiner als Raaben und wahrscheinlich nur ein Außenposten von Poseritz war. Nach dem Tarnebach nannte man das neue Vorwerk Tarnau³⁶⁾.

Den Wohnsitz der Poseritzer Grafen, die ja als Kastellane auch an anderen Orten lebten, müssen wir uns als ein befestigtes Haus vorstellen, denn Burg oder Schloß wäre zuviel gesagt. Wo es stand, ist unbekannt³⁷⁾. Die Abgaben des Dorfes und seiner Umgebung schenkte der Graf Mikor der Peterskapelle auf der Dominel in Breslau, die seit 1175 dem Kloster Leubus gehörte. Diesen Kirchenzehnten führten die Poseritzer bis ins 17. Jahrhundert nach Leubus ab, erst dann entrichteten fünf Poseritzer Bauern ihren Zehnten an die Poseritzer Kirche³⁸⁾.

³⁵⁾ Wir kennen den genauen Umkreis des Poseritzer circuitus, der die heutigen Orte Ingramsdorf, Klein Merzdorf, Raaben, Tarnau, Konradswaldau, Hohenposeritz, Schönfeld und Pitschen umfaßte, etwa 3000 ha groß (Emil Tschersich, Aus der mittelalterlichen Kirchengeschichte von Domanze und Umgebung, Studien des Wissenschaftlich-Theologischen Vereins, Breslau 1913 unter Hohenposeritz). Dem circuitus entsprach noch 1667 ungefähr die Pfarrei Hohenposeritz (Hohenposeritz, Konradswaldau mit Neu Sorgau u. Freudenthal, Klein Merzdorf, Pitschen, Raaben, Schönfeld).

³⁶⁾ von tarn = Weißdorn. 1213 als tarnow zum ersten Mal erwähnt, 1939 ein Dorf mit 96 Einwohnern. (L. Radler, Tarnau, Tägl. Rundschau 1961 Nr. 13). Im 13. Jh. wurden auf dem Poseritzer Gebiet auch die deutschen Dörfer Ingramsdorf, Schönfeld, Klein Merzdorf und Konradswaldau angelegt.

³⁷⁾ Emil Tschersich vermutet, auf der heutigen Luisenhöhe, die später zu Schönfeld kam, doch könnte das Blockhaus auch am Südende des alten Dorfes gelegen haben, wo es besser geschützt war als auf der Luisenhöhe.

³⁸⁾ J. Jungnitz, Visitationsberichte des Diözesen Breslau 1666/67 S. 676. Schlesisches Urkundenbuch 1. Band (1963) Nr. 77: 23. Mai 1202. Herzog Heinrich I. bestätigt dem Kloster Leubus seine Besitzungen, darunter „taberna et decima de totali circuitu Posaricz.“ Nr. 93: Herzog Heinrich verbrieft dem Kloster Trebnitz die Höhe der Abgaben und Leistungen genannter Dienstleute (um 1240): Kuatck de Posarisc cum fratre, qui rotas parant, debent solvere ternas rotas annuatim ad ecclesiam. (Also hier auch eine Verbindung von Poseritz zum Kloster Trebnitz). Nr. 171. Bischof Lorenz bestätigt dem Kloster Leubus alle Zehnten der Klosterkirche und der anderen zu Leubus gehörenden Kirchen. 18. April 1218. „Ad sanctum Petrum in Wrotislauiā decimam Ho (= hoch) Pozarisch tocius illius circuitus et sortem de Zorauino, quam sortem contulit Mycora ecclesie beati Petri“. Nr. 279 (15. Juni 1227, SR 323). Papst Gregor IX. nimmt das Kloster Leubus in seinen Schutz und bestätigt ihm die genannten Güter und Zehnten, darunter „in Wrotislauiā de Posarisch cum pertinentiis suis, eorum que Michora habuit in Zorauin“.

Die Kirchengründung in Poseritz war für Dorf und Land das wichtigste Ereignis im 12. Jahrhundert. Damals bestanden ja nur zwei Kirchen, die zu Gorkau für die Zobtengegend, deren Pfarrer ein Augustiner-Chorherr aus dem Breslauer Sandstift war, und die Peterskirche in Striegau, geweiht vom Bischof Walter (1149/69). Mit dieser kläglichen kirchlichen Betreuung fanden sich die Poseritzer Grafen nicht ab, sondern gründeten in ihrem Dorf eine weitere, die dritte im Schweidnitzer Land³⁹⁾. Zwar war seit dem 10. Jahrhundert die Bevölkerung christlich, jedoch hatte das Christentum später einen schweren Rückschlag erlitten und war wohl überhaupt bei der ungebildeten, sozial gedrückten Bevölkerung, die ja zum größten Teil aus Hörigen bestand, ein Namenschristentum. Die Herzöge und ihre Paladine suchten hier Wandel zu schaffen. Die alte Poseritzer Kirche stand nicht wie die heutige auf der höchsten Spitze des Berges, sondern neben dem Blockhaus (Burg) der Grafen, tief versteckt im Walde, aus Holz gebaut.

Damals gehörten die Kirchen nicht der Kirchengemeinde, sondern dem Gründer und Erbauer als Privateigentum, „Eigenkirche“⁴⁰⁾. Sie waren zunächst für die Herrschaft selbst gedacht, dann für ihr Gesinde und schließlich auch für die Orte der Umgebung⁴¹⁾. Als dann die umfangreiche Herrschaft Poseritz in einen nördlichen und einen südlichen Teil aufgeteilt wurde, blieb der nördliche bei Poseritz, der südliche wurde der neugegründeten Kirche zu Würben gegeben, der „Eigenkirche“ der Grafen von Würben. Der Eigentümer der Kirche bestimmte auch den Pfarrer, setzte ihn wohl bisweilen auch wieder ab⁴²⁾. Ein Pfarrhaus in Poseritz gab es zunächst noch nicht, sondern der Pfarrer durfte bei seinen Standesgenossen auf dem Gutshof gewohnt haben, so wie die Striegauer Pfarrer als „herzogliche Kapläne“ im Haushalt des Kastellans in der Striegauer Burg Unterkunft fanden.

Die ältesten Kirchen Schlesiens, etwa Költzchen, Militsch, Domslau, Trebnitz u. a. zeichneten sich durch großen Grundbesitz aus, oftmals ganzer Dörfer. Sie hatten auch Schenken und waren Stationen am Reiseweg, 1202 wird die „taberna . . . Posaricz“ erwähnt (s. Anm. 38). Diese reichen Pfarreien wurden gern den Klöstern inkorporiert, um

³⁹⁾ Da der Graf Mikor die Abgaben von Poseritz dem Kloster Leubus übertrug, bestand die Poseritzer Kirche noch nicht. 1185 starb der mutmaßliche Gründer Graf Gnevomir, daher ist die Gründung der Kirche in die Jahre 1175 bis 1185 zu legen, zum ersten Male erwähnt um 1200(SR 71a).

⁴⁰⁾ Z. B. Kirche zu Würben, Eigentum der Grafen von Würben, zu Striegau, Eigentum des Grafen Hemmeram von Poseritz/Striegau, der sie um 1203 den Striegauer Johannitern schenkte.

⁴¹⁾ Für das Folgende: E. Michael, Die schlesische Kirche und ihr Patronat im Mittelalter (Görlitz 1926) und L. Radler, Beiträge zur Geschichte von Peterwitz Kreis Schweidnitz (Archiv Bd. 16, S. 265 f).

⁴²⁾ Es ist anzunehmen, daß die ersten Poseritzer Pfarrer der Grafenfamilie entstammten, da die anderen Bewohner, alles Hörige, zu ungebildet waren. Noch 1294 stammte der Poseritzer Pfarrer aus der Adelsfamilie von Liebenthal.

deren Dotation zu verbessern, oder Domherren wurden Pfarrer dort, unterhielten aber einen Vertreter. Die gute Dotation war nötig, weil die Wirtschaft extensiv und daher wenig ertragreich war. Dagegen reichte die Ausstattung der deutschrechtlichen Dörfer im 13. Jahrhundert mit im allgemeinen zwei Hufen als Widmut aus, weil der Pfarrer sie meist selbst bewirtschaftete^{42a)} Dies konnte nun durch die Dreifelderwirtschaft intensiver gesehen, zumal das Land nicht wie in slawischer Zeit den Leuten vom Herzog nur zur Nutznießung widerruflich übertragen wurde. Die wichtigste Einnahmequelle der Pfarrer waren die Zehnten, die im 12. Jahrhundert nur aus Naturalabgaben, nie aus Geldzehnten bestanden. Feldzehnt nannte man sie oder Garbenzehnt (*decimas manipulatim in campis*, auch Manipelzehnt, Archiv 17, S. 92). Er bestand nur aus Getreide, während Hirse, Rüben und Wicken zehntfrei waren. Die Hörigen zahlten den Zehnten „unter der Anschauung, daß der Kirche der Zehnt von allen Einkommen auf Grund göttlichen Rechts gebühre“.

Wenn das Getreide gemäht war, erschien innerhalb von acht Tagen der Pfarrer oder sein Beauftragter und bestimmte seinen Zehnt, das heißt jede zehnte Garbe. Erst wenn diese eingebracht war, durfte der Hörige als Zehntverpflichteter auch seine neun Garben in die Scheune bringen. Dabei gab es viele Unzuträglichkeiten, besonders wenn das Wetter schlecht war. Um die Mißstände abzuschaffen, befahl 1267 der päpstliche Legat Guido⁴³⁾, daß die Zehntempfänger, also die Pfarrer, schon nach zwei Tagen zur Abnahme des Zehnten aufgefordert werden sollten. Nach Ablauf dieser Zeit konnte dann der Hörige seine Ernte einbringen ohne Rücksicht darauf, ob der Pfarrer schon die zehnte Garbe erhalten hatte⁴⁴⁾. Zusammenliegende Dörfer bildeten einen Zehntbezirk, z. B. die Dörfer am Zobten (Groß- und Klein Wierau, Seiferdau, Kaltenbrunn, Strehlitz, Klein-Bielau, Qualkau) für das Bres-

^{42a)} Dies geschah vereinzelt noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, z. B. in Strehlitz, wo der dortige Pfarrer seine Widmut von den Bauern und Bauernjungen bearbeiten ließ. Letztere machten es sehr gern, da sie dann nicht in die Schule mußten. Der Pfarrer hatte in seinem Stalle ein Reitpferd stehen, mit dem er alle 14 Tage zum Gottesdienst in seine drei Kilometer entfernte Ferialkirche Guhlau ritt.

⁴³⁾ 1248 auf der Synode in Breslau unter Vorsitz des päpstlichen Legaten Jakob von Lüttich wurden die Zehntempfänger verpflichtet, den ihnen zustehenden Zehnt binnen kurzer Frist wegzuschaffen, damit der Zehntpflichtige die ihm verbleibende Ernte rechtzeitig bergen könne (Fr. X. Seppelt, *Gesch. des Bistums Breslau*, 1929, S. 26). Über den Kirchenzehnten verfügte der Bischof, der ihn für das Bistum behielt oder Kirchen oder Klöstern überließ. Die Ritter dagegen konnten die Zehnten ihrer Eigenbesitzungen den Kirchen oder Klöstern ihres Wohlwollens geben, der Herzog natürlich auch.

⁴⁴⁾ Die im 13. und 14. Jh. einwandernden Deutschen gaben sich mit dieser alten slawischen Zehntverfassung gar nicht erst ab, sondern führten das Recht ein, das sie aus ihrer Heimat kannten (Malterzehnt oder Umwandlung in Geldzehnt). Dies geschah spätestens bei der Verleihung des deutschen Rechts an die Dörfer, z. B. Lüssen 1239, Järschau 1266, Klein Bielau und Strehlitz 1247.

lauer Sandstift ^{44a}), die Dörfer bei Striegau (Alt-Striegau, Stanowitz, Tschechen, Resso) für die Striegauer Johanniter. Der Poseritzer Zehntbezirk war jedoch schon vom Grafen Mikor dem Kloster Leubus zugeteilt worden, so daß Graf Gnevomir seine neue Kirche mit anderen Orten ausstatten mußte. Es waren Ossig Kreis Striegau (ab 1932 Kreis Neumarkt), Pläswitz Kreis Neumarkt ⁴⁵), Sanderhof Kreis Striegau ⁴⁶), Lopenica (Laubnitz) und Ystebcha (Grunau), beide Kreis Frankenstein. Der Poseritzer Pfarrer mußte also seinen Zehnten zur Erntezeit aus den Kreisen Striegau (bzw. Neumarkt) und Frankenstein abholen. Kein Wunder, wenn er eine Änderung erstrebte und sich bemühte, näher und bequemer gelegene zinspflichtige Orte, vielleicht sogar einen Zehntbezirk zu erwerben. Er konnte das aber nur durch seinen Vorgesetzten, den Bischof. Hier dürfte sich der Eigentümer der Kirche, Graf Ingram, eingeschaltet haben ⁴⁷). Jedenfalls änderte um 1200 der Bischof Jaroslaus die Poseritzer Zehntverhältnisse ⁴⁸) und teilte anstatt der weit entlegenen Dörfer in den Kreisen Striegau und Frankenstein der Kirche die Orte Jauorawo (Alt-Jauernick), Tissech ⁴⁹), Petri villa (Peterwitz) zu, die wesentlich näher lagen und einen Zehntbezirk bildeten. Wahrscheinlich wurden die neuen Dörfer auch seelsorglich der Poseritzer Kirche zugeteilt, so daß der Pfarrer immerhin noch einen ausgedehnten Sprengel zu betreuen hatte. Er war ja nicht Seelsorger im modernen Sinne, sondern übte die wichtigsten geistlichen Funktionen aus, Taufe, Messe, Kommunionsspendung, diese meist nur zu Ostern. Dies vermochte er bei der geringen Einwohnerzahl der Orte auch für einen weiten Umkreis, zumal er seine Dörfer zu Pferde aufsuchte und daher an einem Tage bis zu 40 km zurücklegte.

Noch vor dem Jahre 1200 verlegte Graf Ingram seinen Wohnsitz nach Striegau, wahrscheinlich weil er dort Kastellan geworden war ⁵⁰) und schon sein Vater ein größeres Gebiet erworben hatte ⁵¹). Das gräfliche Herrschaftsgebiet reichte also von nördlich Striegau bis westlich Frei-

^{44a}) H. Hoffmann, Sandstift und Pfarrei St. Maria in Breslau (1971)

⁴⁵) A. Moepert, Die Ortsnamen des Kreises Neumarkt (1935) S. 107; s. auch Archiv Bd. 21, S. 303 f.

⁴⁶) Das um 1200 genannte Scharino deutete A. Moepert als Sanderhof, nicht wie bisher Saarau. Vorwerk Sanderhof am Sanderwald, Kreis Striegau, ab 1932 Kreis Neumarkt (s. Meßtischblatt 4964 Kuhnern). Laubnitz und Grunau hatte wohl die Gräfin Gregoria ihrem Gatten als Mitgift in die Ehe gebracht (s. Anm. 19). Beide Dörfer wurden später dem Kloster Kamenz geschenkt.

⁴⁷) Siehe auch Archiv Bd. 16, S. 268, Anm. 11.

⁴⁸) Urkunde von 1200, SR 71a. Siehe auch Archiv Bd. 16, S. 267.

⁴⁹) Wahrscheinlich nicht Tschechen, sondern Peterwitz (Archiv Bd. 16, S. 270).

⁵⁰) Das Kastell befand sich auf dem Breitenberg und wurde 1241 von den Mongolen zerstört.

⁵¹) Damals begann also bereits die Erschließung der Preseca an der Polsnitz entlang durch die bis ins Gebirge vorgeschobenen Orte Zirlau, Polsnitz, Salzbrunn (Salicowo). Siehe L. Radler, Zur Gründung der Stadt Freiburg in Schlesien (Archiv Bd. 19, S. 91–102).

burg (Luftlinie etwa 25 km, Zirlau (Cirne), Zedlitz (Pezeycna, Pasechna)⁵²), Alt-Striegau, Lüssen (Lussina) nachweislich und wahrscheinlich Tschechen (Chehi, ab 1935 Friedrichsrode), Stanowitz (Ztanowischa, ab 1935 Standorf)⁵³), Ressonno (Werschem)⁵⁴), Liebichau (Lubessow)⁵⁵). Die Polsnitzer Kirche⁵⁶) war schon vor dem Jahre 1227 gegründet worden und vom Herzog mit zwei Freihufen (wahrscheinlich Wald) dotiert worden, „ die die Ansiedlung, wieviel auch der Herzog an Geld und Getreide den locatores zu Hilfe gab, doch schlecht gedieh und der

⁵²) L. Radler, Zedlitz, Tägl. Rundschau 1960 Nr. 23.

⁵³) L. Radler Standorf (Stanowitz), Tägl. Rundschau 1958 Nr. 21.

⁵⁴) Nach A. Moepert in Striegau aufgegangenes Vorwerk (L. Radler, Ortsnamen des Kreises Schweidnitz, Tägl. Rundschau 1958 Nr. 21). Die Entfernung von Liebichau bis Lüssen (Luftlinie) beträgt etwa 25 km. Das Herrschaftsgebiet der Grafen war also recht umfangreich und bildete mehrere zusammenhängende Zehntbezirke.

⁵⁵) Die Bedeutung der slawischen Ortsnamen nach A. Moepert und nach einer schriftlichen Auskunft des Slawisten Dr. Wilhelm Witte, vor dem Kriege Bibliotheksrat an der Staats- und Universitätsbibliothek Breslau. Zusammengefaßt bei L. Radler, Die Ortsnamen des Kreises Schweidnitz (Tägliche Rundschau 1957, Nr. 15, 16, 17, 18). Zedlitz, 1239 Pezeycna, 1255 Zedlce oder Pasechna, 1279 Sedelicz. Pasechna, pasieka = Verhau, Bienengarten. Demnach lebten die ersten Bewohner vorwiegend von Bienenzucht. Das Dorf lag am Rande der Preseca, man beutete wahrscheinlich auch die Nester der Waldbienen aus. Im zweiten Namen Zedlitz, der sich ab 1255 durchsetzte, steckt sedlic = Ansiedler. Anscheinend haben die Johanniter das nur wenige Imker zählende Dorf durch weitere Ansiedler vergrößert. Die Schenkung des Ortes an die Kommende war äußerst wertvoll, denn die Imker lieferten nicht nur den Honig, den man ja anstatt des noch nicht bekannten Zuckers zum Süßen der Speisen und Getränke brauchte, sondern auch das Wachs für die Kerzen, und die Johanniter werden davon für ihre Stadtpfarrkirche große Mengen gebraucht haben. Noch wertvoller wurde Zedlitz für die Kommende, als es auch aus seinen Weinbergen Meß- und Tischwein lieferte. (L. Radler, Weinbau im Schweidnitzer Land, Archiv Bd. 22, S. 296) Tschechen, 1203 Chehi, 1255 Chechi und Czechina. 1932 in Friedrichsrode umgenannt. Ortsname entweder nach einer Siedlung tschechischer Kriegsgefangener, von tschechischen Einwanderern oder nach einer Einzelperson, die aus der Tschechei einwanderte. Schles. Prov.-Bl., 1862, S. 479: „Name wohl von einer Niederlassung eingedrungener Tschechen, wohl in der ersten Hälfte des 11. Jh. zur Zeit der langen Kriege zwischen Böhmen und Polen. Die böhmischen Ansiedler wurden von den benachbarten Polen Czechy genannt, die Bezeichnung ging später auf den Ort über . . . Ein zweites Tschechen bei Kostenbluth (1272 vom Abt Wilhelm des Vinzenzklosters in Breslau nach deutschem Recht neu begründet)“. Das Kostenbluther Tschechen zählte 1929 76 Einwohner, das Schweidnitzer dagegen 754. Stanowitz, 1203 Ztanowischa, 1307 Stanowicz, ab 1932 Standorf. Stanowitz = Dorf des Stanislaus, des Gründers, von dem wir aber nichts wissen. Resno, Renno. (1203). Nicht Klein Rosen oder Gräben (vgl. Anteil), sondern nach A. Moepert ein in Striegau aufgegangenes Vorwerk (Werschem, Wreschen, unter Wegfall des w im Anlaut Reschem, Ressonno = Heidekraut). S. Ortsnamen des Kreises Schweidnitz, Tägl. Rundschau Jg. 1958 Nr. 22.

⁵⁶) Polsnitz Kreis Waldenburg, Nachbarort von Freiburg Kreis Schweidnitz. Für das Folgende: Archiv 19, S. 91 f. SR 338 (30. August 1228) wurde bisher einige Male als Fälschung aus der 2. Hälfte des 13. Jh. oder wenigstens als verdächtig erklärt. Doch dazu B. Panzram, Geschichtliche Grundlagen der ältesten schlesischen Pfarrgemeinden, S. 23, Anm. 68: „Ich habe sie (U. von 1228) hier herangezogen, weil ich gleichfalls glaube, daß der Urkundeninhalt unverdächtig ist“, und W. Kuhn, Zs. f. Ostforschung, 1966, S. 465: „Für die Echtheit spricht die Anführung zahlreicher Einzelheiten aus der Gründungszeit der Kirche in Polsnitz, die für die spätere Zeit ohne Interesse sein müßten. Für eine frühe Zeit spricht auch eine Bemerkung über den noch fortdauernden Siedlungsausbau der Gegend und über die Errichtung einer neuen Pfarrei Polsnitz als Großkirchspiel mit einer Meile Erstreckung nach allen Seiten. Mit Sicherheit ist die Urkunde vor 1268 abgefaßt, wo sie Herzog Wladyslaw, Erzbischof von Salzburg, transsumierte.“ Der in der U. genannte Erbherr von Zirlau, Graf Ingram, starb vor 1239.

Pfarrer wegen der Unzulänglichkeit seiner Präbende davongegangen ist, nun der Kirche noch zwei freie Hufen verliehen hat . . . Dazu verlieh dann noch Graf Inbranus der Kirche zu Polsnitz zwei freie Hufen in seinem Erbgut Zirlau, sobald er es nach deutschem Rechte einrichte . . .“⁵⁷⁾. Er beabsichtigte also, Zirlau zu deutschem Rechte auszusetzen, um die Einnahmen zu erhöhen.

Die dritte Kirche, an deren Ausstattung die Grafen entscheidenden Anteil hatten, war die Peterskirche zu Striegau⁵⁸⁾. Dort lag auf dem Breiten Berge das Kastell (Ztrigonia 1155), südlich davon der Ort Ztregom⁵⁹⁾ mit einer Peterskirche, die der Bischof Walter (1149/1169) einweihte. Grundherr war der Graf Gnevomir. Der Bischof gab der Kirche als Erstaussstattung die Abgaben der Orte Liebichau, Stanowitz, Tschechen, Zirlau, Lüssen, Ressna, Alt-Striegau, von denen Alt-Striegau, Lüssen und Zirlau Poseritzer Besitz waren, die anderen vier wahrscheinlich. „Etwa 20 bis 30 Jahre später könnten die Johanniter in Striegau festen Fuß gefaßt haben, da schon Bischof Siroslaw II., der von 1170 bis 1198 den bischöflichen Stuhl von Breslau innehatte, als einer ihrer ersten Wohltäter genannt wird. Wer die Johanniter nach Striegau gerufen hat, ist unbekannt geblieben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Graf Gnevomir, der mutmaßliche Erbauer der Peterskirche, kurz vor seinem 1185 erfolgten Tode auch die Johanniter hierher berufen oder deren Berufung betrieben habe; denn konnte er sich wohl an eine bessere Genossenschaft wenden, die imstande war, der Burg einen Kastellan, der Kirche die Geistlichen und dem Hospital die Pfleger geben zu können?“⁶⁰⁾ Auf Graf Gnevomir folgte sein Sohn Ingram, der die Peterskirche mit all ihren Besitzungen und Einkünften, die die Kirche seit ihrer Gründung hatte, den Johannitern schenkte (1202/03), bestätigt 1203 vom Herzog und von Bischof Cyprian, 1205 vom Papst Innozenz III.⁶¹⁾ Ingram behielt sich jedoch Rechte an dem Familienbesitz. Die alte Peterskirche stand in Alt-Striegau. Als nun die deutsche Stadt Striegau vor 1239 gegründet wurde⁶²⁾, verlegten die Johanniter ihre Peterskirche in die Stadt und ließen sich 1246 vom Papst Innozenz IV. das Patronat bestätigen, das sie vom Grafen Hemm-

⁵⁷⁾ SR 338. Graf Ingram besaß es als Erbgut, hatte es also von seinem Vater Gnevomir geerbt.

⁵⁸⁾ Die älteste Kirche des Schweidnitzer Landes, wenn wir von Gorkau absehen, das 1932 an den Kreis Breslau kam. Für das Folgende: Julius Filla, Chronik der Stadt Striegau (1889), S. 3 f; Walter Kuhn, Die Städtegründungspolitik der schlesischen Piasten im 13. Jh., vor allem gegenüber Kirche und Adel. Archiv Bd. 29, S. 45–47; E. Michael, Die schlesische Kirche und ihr Patronat (unter Striegau).

⁵⁹⁾ Das spätere Kämmereidorf Alt-Striegau, am 12. 12. 1873 in Striegau eingemeindet. Die beiden Bahnhöfe Striegau an der Strecke Kamenz-Raudten und Striegau-Stadt an der Strecke Striegau-Bolkenhain liegen auf dem Areal des Dorfes Alt-Striegau.

⁶⁰⁾ J. Filla, Chronik der Stadt Striegau, S. 5.

⁶¹⁾ Schles. Urkundenbuch I, Nr. 86–88 und 98.

⁶²⁾ Beteiligt waren daran Herzog Heinrich II. bzw. Herzogin Anna und die Johanniter, die den Grund und Boden hergaben, sowie der Graf Paul von Striegau.

ram erhalten hatten. Die Verlegung der Kirche erforderte einen Neubau und eine neue Weihe des Gotteshauses, die 1239 erfolgte⁶³). Das verursachte größere Kosten, daher schenkte der Graf Paul, der Sohn des inzwischen verstorbenen Grafen Ingram, den Johannitern das Dorf Zedlitz mit der Mühle, dem Flusse (Polsnitz) und dem Walde jenseits des Flusses, also den Zedlitzbusch, ein besonders wertvolles Geschenk⁶⁴). Unter den Zeugen dieser Urkunde befand sich auch Christianus, Schwiegersohn des Grafen Paul. Nun beschwerten sich die „homines mei incole ecclesie“ (die Bauern der Adelsdörfer, die in die Striegauer Kirche eingepfarrt waren) und verlangten von den Johannitern, Kelch, Bücher, Seile, Glocken und anderen Kirchenbedarf anzuschaffen. Graf Paul wies die Klage ab mit der Begründung, die Johanniter hätten nur zwei „Kustoden scolares litteratos sacris ordinibus pro ministerio altaris“ zu stellen. Doch übergab er ihnen auf ihre Bitte das Dorf Lüssen (Lussina) zur Aussetzung nach deutschem Rechte, um dadurch ihre Einkünfte zu erhöhen⁶⁵).

Schon zeitig waren die Grafen von Poseritz in Beziehungen zum Kloster Leubus getreten. Graf Mikor schenkte die Abgaben von Poseritz und Umgebung noch vor 1175 dem Kloster bzw. seiner Breslauer Peterskapelle, Graf Gnevomir schenkte Mois Kreis Neumarkt und sein Bruder Wilczek das Dorf Wilxen Kreis Neumarkt sowie Günthersdorf und Mönchschorf. Das Leubuser Totenbuch verzeichnet den Tod des Grafen Gnevomir am 9. März (1185): „obiit Gnevomirus de Posariz qui dedit Uyazd“ (Mois), das er von seinem Herrn, dem Herzog Boleslaus, als Dank für treue Dienste erhalten hatte. Auch Graf Ylick und seine Söhne Wiltzek, Peter, Ingram, Heinrich und Gnevomir „aus dem Hause Poseritz vom Wappen Stregonia“ (Striegau) gehörten zu den Wohltätern des Klosters Leubus. Für den 13. Januar wurden sie in dessen Totenbuch eingetragene und ihrer Seelen jährlich in einer Totenmesse gedacht. Für

⁶³) SR 524 und 525.

⁶⁴) Der Zedlitzbusch existiert noch heute, seit der Säkularisation Teil des Staatsforstes Zobten (Meßtischblatt Striegau Nr. 5060). Unter den U-Zeugen des Grafen Paul tauchen auch seine Vettern, die Grafen Tomco und Gonica von Würben auf (Archiv 17, S. 87). Wenn 1239 die Zedlitzmühle genannt ist, müssen im Dorf schon Deutsche gelebt haben, da die Slawen damals kaum Wassermühlen kannten.

⁶⁵) Die Rechtsstellung von Lüssen ist nicht ganz klar, es gehörte ja zur Erstausstattung der Peterskirche (12. Jh.). Anscheinend hatte damals Graf Gnevomir der Kirche nur die Abgaben von Lüssen geschenkt, die Grundherrschaft aber sich vorbehalten, die Graf Paul 1239 wieder geltend machte. Die Johanniter besaßen 1255: Alt Striegau, Stanowitz, Lüssen, Zirlau, die Zehnten von Gräben, Zedlitz, Haidau, Liebichau, Ressenno; Tschechen fehlt. Der Besitzstand änderte sich im Laufe der Zeit abermals. 1812 gehörte der Kommende die Grundherrschaft über Zedlitz, Lüssen und einen Teil von Stanowitz, dazu über fünf Hufen Acker an der Straße nach Järischau und reichlich 262 Morgen Acker auf dem Areal von Alt Striegau. Zinspflichtig waren der Kommende u. a. Alt-Striegau, Haidau, Gräben, Stanowitz, Pilgramshain, Ober-Streit (Filla, a. a. O. S. 313). Die Schutzpatrone der Pfarrkirche wurden die Apostelfürsten Petrus und Paulus. In den Striegauer Innungsakten werden häufig Spenden an die „Pfarrkirche unserer lieben Haupttherren St. Peter und Paul“ erwähnt (Filla, a. a. O. S. 69). Ob der große Wohltäter der Kirche Graf Paul etwas mit der Patrozinienänderung von Peterskirche zu der „Pfarrkirche zu St. Peter und Paul“ zu tun hatte?

die Grafen Gnevomir, Ingram und Paul hielt das Kloster „jährlich am 6. März eine dankbare Gedächtnisfeier.“

Die Poseritzer Grafen griffen nun auch über die Grenzen des Schweidnitzer Landes aus ⁶⁶⁾. Graf Gnevomir besaß Rudawa, 2 1/2 Meile von Krakau ⁶⁷⁾, andere Grafen erwarben Schlaup bei Jauer ⁶⁸⁾, Ober-Mois bei Neumarkt, Ströbel am Zobten, umfangreichen Besitz im Umkreis von Kostenthal O/S, der später den Grafen von Würben, ihren Nachfolgern, zufiel ⁶⁹⁾. Ein Graf Gnevomir (nicht der Vater des Grafen Ingram) gründete das Dorf Gnichwitz Kreis Breslau (gnevu, gniew, Gnevomir, Gnichwitz) und scheint auch Ströbel am Zobten besessen zu haben. Der Ortsname Ströbel, alte Form Strobis, ist von Strebislaus abgeleitet. Bekannt ist ein Strebislaus, Sohn des Gnevomir von Schwiebus (1310). Dann müßte einer der Ahnen der beiden Schwiebuser lange vor 1200 Ströbel gegründet und ihm seinen Namen gegeben haben, denn Ströbel war 1193 schon im Besitz des Sandstifts. Das dritte Dorf des Poseritzer Zobtenbesitzes neben Gnichwitz und Ströbel war Kiefendorf Kreis Schweidnitz (Capala). das 1374 den Grafen von Stregomer (Striegau) gehörte. Diese waren Nachkommen des Grafen Gnevomir von Poseritz/Striegau. Einen weiteren Landkomplex besaßen die Striegauer Grafen in der Gegend von Jauer. Gnevomir von Posarisch, sein Bruder Paul, sein Sohn Paul und sein Verwandter Trebislaus waren dort begütert und zwar in der Umgebung von Schlaup. Alle vier verewigten ihre Namen in Dörfern, die sie gründeten: Trebislaus in Triebelwitz, Gnevomir in Gnevomirowitz (alter Name für Weinberg bei Jauer), und Paulowitz, das spätere Koischkau in der Nähe von Jauer. Im Kreise Neumarkt gehörte den Grafen Ober-Mois, gegründet vom Grafen Gnevomir, Nieder-Mois hatte er vom Herzog Boleslaus I. erhalten, Wilxen, von Graf Wilczek gegründet ^{69a)} und vielleicht auch Pohlsdorf, gegründet von Graf Paul von Striegau.

In die Siedlungspolitik ihrer Herzöge schalteten sich die Grafen schon zeitig ein, ebenso wie ihre Nachfolger, die Grafen von Würben. Im circuitus von Poseritz gründeten oder erwarben sie die Orte Raaben, Pitschen, Tarnau, wahrscheinlich auch Sasterhausen, in der engeren und weiteren Umgebung der Kastellanei Striegau, Zirlau, Zedlitz, Stanowitz, Tschechen, Peterwitz, Lüssen, wahrscheinlich auch Alt-Jauernick. Zu deutschem Recht setzten sie aus: Tarnau nach 1213, Zirlau nach 1228, Zedlitz vor 1239, Lüssen nach 1239. Als rein deutsche Dörfer wurden

⁶⁶⁾ „Schweidnitzer Land“ im Sinne des politischen Kreises Schweidnitz von 1932.

⁶⁷⁾ J. Filla, Chronik der Stadt Striegau, S. 4.

⁶⁸⁾ Das Folgende nach A. Moepert.

⁶⁹⁾ Archiv 18, S. 43.

^{69a)} SR 46. 1175 verlieh Herzog Boleslaw dem von ihm gegründeten Kloster Leubus das Dorf Wiltzin. Demgemäß war Graf Wilczek Gründer und Namengeber, das Dorf blieb bis 1175 herzoglich.

von den Grafen angelegt zwischen 1228 und 1239 Ingramsdorf vom Grafen Ingram, Klein Merzdorf und Schönfeld als Vorwerke von Poseritz aus (Ende des 13. Jahrhunderts).

Als Angehörige des schlesischen Hochadels waren die Grafen mit vielen anderen Familien verwandt, mit Peter Wlast, Dalebor, Koschembahr, Pogarell, Tschammer, Kostka, Wrbona-Freudenthal. Graf Wilczek, Sohn des Grafen Ylick, war Stammvater des schlesischen, später österreichischen Geschlechts von Wilczek oder Weltzeck, das bis 1740 eine bedeutende Rolle spielte und eine Reihe Offiziere hervorbrachte. Ein Graf Wilczek war von 1717 bis 1738 Festungskommandant von Glogau und Kommandierender General sämtlicher österreichischen Garnisonen in Schlesien. Sein „Regiment zu Fuß Graf Weltzeck“, das spätere K. u. K. Böhmisches Infanterieregiment Nr. 11, lag von 1719 bis 1738 mit einer Kompanie in Schweidnitz in Garnison⁷⁰⁾.

Fassen wir nun zusammen. Die Grafen von Poseritz/Striegau waren das älteste Adelsgeschlecht des Schweidnitzer Landes⁷¹⁾ und von überragender Bedeutung. Ihnen gehörte der größte Teil des Landes mit den Eckpunkten Liebichau, Striegau, Lüssen, Mois, Pohlsdorf, Hohenposeritz, von denen einige schon außerhalb des Schweidnitzer Landes lagen. Die Grafen erschlossen durch Neusiedlungen einen großen Teil ihres Gebiets und waren erheblich daran beteiligt, daß Striegau Stadt und Mittelpunkt des Weichbildes, später Kreises Striegau wurde⁷²⁾. Noch wichtiger als ihre weltlichen Verdienste waren ihre kirchlichen. Sie förderten erheblich zwei Ordensniederlassungen (Leubus und die Johannierkommende in Striegau), beeinflussten entscheidend die kirchliche Organisation ihres Gebiets und gründeten die Pfarreien Poseritz und wohl auch Striegau. Aus diesen beiden Ursiedlungen (und der Sandstiftspfarrkirche Gorkau) entwickelte sich ab Mitte des 13. Jahrhunderts die Pfarr- und Kirchenorganisation des Mittelalters mit ihren fast 40 Dorfkirchen und -pfarreien und den 15 Kirchen in Schweidnitz, 6 in Striegau und einer in Freiburg.

Die Auflösung des gräflichen Herrschaftsbereichs

Seit 1239 verlieren sich die Grafen im Dunkel der Geschichte, so daß wir nur mehr wenig von ihnen wissen. Auch ihr Erbeigentum, der circuitus von Poseritz, löste sich schon im 13. Jahrhundert auf. Der süd-

⁷⁰⁾ L. Radler, Schweidnitz als Garnisonstadt (1620–1920), Breslau 1937, S. 47.

⁷¹⁾ Siehe Anm. 66.

⁷²⁾ Noch bedeutender und umfangreicher war die Siedlungstätigkeit der Grafen von Würben, doch lag das daran, daß die Poseritzer Grafen schon 40–50 Jahre früher unter erschwerten Bedingungen und Umständen das Deutschtum fördern mußten als nachher die Würbener Grafen. Zusammenfassend kann man sagen, daß die Striegauer Gegend von ihren Grafen entscheidend beeinflußt und umgestaltet wurde, die Zobtener Gegend von den Breslauer Augustiner-Chorherren (Sandstift) und die Schweidnitzer Gegend von den Grafen von Würben.

liche Teil mit Ingramsdorf, Hohenposeritz und wahrscheinlich zunächst auch Schönfeld kam an die Ritter von Czirna, Lehnsleute der Poseritzer Grafen, die aus dem ehemals Poseritzer Dorfe Zirlau bei Freiburg stammten und sich nach ihm nannten⁷³⁾. Schönfeld kam dann in den Besitz der Familie von Seidlitz. Der nördliche Teil des Poseritzer circuitus mit Pitschen Kreis Striegau fiel an den Herzog von Glogau. 1271 wurde Pyffin oder Prczin (Pitschen) mit Krossen und Greiffenstein der Gemahlin des Herzogs Konrad von Glogau, Tochter des Markgrafen Dietrich v. Meißen, als Leibgedinge zugesprochen. Dann kam das Gebiet an den Erzbischof Konrad von Magdeburg und wurde schließlich 1276 vom Herzog Heinrich von Breslau gekauft. Konrad von Glogau gründete am Pitschenberg wahrscheinlich das Dorf Konradswaldau, sein „Koch“ (= wohl Mundschenk) Ritter Falco das Dorf Kallendorf. Das läßt auf eine planmäßige Siedlungstätigkeit des Glogauer Herzogs in der Poseritzer Gegend schließen⁷⁴⁾. Schließlich kam das Dorf Würben⁷⁵⁾ an die Grafen von Würben, die als Nachfolger der Poseritzer Edelleute ihr Gebiet nach Westen und Süden erweiterten, das bisher den Poseritzer Grafen gehörende Dorf Wilkau übernahmen und an der Gründung der deutschen Stadt Schweidnitz maßgebend beteiligt waren.

Damit waren etwa ums Jahr 1250 die Grafen von Poseritz aus ihrem Stammgebiet, von dem sie ihren Namen genommen hatten, verschwunden, der Mittelpunkt des Schweidnitzer Landes, den das Dorf Poseritz gebildet hatte, war an Würben und von dort bald an die neugegründete Stadt Schweidnitz übergegangen. Das vorher so wichtige Dorf Poseritz war zum unbedeutenden Bauerndorf abgesunken, das schließlich nicht einmal mehr als Wohnsitz des Grundherrn diente.

Hohenposeritz im späteren Mittelalter

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Dorfes begann im 13. Jahrhundert, nämlich das Wiederaufblühen infolge der Besiedlung durch deutsche Bauern. Da diese auf eigenen Höfen frei wirtschaften sollten, mußten erst einmal die Grenzen der Gemarkung abgesteckt werden, was bisher nicht nötig war, da das bißchen Landwirtschaft von den Hörigen der Grafen betrieben worden war. Weil sich die Gemarkungsgrenzen von Poseritz im Laufe der Zeit verschoben – im Schweidnitzer Land ein seltener Fall – so können wir heute die alte Besitzverteilung nur annähernd bestimmen. Im ganzen wurden 35 kleine Hufen abgesteckt, die sonst etwa 16 ha umfaßten, hier scheinen es aber 18 gewesen zu sein. Fünf Hufen = 90 ha blieben bei dem „alten Gesesse“

⁷³⁾ E. Tschersich, s. Anm. 7, S. 189.

⁷⁴⁾ L. Radler, Konradswaldau (Tägl. Rundschau 1959 Nr. 6) und Kallendorf (Tägl. Rundschau 1959 Nr. 8–10).

⁷⁵⁾ Um 1190 im Besitz des Grafen Heinrich von Wifena (Würben), der wahrscheinlich ein Sohn des Grafen Ylick von Poseritz war (s. Anm. 18).

der Grafen an der Weistritz und scheinen bei der Gründung von Schönfeld diesem zugeteilt worden zu sein. 30 Hufen = 540 ha kamen zum neuen deutschen Dorf Poseritz⁷⁶⁾, das nun auf die Bergspitze zu erweitert wurde. Vom alten Dorf können einige Häuser schon auf der Höhe gestanden haben, denn bereits 1218 heißt es Hoh-Poseritz, doch hat sich dieser Name erst seit dem 16. Jahrhundert durchgesetzt. 1885 umfaßte der Gutsbezirk 171 ha, der Gemeindebezirk 367 ha, also im ganzen 538 ha⁷⁷⁾. Zehn Bauern siedelte man an, damit entstanden zehn Bauerngüter zu je einer Hufe (= 18 ha). Der Acker erstreckte sich nach Osten und Westen hinter den Wirtschaften in geschlossenen Rechtecken bis an die Gemarkungsgrenzen. Dazu kam eine Erbscholtisei mit einer Zins- und einer Freihufe = 2 Hufen = 36 ha und die Pfarrei mit vier Hufen = 72 ha⁷⁸⁾. Damit waren von den 30 Hufen des Dorfes 16 verteilt, die restlichen 14 blieben Gemeindeland und Wald. Beides wurde zunächst von den Bauern gemeinsam bewirtschaftet, dann aber auf die einzelnen Höfe aufgeteilt. Ein Rittergut setzte man im Dorfe nicht aus, da der alte Sitz der Grafen an der Weistritz fünf Hufen erhielt. Als dieser zu Schönfeld gekommen war, entstand auch im Dorf ein neues Rittergut, indem die Erbscholtisei durch Hinzunahme von Gemeindeland, Rodung, Kauf usw. sich zum Rittergut entwickelte. Es vergrößerte sich im Laufe der Zeit so, daß es 1885 171 ha = fast 10 alte Hufen umfaßte. 1576 zählte das Dorf 11 Bauern mit 23 Hufen, wobei das Rittergut mit drei Hufen noch sehr klein war. Dann verschoben sich die Besitzverhältnisse weiter, so daß 1885 das Rittergut 171 ha, die Gemeinde 367 ha besaß. Die Bauerngüter waren nicht mehr wie bei der Gründung gleich groß, z. B. umfaßte das Gut Gottfried Göllner 42 ha = reichlich 2 $\frac{1}{2}$ kleine Hufen. Jedoch war hier die alte Aufteilung noch deutlich zu erkennen, denn es lagen 67 Morgen hinter dem Hof, 50 Morgen im alten Gemeindeland und 50 Morgen westlich des Dorfes⁷⁹⁾.

Die ursprüngliche Zahl der Bauern hielt sich sehr lange, im 13. Jahrhundert elf, 1576 immer noch zehn, 1785 auch noch zehn. Dazu kamen (1785) 15 Gärtner (Steller), die aber sehr wenig Land besaßen und somit als Dreschgärtner auf dem Dominium arbeiteten. Hatte sich die alte Erbscholtisei zum Rittergut entwickelt, so war auch eins der ursprünglich einhubigen Bauerngüter erheblich größer geworden, da es 1845 als Lehnsgut bezeichnet wird. Das neue Dorf erstreckte sich gegen die Höhe mitten in den Wald hinein⁸⁰⁾, den man erst roden mußte, um das notwendige Areal zu gewinnen. Die Rodung geschah dann so

⁷⁶⁾ E. Tschersich, a. a. O. S. 189.

⁷⁷⁾ Gemeindelexikon der Provinz Schlesien (1885).

⁷⁸⁾ E. Tschersich fertigte eine Skizze dieser alten Flureinteilung an. Eine Kopie davon ist in meinem Besitz.

⁷⁹⁾ Mitteilung des Gutsbesitzer Gottfried Göllner aus Hohenposeritz.

⁸⁰⁾ Nach Meßtischblatt Nr. 5065 (Ingramsdorf).

gründlich, daß 1885 nur noch 9 ha Wald bei der Gemeinde standen und 6 ha beim Dominium, im ganzen also 15 ha, meist an der Gemarkungsgrenze. Grundherr für Ober-Poseritz war 1329 Johann von Czirna, „zu Ingramsdorf gesessen.“ Die Herren von Czirna stammten aus Zirlau bei Freiburg, nach dem sie sich nannten⁸¹⁾. Dort waren sie Lehnsleute der Poseritzer Grafen gewesen, daher liegt die Annahme nahe, daß die deutsche Besiedlung des östlichen circuitus von den Rittern von Czirna durchgeführt wurde, während der westliche Teil mit dem Pitschenberg schon an den Herzog von Glogau übergegangen war. Dann könnten die Ritter von Czirna als Lehnsleute der Poseritzer Grafen, die aber schon in Striegau wohnten, in ihrem Auftrage die östliche Seite des Poseritzer Gebietes mit Klein Merzdorf, Tarnau, Hohenposeritz und Schönfeld deutsch besiedelt und dabei die Grundherrschaft über Ingramsdorf und Oberposeritz erhalten haben, wie es dann für das Jahr 1329 nachzuweisen ist.

Die Bevölkerungsziffer von Poseritz war nie hoch. 11 Bauern mit ihren Familien, Knechten und Mägden auf den Höfen und der Pfarrer mit seinem Haushalt bildeten die älteste bekannte Einwohnerschaft aus dem 13. Jahrhundert. Auch 1576 lebten 11 Bauern mit ihren Familien und der Pfarrer im Dorf, dazu die Arbeitskräfte des Dominiums. Durch den Dreißigjährigen Krieg, der das Dorf hart mitnahm, sank die Zahl erheblich und betrug 1667 nur noch 5 Bauern mit ihren Familien, dann stieg sie wieder in dem Maße, in dem sich das Dorf erholte. 1785 zählte⁸²⁾ der Ort 211 Bewohner, darunter 10 Bauern, 1845 330 Bewohner⁸³⁾, 1885 sogar 391, 1939 nur noch 312. Damit lag Hohenposeritz im letzten Viertel der Gesamtzahl der Gemeinden. Es war reines Bauerndorf geblieben ohne wesentliche Industrierarbeiterschaft wie etwa in den benachbarten Orten Ingramsdorf, Saarau, Konradswaldau. Die Bevölkerungsbewegung von und nach Hohenposeritz war niemals sehr groß, nur die Schulzensöhne tauchten öfters in den Weichbildstätten auf. Sie brachten es meist zu angesehenen Stellungen oder wurden Geistliche. So ist am 25. Dezember 1388 der Schweidnitzer Bürger Mertin Posericz als Urkundenzeuge genannt, 1413 amtierte der Altarist Nikolaus von Posericz an der Nikolaikirche in Schweidnitz⁸⁴⁾, und am 1. Juli 1318 setzte Bischof Heinrich von Würben den Priester Johannes von Poseritz für den Altar des hl. Johannes (Täufer und Apostel) in der Schweidnitzer Pfarrkirche ein. Dieser Johann von Poseritz ist 1323 und 1329 als Schweidnitzer Altarist erwähnt. Als Scholz in Poseritz ist für das Jahr 1400 Petir Otte bezeugt⁸⁵⁾.

⁸¹⁾ E. Tschersich a. a. O. S. 189.

⁸²⁾ Fr. A. Zimmermann, Beiträge zur Beschreibung der Provinz Schlesien, Bd 5 (1785) unter Hohenposeritz.

⁸³⁾ J. G. Knie, Alphab.-stat. Übersicht der Dörfer und Städte Schlesiens (Breslau 1845) unter Hohenposeritz.

⁸⁴⁾ L. Radler, Die Präzentorie zu St. Nikolaus in Schweidnitz (1936), S. 36.

⁸⁵⁾ E. Tschersich a. a. O. S. 190.

Poseritz, das sich den Berghang hinabstreckte, hatte keinen Dorfbach und keine Teiche, nur am Südenende befand sich ein kleiner Graben, der aber zur Wasserversorgung nicht ausreichte. Daher konnte man auch keine Wassermühle anlegen, sondern die Bauern brachten ihr Getreide nach Schönfeld zu Mühle und später nach Domanze, als Poseritz und Domanze derselben Herrschaft angehörten. Ob das hochgelegene Poseritz früher einmal eine Windmühle hatte, ist nicht mehr bekannt, jedenfalls wird weder 1785 noch 1845 eine solche erwähnt. Die Wasserversorgung beruhte mehr als in anderen Orten auf Brunnen, von denen drei alte Schöpfbrunnen noch zu unserer Zeit in Betrieb waren, der Hofebrunnen, der Bäckerbrunnen und noch ein dritter im Unterdorf. Im früheren Hofgarten, dem späteren Obstgarten des Dominiums, lag ein zugeschütteter Brunnen, von dem man sich erzählte, daß die Poseritzer bei einer Schafspest die kranken Tiere hineingeworfen und ihn nachher mit Erde aufgefüllt hätten⁸⁶). Das Dorf mit seiner hochragenden Kirche liegt frei nach allen Seiten und ist daher schon von großer Weite zu erkennen. Dadurch aber war es sehr gefährdet und zog die Feinde auf sich. Die Bewohner suchten sich durch zwei Mauern zu schützen, denn früher umgab eine große, etwa drei Meter hohe Mauer Gut und Kirche, die als Wehrkirche zur letzten Zuflucht diente, und eine kleinere Mauer umzog das ganze Dorf. Reste dieser Mauer sind noch heute erhalten. Zur Pfarrei gehörten Hohenposeritz, Schönfeld, Konradswaldau, Tarnau und Raaben. Ingramsdorf mit Klein-Merzdorf und Pitschen sollte eine eigene Kirche erhalten und die Widmut dafür war schon abgesteckt, doch verzögerte sich die Errichtung der Pfarrei bis ins 16. Jahrhundert, so daß auch diese drei Dörfer sich zu Hohenposeritz halten mußten. Damit war die Pfarrei mit acht Dörfern eine der größten im Schweidnitzer Land, übertroffen nur noch von den Pfarreien Striegau mit 14 und Würben mit zehn Dörfern⁸⁷).

Das Patronat über die Hohenpositzer Kirche gehörte zunächst den Grafen als Gründern, dann kaufte es aus eigenem Vermögen Ulrich von Liebenthal⁸⁸), der älteste bekannte Pfarrer von Hohenposeritz

⁸⁶) Siehe Anm. 79.

⁸⁷) Warum in Ingramsdorf zunächst keine Pfarrei errichtet wurde, obwohl eine Widmut vorhanden war, wissen wir nicht. Es scheint, als ob die Poseritzer Grafen ihre Pfarrei ihren Standesgenossen vorbehalten hätten, 1288 z. B. ist der Pfarrer Ulrich von Liebenthal, also ein Edelmann, erwähnt. Die Pfarrei Hohenposeritz mit ihren vier Hufen und die Widmut von anderthalb Hufen in Ingramsdorf, dazu eine Pfarrei mit acht Dörfern entsprachen der Größe eines Ritterguts, waren also für Adlige durchaus standesgemäß. Kurt Engelbert (in einer Zuschrift): „Die Größe der Kirche (Hohenposeritz) zeigt, daß sie für eine größere Gemeinde gedacht war. Deshalb unterblieb vermutlich auch zunächst der Kirchenbau in Ingramsdorf“. B. Panzram (Beiträge zur Schles. K.-G., Gedenkschrift für Kurt Engelbert, S. 31) nimmt für Errichtung von Kirche und Pfarrei bereits das 14. Jh. an. Hans Lutsch (Kunstdenkmäler Bd. 2 (1885) sagt: „(Die Kirche) angeblich 1522 erbaut, was jedenfalls für die Sakristei durch Bezifferung feststeht und auch für die Kirche selbst zutreffen mag“. Zu unserer Zeit war es umgekehrt, da hatte der Pfarrer in Ingramsdorf die Nutznießung der Poseritzer Widmut.

⁸⁸) P. Alfred Rothe und Karl Hausdorf, Die Stiftspröpste und Stadtpfarrer in Liebenthal (Archiv Bd. 27 (1969) S. 220) und SR 2324.

(„dominus Wylricus de Lybental“). Am 1. Dezember 1288 erscheint er als Urkundenzeuge und 1294 als Kaplan des Bischofs Johannes Romka. Seine Mutter Jutta von Liebenthal stiftete das Benediktinerinnenkloster in Liebenthal. Am 26. Juni 1294 schenke Ulrich mit Einwilligung seiner Brüder das Poseritzer Kirchenpatronat dem Kloster, was am 19. Oktober 1307 nochmals von den Brüdern Heinrich, Ulrich und Peter von Lybental sowie von Konrad, Sohn des Peter, und Otto, Sohn des Heinrich, bestätigt wurde, offenbar deshalb, damit nicht jemand aus der Verwandtschaft die Schenkung des Ulrich anfechten konnte. Damit war Hohenposeritz die erste Liebenthaler Kirche im Schweidnitzer Lande, die zweite wurde Ossig Kreis Striegau. „Schon Pfarrer Ulrich hielt sich wohl für Hohenposeritz einen Vikar, er selbst war mehr am Bischofshofe zu finden, und schließlich wurde er Propst in Liebenthal“⁸⁹). 1302 ist er als bischöflicher Notar, 1308 als Kanoniker am Breslauer Kreuzstift erwähnt. Alle Zehnten an die Poseritzer Kirche standen nach seinem Tode dem Kloster zu, das seinerseits für den Unterhalt des jeweiligen dort amtierenden Priesters zu sorgen und sich um den Bauzustand der Kirche zu kümmern hatte⁹⁰). Wann das Patronat von Liebenthal auf die Grundherrschaft überging, läßt sich nicht mehr feststellen, vermutlich erst in der Reformationszeit⁹¹).

Die Familie von Liebenthal kam wahrscheinlich aus Böhmen nach Schlesien⁹²), gründete das Städtchen Liebenthal und das dortige Kloster und trat auch mit der Schweidnitzer Gegend in Beziehung. Ulrich von Liebenthal, Pfarrer von Hohenposeritz, Reinsko von Libenthal, 1299 Urkundenzeuge des Herzogs Bolko I. von Schweidnitz (1291–1301), Ulrich von Liebenthal um 1500 Besitzer der Erbscholteisei Peterwitz, die damals schon seit 100 Jahren Rittersitz war. Seine Gemahlin Anna von Lybental starb um 1500 und wurde in der Gruft unter der Peterwitzer Kirche beigesetzt⁹³).

Obwohl Poseritz im Weichbilde Schweidnitz lag, gehörte die Kirche zum Archipresbyterat Neumarkt. Sie wird 1335 im Decemregister⁹⁴) des päpstlichen Nuntius Galhardus in der „sedes Noviforensis maior“ als Pfarrkirche in Pobricz (verschrieben für Posricz) angeführt. Auch 1399 gehörte sie zum Archipresbyterat Neumarkt, damals war Nycolaus Pfarrer von Pozericz⁹⁴). Erst später kam die Kirche zum Archipres-

⁸⁹) E. Tschersich a. a. O. S. 190.

⁹⁰) Ulrich von Liebenthal wird am 26. April 1313, am 5. April 1314 und zuletzt am 20. Mai 1316 als Propst von Liebenthal genannt (SR 3351, 3397, 3577), s. auch Archiv Bd. 27, S. 221.

⁹¹) Ossig blieb bis zur Säkularisation 1810 Liebenthaler Besitz. 1550 sind zwei Grundherren von Hohenposeritz genannt, 1667 drei „Lehnsherren“ (tres domini feudales) der Poseritzer Kirche erwähnt, 1845 ist das Poseritzer Dominium als Patron der Kirche bezeichnet.

⁹²) Archiv Bd. 27, S. 219, Anm. 4.

⁹³) L. Radler, Beiträge zur Geschichte von Peterwitz Kr. Schweidnitz (Archiv Bd. 16, S. 277/78).

byterat Schweidnitz (dann Striegau). Als Ingramsdorf zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine eigene Pfarrei und Kirche erhielt, wie das schon bei der Gründung im 13. Jahrhundert vorgesehen war, schied es aus der Pfarrei Poseritz aus, ebenso nach 1667 Pitschen und Klein Merzdorf, die sich Ingramsdorf anschlossen. Dafür wurden die neuen Kolonien Freudenthal und Neu-Sorgau nach Hohenposeritz eingepfarrt. Die stattliche Kirche hatte ursprünglich zwei Türme, ebenso wie die Würbener. Die Obergeschosse der Türme waren verschwunden, vermutlich im 30jährigen Kriege abgebrannt, erneuert wurde nur der südliche Turm 1852. Infolge der Kriegshandlungen im Frühjahr 1945 brannte die Kirche völlig aus ⁹⁵⁾.

Hohenposeritz in der Reformationszeit

Während der Reformation wurde die Grundherrschaft des Dorfes evangelisch, mit ihr auch Gemeinde und Kirche. Wann dies war, wissen wir nicht genau, vermutlich um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Zu der von nun an evangelischen Kirche hielt sich auch weiterhin der Ort Konradswaldau, der 1743 eine eigene Kirche erhielt und damit aus der Pfarrei Hohenposeritz ausschied.

Von den Pastoren sind folgende bekannt: ⁹⁶⁾

1. Balthasar Thilesius (Thiel), aus Hirschberg gebürtig, studierte im Winter 1549 in Leipzig. 1552 wurde er Rektor in Kanth, 1554 Pastor in Hohenposeritz. 1559 ist er als Pastor in Waldenburg erwähnt, dort starb er im Jahre 1571. Seine Frau hieß Sibylla.

2. 1575–1582 Georg Stübner. In Landeshut geboren, Geburtsjahr unbekannt, ebenso die Universität, an der er studierte. Am 22. März 1575 wurde er in Liegnitz zum Diakon für Freiburg am Fürstenstein ordiniert; es ist nicht ganz ersichtlich, ob er von Freiburg aus die Pfarrei Hohenposeritz betreute oder Freiburg verließ und nach Hohenposeritz übersiedelte. Jedenfalls amtierte er an beiden Orten zusammen sieben Jahre, dann ging er als Pastor nach Rogau-Rosenau, wo er 34 Jahre wirkte und dort am 14. Mai 1616 starb. Sein Grabstein steht in der Ostwand der Sakristei der katholischen Kirche zu Rogau, daneben befindet sich der Grabstein für seine Frau Justina Schmiedlich, die vor ihm gestorben war. Ihre Grabinschrift lautet: „Anno 1610 den 22. Mai umb vier des Morgens ist in Gott sanft und selig im Herrn entschlafen die Erbare und Vieltugendsame Frau Justina Schmiedlichin von der Schweidnitz, des erwürdigen und wohlgelehrten Herrn Georg Stübners Pfarrer allhier geliebte Hausfrau. Der Gott umb Jesu Christi

⁹⁴⁾ Zeitschrift 7 (1866), S. 291; SR 5409; Zs. 33 (1899), S. 391.

⁹⁵⁾ Wiedergabe der unzerstörten Kirche in : Tägl. Rundschau Jg. 1963 Nr. 16, und des ausgebrannten Kirchenschiffes in Nr. 17.

willen Genedig sein wolle. Weisheit. Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rührt sie an.“ Der Sohn des Hohenposeritz-Rogauer Pastors Georg Stübner, Caspar Stübner, wurde auch Geistlicher und amtierte in Landeshut (1607–1615), in Münsterberg (1616–1618), in Braunau/Böhmen (1618–1620), dann in Trautenau. 1624 lebte er als Vertriebener in Landeshut, 1626/29 und 1632/36 Pastor in Münsterberg, dort am 16. 7. 1636 gestorben, 53 Jahre alt. Geboren war er wahrscheinlich nicht mehr in Hohenposeritz, sondern in Rogau. Verheiratet war er in erster Ehe mit Anna Wüstehube, Tochter des Chirurgen Franciscus Wüstehube aus Schweidnitz.

Die Inschrift auf dem Grabstein Stübners in Rogau lautet: Georg Stübnerus Landsh. Eccl. Freiberg et Hohenposeritz Ann. VII. Roganae Ann. XXXIV. verus vigilans Minister, hocce saxo (jacet) in hac concionibus meritis magnam mercedem in futura vita accepturus: uti fidelibus Deo, fidelis Dei servus. Dan. Proph. dicit; (cap. 12,3) 8. Ann. LXVI. + Ao MDCXVI. prid. eid. Maii (1616,14 Mai).

3. Samuel Clemens 1595–1600. Er stammt aus Stonsdorf bei Hirschberg und studierte 1576 an der Universität Frankfurt/Oder. 1582 war er Pastor in Schreibendorf bei Landeshut. Dort steht sein Name auf der Glocke, die 1590 gegossen wurde. Am 5. 2. 1594 starb sein Söhnlein. Auf dessen Grabstein steht, daß Pastor Samuel Clemens bereits zwölf Jahre in Schreibendorf war. Die lateinische Grabinschrift bezeichnet „die sehr betrübten, aber in christlicher Hoffnung gewissen Eltern“ als „avocatus sequente anno ad ecclesiam Wirbenensum“ (im folgenden Jahre nach Würben Kreis Schweidnitz berufen). Zugleich betreute er die Kirche in Hohenposeritz von 1595 bis 1600. Ob er in Würben oder in Hohenposeritz wohnte, ist nicht mehr festzustellen. Er starb am 28. Dezember 1600 in Hohenposeritz, wo noch sein Grabstein an der Kirche steht. Die lateinische Grabinschrift lautet: „Magister Samuel Clemens von Hirschberg aus Schlesien, Pastor der Kirchen Schreibendorf, Würben und Hoch-Poseritz, Seines Alters 44 Jahr, seines Amtes 19. Er starb im Jahre Christi 1600, den 28. des Monats December.“

4. Heinrich Lange, wahrscheinlich der Sohn des Landeshuter Pastors Magister Ambrosius Lange. Er studierte 1589 an der Universität Frankfurt/Oder. In Hohenposeritz amtierte er im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts. Ihm folgte

5. sein Bruder Ambrosius Lange, 1603 oder 1613. Ein dritter Bruder könnte der Pastor Samuel Lange in Arnsdorf Kreis Schweidnitz gewesen sein. Da 1629 für Hohenposeritz der Pastor Johannes Scholtz genannt ist, muß Ambrosius Lange vor diesem Jahre nach Ingramsdorf gegangen sein. Er flüchtete 1633 infolge der Kriegswirren nach Striegau

⁹⁶⁾ J. Grünewald, Kleine Beiträge zur schles. Presbyterologie (Jahrbuch 1959, S. 37; 1960, S. 38; 1974, S. 117, Anm. 73) und weitere persönliche Mitteilungen

und verlor dort innerhalb von acht Tagen drei Söhne, wahrscheinlich an der Pest. Er selbst starb an dieser Seuche am 11. Oktober 1633 in Striegau, als „gewesener Pfarrer zu Ingramsdorff“ bezeichnet.

6. Johannes Scholtz (Scultetus), wohl 1634 in Hohenposeritz. „Aus einem alten noch vorhandenen evang. Kirchen-Buche, das mit 1634 angeht, erhellt, daß, da andere Kirchen eingäschert und verlassen und die Einwohner verjagt worden, diese Kirche noch ihren Lehrer Namens Johannes Scultetus oder Scholtz von Striegau und das Dorf noch seine Einwohner gehabt habe, ohnerachtet darinnen auch schon vieler Wüstungen gedacht wird.“

7. 1633 Georg Grüner. Dieser hatte sich mit seiner Familie nach Striegau geflüchtet, ob vor der Pest oder vor den Feiden, die damals als Schweden und Kaiserliche vor Schweidnitz ein Lager aufgeschlagen hatten, ist unbekannt. In Striegau starben ihm Sohn und Tochter an der Pest. Die Eintragung im Striegauer Totenbuch lautet: „1633, den 3. Sept. Des Ehrw. H. George Grüners Pfarrherrs zu Hoch-Poseritz Tochter“. Einige Tage später, am 15. Sept. starb auch sein kleiner Sohn, wohl ebenfalls an der Pest. Der Pastor Grüner könnte mit Georg Gründer aus Neumarkt identisch sein, der am 22. 4. 1624 die Universität Wittenberg bezog. Dessen Vater war der Pastor Georg Gründer in Zieserwitz (bis 1620).

8. 1633 oder 1634 bis 1639 Magister Johann Viebing (auch Viewig geschrieben), geb. am 24. 11. 1589 in Habelschwerdt. Vater Michael Viebing, Notar, Mutter Dorothea Gebhardt. Der Junge besuchte bis 1608 die Schule in Habelschwerdt, dann zwei Jahre lang die Lateinschule in Schweidnitz und befand sich 1610 in Durlach in Böhmen, wo sein Bruder Gottfried Professor der Physik am Gymnasium war. 1611 Universität Jena, am 3. 8. 1613 Magister, ordiniert am 21. 6. 1615 für Alt-Waltersdorf bei Habelschwerdt. 1623 vertrieben, 1624 Pastor in Dietzdorf bei Neumarkt. 1633 oder 1634 kam er als Pastor nach Laasan Kreis Striegau. Da die evangelische Kirche im 30jährigen Kriege nicht genug Geistliche zur Verfügung hatte, um jede Pfarrei zu besetzen, mußte der Laasaner Pastor auch die Kirchen und Pfarreien Peterwitz, Puschkau und Hohenposeritz mit verwalten. Am 30. Oktober 1634 (?) ist „H. M. (Herr Magister) Johann Viebig Pastor zum Lahsan“ genannt. 1639 war er Rektor in Oels, wo er am 5. 1. 1639 starb.

9. 1639–1653 Matthäus Hoffmann, genannt Machaeropoepus (Messerschmied). Geb. war er am 14. 1. 1615 in Großendorf Kreis Steinau/Oder und stammte väterlicher- wie mütterlicherseits aus Pastorenfamilien. Er besuchte die Schulen in Liegnitz, Steinau und Fraustadt und studierte ab 1635 an der Universität Wittenberg, auf der er vier Jahre verblieb. Dann wurde er Hauslehrer bei Hans von Borschnitz in Mersine und

Leubel, und am 21. Mai 1639 erfolgte seine Ordination in Liegnitz für die Kirchen Laasan und Peterwitz. Zu gleicher Zeit mußte er die Kirchen in Puschkau und Hohenposeritz mitbetreuen, blieb aber in Laasan wohnen. Dort erlebte er die schwere Zeit des Krieges von 1639 bis 1648 und wurde 1640 („da ging all mein Getraydicht drauff. Ich war meistentheils krank und lag von allen verlassen, im Pfarrhofe, ward außgezogen und spolirt (beraubt) und mangelte wenig, ich hätte auch Schläge bekommen“) und am 19. und 21. Dezember 1646 von Kaiserlichen ausgeplündert. „Eodem anno (1646) Montag nach dem letzten Advent war der 19. Dec., wie auch Mittwochs den 21. bin ich von den Cuculischen Völkern (Truppen des kaiserlichen Generals Montecucculi) rein außgeplündert worden. Es kostete mich selbige Plünderung über 500 Rtl.“, so berichtet der Pastor Hoffmann in seinem Tagebuch⁹⁷).

Nach dem Kriege besserten sich die Seelsorgeverhältnisse wieder, und so konnte der Pastor Hoffmann die Pfarrei Hohenposeritz aufgeben. „Anno 1651 am 21. Sonntage nach trinitatis habe ich die Kirche zu Hohen-Poßritz resigniret und die Valetpredigt (Abschiedspredigt) gethan.“ Er behielt die Pfarreien Peterwitz und Laasan, wurde von dort zu Weihnachten vertrieben (1653) und amtierte dann an der Friedenskirche zu Schweidnitz als Pastor primarius, bis er am 4. 1. 1667 in Schweidnitz starb.

10. Sein Nachfolger in Hohenposeritz war der Pastor Johann George Uber in Ingramsdorf, geboren am 1. 5. 1627 in Lorzendorf Kreis Neumarkt, der Vater war Georg Uber, Pastor daselbst. Der Sohn besuchte 1645 die Universität Frankfurt/Oder und wurde in Liegnitz am 23. 1. 1652 für Ingramsdorf und Hohenposeritz ordiniert. Seine Abschiedspredigt hielt er am 2. Advent des Jahres 1653 und wurde 1654 Pastor in Krummendorf Kreis Strehlen. 1696 oder 1697 starb er.

Hohenposeritz im 17. Jahrhundert

Der Kaiser hatte im Westfälischen Frieden (1648) für seine Erbfürstentümer Schweidnitz, Jauer und Glogau das jus reformandi zugesprochen erhalten und ordnete daher die Übergabe aller Kirchen an die Katholiken an. Eine Kommission bereiste die Fürstentümer, setzte die evangelischen Geistlichen ab und übergab die Kirchen den katholischen Pfarrern. Der Bericht der „Reduktionskommission“ für Hohenposeritz lautet:⁹⁸) „Den 6. Januar (1654) früh zu Hohenposeritz, der Wittiben Frau Ursulen Helenen Marschalkin, geb. Mutschelnitzin, das jus patro-

⁹⁷) Veröffentlicht im Correspondenzblatt VIII, 1 (1902), S. 64 f.

⁹⁸) J. Berg, Gewaltsame Wegnahme der evangelischen Kirchen in Schlesien (1854), unter Hohenposeritz.

natus zustehend. Sie zu Schönfeld nahe dabei wohnend, wollte nicht auf unterschiedliches Insinuieren wegen einer angenommenen Unpäßlichkeit erscheinen. Die Kirche ward reconciliirt, der P. Carolus Liepelt Benediktinerordens eingeführt und Messe darin gelesen worden. Hier waren nichts als zwei hölzerne Leuchter auf dem Altar, ein Zinnerner Kelch und drei Glocken, der Prädikant zu Lahsen hats mit zu versehen gehabt. (Das gilt aber nur bis 1651. Von 1652 bis 1653 betreute der Ingramsdorfer Pastor Johann Georg Über die Poseritzer Kirche). Der Pfarrhof ist weggebrannt und man hat hievor 18 Malter Decem, halb an Korn und halb an Haber, gegeben“. Einzelheiten über die Schicksale des Dorfes im Dreißigjährigen Kriege fehlen. Es wird auch im Verzeichnis: „Gänzlich verwüste und abgebrannte Dörfer, welche von anno 33 bis dato (1641) also verblieben: aus dem einzigen Schweidnitzischen weichbilde“ nicht genannt, ist aber sicher schwer mitgenommen worden. Das eben (S. 29) erwähnte alte evang. Kirchenbuch von 1634 schreibt, daß die Kirche noch ihren Lehrer (Pastor) „und das Dorf noch seine Einwohner gehabt habe, ohnerachtet darinnen auch schon vieler Wüstungen gedacht wird“. Der Pfarrhof war niedergebrannt, wahrscheinlich waren auch die zwei Türme der Kirche abgebrannt und zerstört, das Kirchendach beschädigt, die Kanzel stark zerstört, die Kirchhofsmauer zum Teil eingerissen. Vom Pfarracker wurde 1667 nur ein Teil mit vier Scheffeln Saat bestellt, das Pfarrhaus baute man überhaupt nicht mehr auf.

Zwar hatte am 6. 1. 1654 die Reduktionskommission als neuen Pfarrer den Benediktinerpater Carolus Liepelt eingeführt, doch zog der Pater nicht dorthin, weil das Pfarrhaus abgebrannt war, sondern nach Domanze. Dort war zwar der Pfarrhof ebenfalls abgebrannt, doch „der Generalwachtmeister (von Monteverques, Herr von Domanze) hielt den Priester auf seinem Hause und an seinem Tische.“ Eine Zeitlang wurde also nun die katholisch gewordene Kirche von Domanze aus betreut, dann aber mit Ingramsdorf der Pfarrei Bockau zugeteilt und schließlich bei der Neuordnung des Pfarrsystems als Mater adjuncta zu Ingramsdorf geschlagen. Damit hatte die drittälteste Kirche des Schweidnitzer Landes ihre Selbständigkeit eingebüßt und war eine zweitrangige Filialkirche geworden, in der z. B. noch 1845 nur viermal im Jahre Gottesdienst gehalten wurde. Hohenposeritz, Konradswaldau, Freudenthal, Neu-Sorgau, Schönfeld und Tarnau blieben nach Hohenposeritz eingepfarrt, Tarnau wurde nach 1845 der Kirche zu Ingramsdorf zugeteilt. Die evangelischen Bewohner von Hohenposeritz hielten sich zur Friedenskirche in Schweidnitz und seit 1743 zur neu errichteten evangelischen Pfarrei Domanze.

Dreißigjähriger Krieg, Gegenreformation, Kirchenreduktion usw. hatten die Besitz- und Seelsorgsverhältnisse in der Diözese Breslau unübersichtlich gemacht, daher ordnete der Breslauer Bischof eine General-

visitation an, die 1666/67 durchgeführt wurde. Der Bericht über Hohenpöseritz lautet: ⁹⁹⁾ (4. 10. 1667)

Die Kirche ist gemauert, im vorderen Teil kreuzförmig gewölbt; das Dach der Kirche ist schadhaft, so daß es einregnet, selbst die Kanzel, die sonst kunstvoll hergestellt war, ist sehr zerstört. Auf derselben Seite, gleichsam durch eine Kapelle verbunden, liegt unten eine Krypta. Da kein Dach mehr da ist, steht zu fürchten, daß das Gewölbe mit der Kanzel einstürzt. Da ohnedies viele Teile von der Kanzel heruntergefallen sind, so ist es um das Bauwerk traurig bestellt. Der Platz für das Allerheiligste in der Wand ist leer, doch mit einem Eisengitter versehen. Das Taufbecken ist aus Stein mit Holzschnitzereien, darin steht ein Kelch mit Taufwasser und mit einer Patene bedeckt. Den Kirchenheiligen kennt man nicht. Das Kirchweihfest wird am Sonntag vor St. Gallus (16. Oktober) gefeiert. Der Altar ist nicht geweiht und ohne Altarstein, darauf befindet sich das Bild des Herrn Christi am Ölberg. Die Sakristei ist gemauert und gewölbt, darin ein steinernes Waschbecken und eine eiserne Tür. Der Kirchhof ist mit einer Mauer umgeben, die an einigen Stellen schadhaft ist. Der Pfarrer ist der gleiche wie in Domanze; der Kirchsreiber sagte, daß im Vierteljahr kaum einmal Gottesdienst gehalten wird. Es finden sich hier noch Katholiken, die daher gezwungen sind, nach Bockau in die Kirche zu gehen. Das Pfarrhaus ist eine einzige Ruine, ein Teil des Ackers wird mit vier Scheffeln besät. Drei Lehns Herren geben sechs Scheffel Weizen weniger ein Viertel und ebensoviel Hafer, fünf Bauern geben sechs Scheffel Weizen und sechs Scheffel Hafer. Zu dieser Kirche gehören zweifelsohne folgende Dörfer: Schönfeld, wo die Frau Marschalckin das Recht der Berufung und Einsetzung (also das Patronatsrecht) ausübt; diese schuldet der Kirche auch 225 Taler. Sie gibt als Zins sechs Scheffel Weizen und ebensoviel Hafer, Konradswaldau, wo die Bauern ungefähr 7½ Scheffel Weizen und ebensoviel Hafer entrichten, die anderen Äcker sind bisher unbestellt. Das Dominium gibt von seinem Acker nichts, dort ist der Baron von Monteverques (Besitzer auch von Domanze und Konradswaldau), der die andere Hälfte des Patronats ausübt. Dazu Freudenthal, Neusorge, Raaben, Pitschen, wo sieben Bauern sind. Das Gut gehört dem Edelmann von Reichenbach, sowie auch Klein-Merzdorf, wo es nur ein Gut gibt. Die Gärtner geben den monatlichen Groschen; was von Ackerfrüchten habe ich nicht erfahren.

Als Kirchsreiber ist genannt Urban Nahar aus Oberösterreich, er hat ein Häuschen ohne Garten, zu Walpurgis ein und Michaelis das andere Brot und die „Wettergarbe“ (= Entschädigung für das „Wetterläuten“). Kirchwäter sind Johannes Rosman und Georg Gudemut, Scholz in Schönfeld, beide Nichtkatholiken. Die Kirche hat seit vielen Jahren

⁹⁹⁾ J. Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau, Archidiakonats Breslau (1902), S. 676, hier aus dem Lateinischen übersetzt.

225 Taler Rückstände bei der genannten Herrin von Schönfeld und noch weitere, wie alte Auszüge zeigen. An Kirchengerät hat sie nichts außer einer Kasel, einem Kelch aus Zinn, einem Superpelliceum, einem Evangelienbuch und auf dem Turm drei Glocken.“

Weitere Angaben über Dorf und Kirche

Für das Jahr 1785 sind für Hohenposeritz 211 Einwohner genannt, nicht aber die Zahl der Katholiken. Sie werden erst 1845 mit 40 unter 330 Einwohnern angegeben. 1885 waren es 391 Bewohner, darunter 48 katholische. Das Verhältnis der beiden Konfessionen änderte sich bis zur Vertreibung nicht wesentlich.

Da während der Reformationszeit der Name des Kirchenheiligen dem Gedächtnis der Gemeinde verloren gegangen war, weihte man die Kirche neu dem hl. Joseph. Damit waren die Ursulinenkirche in Schweidnitz sowie die zu Hohenposeritz, Pilzen und Königszelt Josephskirchen im Kreise Schweidnitz. Die Zuordnung zu Domanze hob man auf und teilte beide Kirchen als Matres adjunctae der Pfarrei Ingramsdorf zu, das nach 1667 von Bockau losgelöst und selbständige Pfarrei wurde. Diese Einteilung blieb bis in unsere Zeit; der Ingramsdorfer Pfarrer verwaltete auch die Widmuten der drei Kirchen.

Um 1880 wurde der Breslauer Baurat Hans Lutsch von der Regierung beauftragt, die Kunstdenkmäler Schlesiens zu inventarisieren. Sein Bericht über Hohenposeritz lautet¹⁰⁰⁾: „Da Strebepfeiler wie zum Beispiel an der Kirche zu Mollwitz noch nicht verwendet sind, dagegen die Gliederungen, z. B. im Vergleich mit der Kirche zu Bögendorf (Kreis Schweidnitz) erheblich fortgeschrittene und kaum noch recht wirksame gotische Formen zeigen, so ist die Kirche um das Jahr 1300 anzusetzen. (D. h. der Erbauer war der Pfarrer Ulrich von Liebenthal). Patron Dominium Hohenposeritz.

Geräumiges Langhaus und das gegen dieses eingezogene Chor quadratischen Grundrisses. An der Nord- und Südwand des ersteren sind Turmbauten angelehnt, deren Obergeschosse in der alten Form fehlen, der südlichere Turm 1852 erneuert. Das Erdgeschoß öffnet sich gegen den Kirchenraum. Der Baustein ist Bruchstein zu den Mauern, Sandstein zu den Kunstformen, Granitquadern zu den Ecken des Gebäudes. Das Chor ist kreuzgewölbt auf derben, schlicht abgefasten (abfasen = abkanten) Rippen, die auf laubgeschmückten, leider beschädigten und wie alle Kunstformen des Bauwerks übertünchten Kragsteinen (vorspringender, als Träger verwendeter Stein) ruhen. Die Kappen sind schwalbenschwanzförmig eingewölbt, die zur Ausführung benutzten

¹⁰⁰⁾ Die Kunstdenkmäler des Reg.-Bezirks Breslau Bd. 2 (1889), S. 186 f.

Schalbretter haben sich deutlich im Mörtel eingedrückt. Diagonal- und Schildbogen folgen der Spitzbogenlinie. Das dreiteilige Ostfenster ist im Bogenfelde mit Maßwerk ausgefüllt, drei Dreipässe, von denen der obere jetzt beschädigt ist. Der Querschnitt der Stäbe setzt sich auf jeder Seite der mit der Verglasung zusammenfallenden Querachse aus zwei symmetrisch zur Mittellinie angeordneten dreiviertelkreisförmigen Stäbchen mit anschließenden Plättchen zusammen. Die Kämpfer sind durch schlichte Kelchkapitälchen ausgezeichnet. Auf der Südseite ist ein einfaches zweiteiliges Fenster mit kleiner Scheitelrosette aus derselben Zeit vorhanden. Von den beiden Portalen des Langhauses steht das südliche zwar mit dem einmal abgestuften Gewände und den Rundsäulchen zur Ausfüllung der Ecken der frühen Gotik nahe, zeigt indessen in der weichen Behandlung der Profile und der mageren Blattbildung den Einfluß der später schematisierenden Richtung. Einfacher gehalten ist das Portal der Nordwand.

Sakramentsnische mit reichem Maßwerk in bekrönendem Bogenfelde, mit schmiede-eisernem Rosettengitter geschlossen. Nicht viel jünger als das Sakramentshäuschen in Posnitz (um 1360). Leider übertüncht.

Grabsteine mit Flachbildern der Verstorbenen.

1. Frau Anna geb. Schindel, aus dem Hause Schönfeld, Hausfrau. Herrn Asmanns Sack von Ratschütz aus Stefsdorf † 1587.
2. Für ihr Töchterlein † 1587.
3. Für den Ritter (Sigismund von Nostitz) † 1606.
4. für ein Kind Barbara von Köckritz † 1621.

Alle Grabsteine übertüncht.

Taufstein aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, unbedeutend, Sandstein übertüncht. Gestühl mit baldachinartiger Krönung. Spätrenaissance. Anfang 16. Jahrhundert, schadhaft.

Altarwerk, Ende 16. Jahrhundert, unbedeutend.“

Diese letzte Nachricht zeigt, daß der Altar zur protestantischen Zeit erneuert wurde. Da Lutsch den Hochaltar als unbedeutend bezeichnet, scheint der damalige Pfarrer einen Handwerker zur Herstellung herangezogen zu haben, ebenso wie 1845 in Bunzelwitz der Tischlermeister Schmauch beauftragt wurde, den Hochaltar mit dem Bilde der hl. Hedwig zu restaurieren.

Die Grundherrschaft

Die Grundherrschaft über das Dorf ging von den Poseritzer Grafen bei deren Wegzug aus der Schweidnitzer Gegend an ihre Lehnsleute,

die Ritter von Czirna, über, die aus dem Dorf Zirlau bei Freiburg stammten. 1329 war der Ritter Johann von Czirne „zu Ingramsdorf gesessen“, Hofrichter des Herzogs Bolko II. von Schweidnitz und dessen Statthalter während seiner Abwesenheit. Johann von Czirna war auch Grundherr von Oberposeritz, den von Niederposeritz kennen wir nicht. 1401 ist der Ritter von Schindel auf Domanze genannt, der 1410 zu seiner Herrschaft Domanze noch Oberposeritz, Ebersdorf und die Puschkühle bei Domanze hinzukaufte. Er war 1411 Unterhauptmann des Fürstentums Breslau und hielt sich auch oft in Schweidnitz auf. Dort starb er 1415 und wurde in der Franziskanerkirche im Chor zu Häupten der Herzogin Agnes von Schweidnitz-Jauer bestattet ¹⁰¹).

Die Grundherrschaft blieb nun über 100 Jahre im Besitz der Familie von Schindel und ging 1523 durch Kauf an den Ritter Hans Theobald von Burghauß über, der in Kupferberg wohnte. Unter den Schindel entwickelte sich die Poseritzer Erbscholtisei zum Rittergut, daher werden die Ritter auch dort gewohnt haben. Auf den Ritter von Burghauß folgte Kaspar von Mühlheim, genannt Puschke, dessen Familie aus Puschkau Kreis Schweidnitz stammte und damals in der Schweidnitzer Gegend sehr begütert war. Kaspar von Mühlheim-Puschke wies 1548 seine Rechte auf Hohenposeritz nach. 1550 findet sich neben Kaspar von Mühlheim noch ein zweiter Grundherr in dem Ritter Dominik von Bock, doch schon 1568 hat das Dorf wieder nur einen Grundherrn in Christoph von Mühlheim. Ihm folgten Dietrich von Mühlheim (1594) und Caspar von Mühlheim-Puschke 1626, so daß auch die Familie von Mühlheim-Puschke das Dorf über 100 Jahre im Besitz hatte. Im 30-jährigen Krieg hatte der Kaiserliche General Ludwig Baron von Monteverques, der aus Avignon stammte, lange Zeit in Schweidnitz in Garnison gelegen und dabei die Umgebung kennengelernt. Er kaufte nach dem Kriege die wüst liegenden Güter Domanze und Hohenposeritz und baute sie wieder auf. Seinen Wohnsitz hatte er in Domanze ¹⁰²).

Ebenso wie die benachbarte Würbenschanze diente auch das Gelände um Hohenposeritz für die Manöver der Schweidnitzer Garnison. Auch hier war der hohe Berg das Zentrum der Verteidigungsstellung, und man konnte vom Kirchturm auch das Gelände sehr gut beobachten. 1762 hätte das Dorf beinahe als Schlachtfeld gedient. Im April lagen die Österreicher unter Feldmarschall Daun in der Linie Freiburg, Hohgiersdorf, Silberberg, Wartha, vorgeschoben bis zur Würbenschanze das Korps Brentano, Vorposten bis zur Kirche in Hohenposeritz. Mitte Mai rückten die Österreicher bis zur Linie Pitschenberg-Zobten vor, um die Festung Schweidnitz zu decken. Am 20. Mai erhielt Daun die Nachricht vom Tode der Zarin Elisabeth und vom Heranrücken eines

¹⁰¹) L. Radler, Das Franziskanerkloster zu Schweidnitz im Mittelalter (Archiv Bd. 27, S. 65).

¹⁰²) Weiteres siehe L. Radler, Domanze, Jahrbuch 1969, S. 7–47.

russischen Hilfskorps, das nun auf der Seite Friedrichs II. kämpfte. Daraufhin ließ Daun seine starke Stellung um Hohenposeritz ausbauen und Vorposten bis Domanze und an den Zobtenberg verschieben. Die Stellung war so stark ausgebaut, daß der Preußenkönig keinen Angriff wagte, sondern versuchte, durch zwei Umgehungen über Striegau und südlich von Schweidnitz die Österreicher zum Abzug zu zwingen. Die Bewegungen dazu erfolgten durch einen Nachtmarsch zum 2. Juli. Am Morgen sah man, daß die Gegner ihre Verschanzungen bei Hohenposeritz verlassen und sich auf den Gebirgsrand zurückgezogen hatten. Von dort wurden sie am 21. Juli 1762 durch Frontalangriff bei Burkersdorf und Leutmannsdorf vertrieben. 1945 im Frühjahr verlief die Front gegen die Russen am Striegauer Wasser über Ingramsdorf bis an den Zobten heran, so daß Hohenposeritz an der Kampflinie lag und schwer mitgenommen wurde, die Kirche wurde zerstört. 1946 wurden die Poseritzer vertrieben und kamen fast geschlossen nach Iserlohn in Westfalen.

Statistische Angaben

1785 Hohenposeritz, ein Vorwerk, eine katholische, bis 1654 evangelische Kirche, ein Pfarrhaus, ein Schulhaus, 10 Bauern, 15 Gärtner (Steller), 9 Häusler, 211 Einwohner.

1845 42 Häuser, ein Vorwerk, ein Lehngut, 330 Einwohner (40 katholisch), evangelische zu Domanze, evangelische Nebenschule, im Winter früh gehalten vom Hilfslehrer aus Domanze. Eine katholische Mater adjuncta zu Ingramsdorf, Patron Dominium, Widmut ohne Gebäude. Eingepfarrt Hohenposeritz, Konradswaldau, Freudenthal, Neu-Sorgau, Schönfeld, Tarnau. Jährlich viermal Gottesdienst. 8 Handwerker, ein Höker. 1150 Schafe.

1885 Gemeinde: 347 ha, davon 305 Acker, 26 Wiese, 9 Wald. Evangelische zu Domanze, Katholiken zu Ingramsdorf, 56 Häuser, 376 Einwohner, davon 328 evangelisch und 48 katholisch. Gutsbezirk: 171 ha, davon 144 Acker, 12 Wiese, 6 Wald, 4 Häuser, 15 evangelische Einwohner.

1892 Rittergut Hohenposeritz. 145 ha Acker, 12 ha Wiese, 6 ha Wald, 5 ha Hof, Wege, Ödland usw. Insgesamt 170 ha. Besitzer: Graf von Brandenburg'sche Erben.

1893 348 Evangelische, 38 Katholische. Katholische Kirche ohne Geistlichen, Kirchhof von den Evangelischen benützt.

1925 258 Evangelische, 79 Katholische, 1 Freireligiöser.

1939 312 Einwohner.

Dr. Leonhard Radler

Herzlich bedanke ich mich bei den Herren Pfarrer Johannes Grünewald und Prälat Dr. Joseph Gottschalk für ihre Anregungen und Mithilfe.

Zur Orts- und Kirchengeschichte von Prausnitz Kreis Goldberg

Das mit dem Städtchen im Militscher Kreise gleichnamige stattliche Kirchdorf Prausnitz, an der Straße von Goldberg nach Jauer gelegen, hat stets zum Fürstentum und Weichbild Jauer gehört und ist erst bei der letzten Kreisregulierung in den 30er Jahren der nur 6 Kilometer entfernten Kreisstadt Goldberg zugewiesen worden, während es beim Kirchenkreise Jauer bis zuletzt verblieben war. Näherete man sich von Goldberg her dem Dorfe, so blieb das Auge an keinem charakteristischen Merkmal haften: die beiden, an der Dorfstraße einander gegenüberliegenden Kirchen waren turmlos. Die hohen und weit herabhängenden Schindeldächer der 700 Jahre alten katholischen Kirche wirken noch immer höchst malerisch, während die in schlicht klassizistischen Formen erbaute evangelische Bethauskirche inzwischen aus dem Dorfbilde verschwunden ist.

Die Prausnitzer Pastoren Bornmann und Schwantke haben in zwei kleinen Schriften alles ihnen erreichbar gewesene Material zur Geschichte ihrer Kirchengemeinde gesammelt; von beiden konnte mit einiger Mühe noch je ein Exemplar ausfindig gemacht werden¹⁾. Wenn auch beide Darstellungen wissenschaftlichen Ansprüchen kaum genügen dürften, so wären doch ohne diese schätzenswerten Vorarbeiten die hier folgenden Ausführungen in vielen Einzelheiten unmöglich. Daß nach dem Verlust der Archive und örtlichen Kirchenbücher viele Lücken und unerfüllbare Wünsche bleiben, bedarf keiner besonderen Betonung. Das Thema legt Beschränkung auf, die Orts- und Kirchengeschichte kann nicht ausführlich berücksichtigt werden.

- ¹⁾ Chronik von Prausnitz und Hasel, gesammelt und zur feyerlichen Einweihung der neuen Kirche den 19. Sonntag nach Trinit. 1801 als dem jährlichen Kirchweih-Feste seiner werthen Kirch-Gemeinde als ein Denkmal der Liebe und Treue übergeben von Johann Gottfried Bornmann Past. loc. Liegnitz, gedruckt bey Joh. Gottfr. Pappäsche, 8°, 70 Seiten. Vorhanden in der Oberlausitzischen Bibliothek der Wissenschaften in Görlitz. Eine Neuauflage hatte Dr. Georg Graf Lüttichau zum 200jährigen Kirchenjubiläum 1942 veranstaltet (gedruckt in Goldberg), von der kein Exemplar aufzufinden war. — Kurze Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Prausnitz mit Haasel Kreis Jauer. Als Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Kirche zusammengestellt von Hermann Schwantke, Pastor. Buchdruckerei der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten Diesdorf bei Gäbersdorf, Kr. Striegau (1901), 8°, 40 Seiten. Vorhanden in der Biblioteka Narodowa in Warschau, aus der ehemaligen Schaffgotsch'schen Majoratsbibliothek zu Warmbrunn.
- ²⁾ SR 177 a. — K. Maleczynski und A. Skowronska, Codex diplomaticus Silesiae, Tomus II, Breslau 1959, Nr. 182, S. 161–166. — H. Appelt, Schlesisches Urkundenbuch I 1968 Nr. 156, S. 114. — A. Moepert, Die Zirkumskription der Leubuser Pfarreien durch Bischof Lorenz, in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte Bd. 5, 1940, S. 1–29.

Das durch seinen Namen als slawische Gründung ausgewiesene Prausnitz wird in den für Kloster Leubus ausgestellten Urkunden von 1217²⁾ und 1218³⁾ nicht erwähnt. Ob die Leubuser Mönche hier innerhalb des ihnen gehörenden Waldgebiets der 500 Hufen bei Goldberg, worin auch Prausnitz lag, zunächst polnische Siedler als Dienstleute für das Kloster wie in dem benachbarten Pombesen ansetzten⁴⁾, oder ob bereits im frühen 13. Jahrhundert deutsche Kolonisten die slawische Siedlung ausbauten⁵⁾, läßt sich in Ermangelung von urkundlichen Zeugnissen nicht bestimmen. Die letztere Annahme hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich, da Prausnitz als Klosterbesitz nicht nachweisbar ist und es auch in dem Kreis der zur Mutterkirche Schlaup eingepfarrten Dörfer fehlt.

Bornmann vermutet, daß der erste Anbau des Ortes im späteren Nieder-Prausnitz erfolgte in der walddreichen Gegend zwischen Haasel und Seichau; die dort angrenzenden, einst selbständigen kleinen Ortschaften Altendorf, Weischau und Neudeck waren bereits im 17. Jahrhundert in Prausnitz aufgegangen⁶⁾. Dasselbe geschah mit Weißbrünnig als einem Ortsteil des nach Prausnitz eingepfarrten Haasel⁷⁾. In Ober-Prausnitz wurde die der Jungfrau Maria geweihte und mit Wiedemut ausgestattete Kirche erbaut.

Unter den bischöflichen Zinsdörfern wird Prusnicza im Liber fundationis Episcopatus Wratislaviensis (um 1305) erstmalig erwähnt⁸⁾. Knie kennt noch eine Urkunde von 1370, in der Pruznicz genannt wird⁹⁾. Das ist — außer zwei aus dem 15. Jahrhundert bekannten Grundherren — alles, was sich zur mittelalterlichen Ortsgeschichte sagen läßt. In den Verzeichnissen der Pfarreien aus dem 14. Jahrhundert — 1335¹⁰⁾, 1376¹¹⁾ und 1399¹²⁾ — sucht man Prausnitz vergeblich. Nir-

³⁾ S R 199. — Maleczynski Nr. 198, S. 200—209. — Appelt Nr. 171, S. 123—26.

⁴⁾ G. Schoenaich, Die Besiedlungsgeschichte des Kreises Jauer, in: Schles. Geschichtsblätter Jahrgang 1926, Nr. 1, S. 8.

⁵⁾ O. Koischwitz, Jauer. Ein Wegweiser durch die Heimat und ihre Geschichte. Jauer (1930), S. 16 und 20.

⁶⁾ Bornmann S. 5 und 6.

⁷⁾ Bornmann S. 59. Die von J. G. Knie, Alphabetisch-statistisch-topographische Übersicht der Dörfer, Flecken, Städte und anderer Orte der Kgl. Preuß. Provinz Schlesien (Breslau 1845) S. 197 angeführte urkundliche Erwähnung von Bronig für 1398 bezieht sich wahrscheinlich auf Rothbrünnig und nicht auf Weißbrünnig (vgl. Archiv Bd. 27, 1969, S. 202).

⁸⁾ „(in) Prusnicza novalia XX mansi solvunt I marcam“ (Cod. dipl. Sil. XIV. Bd., 1889, S. 122). — H. Neuling, Schlesiens Kirchorte 1902, S. 240.

⁹⁾ a. a. O. S. 509.

¹⁰⁾ S R 5409 (Cod. dipl. Sil. XXIX. Bd. 1922, S. 35 f.).

¹¹⁾ J. Heyne, Dokumentirte Geschichte des Bisthums und Hochstiftes Breslau I. Bd. (Breslau 1860) S. 697 ff und II. Bd. (1864) S. 112 ff.

¹²⁾ J. Jungnitz, Zur mittelalterlichen Statistik des Bistums Breslau, in: Zeitschrift 33. Bd. (1899) S. 399—400.

gends tritt ein Pfarrer aus vorreformatorischer Zeit als Urkundszeuge auf. Daß die Kirche eigene Pfarrer hatte und nicht als Filial zu einer benachbarten Pfarrei gehörte, beweist die Tatsache, daß der 1813 abgebrannte Pfarrhof aus dem Mittelalter stammte und mit Grundbesitz dotiert war.

Die von Hans Lutsch mit einem Sternchen gekennzeichnete Kirche zeigt klare Elemente des gotischen Stils¹³⁾, vor allem in den Kreuzgewölben des Chores und der trefflich gearbeiteten Blattornamentik des bestens erhaltenen Nordportals¹⁴⁾. Mächtige Strebepfeiler stützen die Ecken des Chores, dessen tief herabgezogenes Schindeldach die auf der Nordseite angebaute Sakristei mit bedeckt. An der Sakristei, zu der man vom Presbyterium auf Stufen hinab wie in ein Kellergewölbe — ähnlich in der benachbarten Röchlitzer Kirche — gelangt, waren vor der letzten Renovierung außen am Dachfirst noch Spuren alter Wandmalerei zu erkennen¹⁵⁾. Dem Urteil von Lutsch, der als Bauzeit der Kirche das Ende des 13. Jahrhunderts annimmt, haben sich die Kunsthistoriker angeschlossen, weshalb die Kirche in den neuesten wissenschaftlichen Werken — deutschen und polnischen — zur schlesischen Kunstgeschichte unerwähnt bleibt¹⁶⁾. Die Fenster der Südseite von Chor und Langhaus sind im 17. oder 18. Jahrhundert verändert worden und weisen kein altes Maßwerk mehr auf. Vor dem Nordportal errichtete man in knapp halber Länge des Langhauses am Ende des 16. Jahrhunderts einen Anbau mit einer darunter angelegten Gruft für die Familie von Rothkirch und zwar, wie die Jahreszahl über dem in gotischen Formen gehaltenen Türgewände angibt, im Jahre 1590. An der Stelle des Dachansatzes, wo der getreppte Langhausostgiebel aufhört, läßt sich noch deutlich erkennen, wie hoch das nun vom Kirhdach mit überzogene vorgebaute Grufthäuschen reicht.

¹³⁾ Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien Bd. III (1891) S. 415.

¹⁴⁾ Beide abgebildet bei B. Steinborn, Zlotoryja-Chojnów-Swierzawa (Goldberg-Haynau-Schönau) Breslau 1959, S. 138 und 139, ebenso in der 2. Auflage ihres (mit Stanislaw Kozak herausgegebenen) Buches, Breslau 1971, S. 148.

¹⁵⁾ Elfriede Springer, Eine Wanderung durch niederschlesische Kirchen des Mittelalters, in: Das Jahr des Herrn, Breslau 1927, S. 40. — Die Kirche ist oft abgebildet worden, so in E. Springer, Schlesische Kunstdenkmäler Buch II, Liegnitz 1933, S. 42 (erstmalig veröffentlicht im „Liegnitzer Tageblatt“ 1925, Nr. 269), K. Hausdorff im Schlesischen Heimatkalender 1962 (Verlag Karl Mayer, Stuttgart), 11. Woche, März. Ein seltenes Motiv zeigt die Federzeichnung von G. Zum Winkel in dem Aufsatz von Willi Braun, Von Entdeckung und Schönheit der Heimat (Zeitschrift „Niederschlesien“ 2. Jg. 1922, S. 207): Blick von Südwesten auf den hohen, fensterlosen Westgiebel des Langhauses, der deutlich erkennen läßt, daß hier einmal ein Turmanbau geplant war. Der Aufsatz ist eine Anzeige des Buches von B. Clemenz: Wie ich die Heimat erlebte (Görlitz 1922).

¹⁶⁾ H. Tintelnöt, Die mittelalterliche Baukunst Schlesiens (Kitzingen 1951), Quellen und Darstellungen zur schles. Geschichte 1. Bd. — Z. Swiechowski, Architektura na Slasku do polowy XIII. wieku (Warschau 1955) Die Baukunst in Schlesien bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. — B. Steinborn, a. a. O. 1. Aufl. S. 137. 2. Aufl. S. 147 übernimmt die Datierung („letztes Viertel des 13. Jahrhunderts“), gleichzeitig aber will sie frühgotische Bauelemente erkennen und ordnet Kunstformen am Portal, das sie irrümllich auf die Südseite verlegt, dem spätromanischen Stil zu.

Die offenbar nicht sehr geräumige Gruft machte bald den Bau eines neuen Totenhauses notwendig, das 1619 rechts vom Kircheneingang vor das Langhaus gesetzt wurde. Das sehr schlichte Gebäude mit Brettergiebeln, breitem Renaissanceportal („ANO 1619“) und zwei fast quadratischen kleinen Fenstern ist mit Särgen, die zu ebener Erde stehen, angefüllt. Eine weitere, einst für die Pfarrer bestimmt gewesene Gruft befindet sich in der Kirche vor dem Hochaltar; dort wurde noch 1812 der verstorbene Pfarrer Blaschude beigesetzt.

Wann die Landesfürsten als wahrscheinliche erste Besitzer erstmalig einen Ritter mit dem um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu deutschem Recht ausgesetzten Dorfe begabt haben, wissen wir nicht, da die Nachrichten sehr spärlich aus dieser ältesten Zeit sind. Es muß, wie wir gleich sehen werden, bereits um 1400 wenigstens zu gewissen Anteilen in privater Hand gewesen sein. Die Liegnitzer Herzöge hatten noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts in der nächsten Umgegend Grundbesitz und Gerechtsame zu vergeben. Von den dem Breslauer Domkapitel zustehenden Rechten hören wir bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus. Zuzufolge einer am 17. Dezember 1407 in Schweidnitz ausgefertigten Urkunde hat Frau Anna ihrem Ehemann Konrad von Ronaw zur Olsen gesessen (Ölse bei Striegau?) ihr Leibgedinge auf Prausnitz im Weichbilde Jauer aufgelassen, das ihr früherer Gatte Seifried von Schwenkenfeld ihr verschrieben hatte¹⁷⁾. Dieses sind die ältesten bekannten Besitzernamen. Zu Bornmanns Zeit war in der herrschaftlichen Registratur noch ein Lehnsbrief vorhanden, dessen Inhalt er mitteilt¹⁸⁾, wonach 1465 die Herzogin Hedwig, „Frawe zu Lignitz und zum Gowlberge, Jorge Czedlitz zur Prawssenitz mit dem Heegewald, der Hube, die der Nickel Pradel von der Hazel besessen“, belehnte „nebst dem Gerstenzins zu Nickelstorff und uff dem Kretscham zum Newdorffe im lignitzer Weichbilde“. Söhne dieses Georg waren Nickel und George Zedlitz, Gebrüder von Prausnitz, die am 1. Juni 1501 einen Zins auf Prausnitz und Pombesen an Hans und Christoph Nimptsch, Gebrüder von Steffenshain, verkauften¹⁹⁾. Unbekannt ist, ob einem und welchem Adelsgeschlecht die in dem ältesten Goldberger Stadtbuche genannte „Irbare Frawe Domellyne von der Preussnitz“ angehörte, die 1429, feria secunda ante Sixti (Montag vor dem 6. August), in Goldberg an dem „freyen Markttag ein rechten christlichen Frieden ruffen und schreien lassen, irem heim-

¹⁷⁾ Constantin von Schweinichen. Zur Geschichte des Geschlechts derer von Schweinichen. I. Bd. Breslau 1904, S. 128 (nach dem Schweidnitz-Jauer'schen Landbuch im Staatsarchiv Breslau K fol. 8 b).

¹⁸⁾ Bornmann S. 6. — Zimmermann, Beyträge zur Beschreibung von Schlesien VI. Bd. (Brieg 1786) S. 51.

¹⁹⁾ v. Schweinichen a. a. O. II. Bd. Breslau 1906, S. 3 (nach Staatsarchiv Breslau, neues Schweidnitz-Jauer'sches Landbuch II, 358).

lichen Drower uff eyn vorkommen“²⁰⁾. Der ihr Fehde oder Brand androhende Feind sollte kommen, um sich mit ihr zu vergleichen.

Auf die Brüder Christoph und Heintze (Heinrich) Zedlitz zur Prausnitz – ersterer zu Ober- und letzterer zu Nieder-Prausnitz und Weischau –, die 1522 als Urkundenzeugen genannt werden²¹⁾, folgte 1523 Otto Zedlitz von Schönau, der nach Christophs Tode (vor 1539) auch Ober-Prausnitz erwarb. In dem 1525 neu angelegten Schöppenbuche heißt er kurz Junker Ott oder Ott der Erbherr. Am heiligen Ostertage 1526 verkaufte er den Hof, das Vorwerk mit allem Zubehör, den Kretscham und das Oberdorf zur Praussenitz an Hans Kittlitz zu Krayn, Hans Schwobsdorf zu Lahsenigk (Laasnig), Diprand Nimptsch zu Stephanshain zu einem Wiederkaufe mit Ausnahme der Wiesen, die sein Sohn Hans Zedlitz von Kunradswald (Konradswaldau)²² von seinem Vater erhalten hatte²³⁾. Am gleichen Tage hat Otto Zedlitz „mit der Gemeinde Wust und Willen einen Teil Acker von der Pfarrwiedmut gegen ein anderes, daran gelegenes ihm gehöriges vertauscht“, wobei aber der Name des damaligen Pfarrers nicht angegeben wird²⁴⁾.

Für die Behauptung, daß zwischen 1523 und 1526 der Grundherr und die ganze Gemeinde sich zur evangelisch-lutherischen Lehre bekannten²⁵⁾, läßt sich kein Beweis erbringen. Es ist möglich, da die Zedlitz sehr früh, z. B. im benachbarten Neukirch, als eifrige Förderer des Luthertums auftraten, doch für Prausnitz nicht sehr wahrscheinlich, da verschiedene Tatsachen dagegen sprechen. Das Breslauer Dom-

²⁰⁾ Joh. Adam Hensel, *Aurimontium vetus diplomaticum* (Hdschr. 1759) I. Teil sect. II, cap. 1, § 5. – Hensel erwähnt (I. Teil sect. I, cap. 13 § 3) zum Jahre 1467 den vorgenannten „Herrn George von Czedlitz zur Prawssnitz gesessen und Albrecht von Bock zu Röchlitz gesessen“ in einem vor dem Goldberger Rat zustande gekommenen Vergleich.

²¹⁾ Am 14. 4. 1522, Montag nach Palmarum, konfirmiert Caspar Schoff Gotsche genannt, vom Kynast, auf Fischbach gesessen, Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, im Namen des Königs die Verschreibung des Hans Schwobsdorf zu Lasenig von 2 Mark Geldes jährlicher Zinsen um 24 ungarischer Gulden Kapital zum Wiederkaufe, an den Doktor Bartholomäus Rudersdorf „Thumherrn vnde probste zw Sant peter zue Ligenitz vnd seinen Capellan daselbßt, auf einigen Bauern in seinem Gute zu Rappersdorff haftend. Geschehen zu Seichow vnd gegeben zu Schweidnitz, dobye sindt gewest dye Achtbar hochgelarte vnde Ernueste Herr frantze grymme Doctor zu Seichaw, Cristoff vnde Heintze Tzedlitz zur prausnitz Vnd der Wolnamhaftige Ernst Schoff vom Kynaste Canntzler czue Schweidnitz der disenne Brief gehabt hot Jn befulunge“ (A. Samter, *Chronik von Liegnitz*, 2. Teil, Liegnitz 1865, S. 479).

²²⁾ Sein Grabstein in der kath. Kirche zu Konradswaldau, † 1580 (Lutsch a. a. O. S. 420).

²³⁾ Bornmann S. 7.

²⁴⁾ Bornmann S. 18.

²⁵⁾ Bornmann S. 18, Schwantke S. 5 und 22. E. Anders, *Historische Statistik der evang. Kirche in Schlesien* (Breslau 1867) S. 553: „Circa 1524 die Kirche evang.“ O. Kresse, *Geschichte der ev. Kirchengemeinde Prausnitz* (in: *Geschichte des evang. Kirchenkreises Jauer in Einzeldarstellungen*, *Festschrift zur General-Kirchenvisitation 1929*, Jauer, S. 71): „In den Jahren 1525 und 26“.

kapitel bezog nachweislich noch ab 1533 — frühere Belege mögen verloren gegangen sein — jährliche Geldgefälle von Prausnitzer Bauern, so daß von einem Glaubenswechsel der ganzen Gemeinde nicht die Rede sein kann. Das im Diözesanarchiv Breslau aufbewahrte Dokument²⁶⁾ hat folgenden Wortlaut: „Registrum septem rusticorum Jn villa prawßnitz Jn districtu Jawrensi Et sunt hereditarie dominos vicarios Ecclesie Wratisl. quilibet Rusticus tenetus persoluere marcas duas graues pro festo sancti Michaelis anno domini 1533 (1535) per me paulum fiergericht²⁷⁾ Et Magistrum Casparem Beyer²⁸⁾ procuratores et collectores. Sequuntur Nomina Rusticorum: Vrban Scholtz, Thomas Beher, Baltasar auerßbach, Groß Adam, Lorentz herman, Jockell herman, Cristoff Etzler“. Die Leistungen sind ausgewiesen bis 1570. Bornmann gibt die Zahl der Bauern für 1640 mit 20 an²⁹⁾. Sie dürfte um die Mitte des 16. Jahrhunderts eher kleiner als größer gewesen sein, so daß dem „Registrum“ zufolge etwa ein Drittel der selbständigen Prausnitzer Bauern damals noch ihren Verpflichtungen gegenüber der katholischen Kirche nachkam. Die Reihe der Pastoren beginnt in keiner einzigen Landgemeinde des Weichbildes Jauer vor Ende der 40er Jahre — in der Fürstentumshauptstadt selber noch später —, so daß Prausnitz darin keine Ausnahme gemacht haben wird. Und sollte die Nähe Goldbergs lutherische Predigt und Berufung eines Predigers zu früherem Zeitpunkt begünstigt haben, so würde gewiß eine Nachricht darüber und ein Name aufbewahrt geblieben sein.

Bevor wir uns der Kirchengeschichte und den Pfarrern speziell zuwenden, soll noch einiges über die Grundbesitzer als die Patrone der Kirche gesagt und das Wichtigste zur Ortsgeschichte angeführt werden. Am 31. August 1543 verkauft Otto Zedlitz das Niedervorwerk zu Prausnitz an Hieronymus Streit, nachdem er am 3. Juli desselben Jahres das Gut Hänchen an Franz Rime zu Krayn veräußert hatte³⁰⁾. Otto muß in der ersten Jahreshälfte 1555 gestorben sein, seinen Leichenstein mit verloschener Inschrift hat Pastor Bornmann noch am Eingang zur Kirche gesehen. Die Kreditoren von 1526 verkauften mit Georg Schweinichen zu Kolbnitz am 25. Juni 1555 in Jauer das Oberdorf samt dem halben Kirchlehn, Mitteldorf und Vorwerk sowie die Hintermühle zu

²⁶⁾ BDA III d 33 (W. Urban, Katalog Archiwum Archidiecezjalnego we Wroclawiu Rekopisy. Katalog der Handschriften des Erzbischöflichen Archivs in Breslau. Lublin 1965—68 S. 55 [183].

²⁷⁾ Paul Firgericht (Viergericht), Domvikar in Breslau (G. Zimmermann, Das Breslauer Domkapitel im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation 1500—1600, Weimar 1938, S. 561/62. A. Sabisch, Acta Capituli Wratislaviensis 1500—1562. I. Bd. 1500—1516, 1. Halbbd. 1500—1513, Köln-Wien 1972, S. 569).

²⁸⁾ Kaspar Beyer, Domvikar, 1512 Prokurator des bischöflichen Konsistoriums in Breslau (A. Sabisch a. a. O. I. Bd. 2. Halbbd. 1514—16, S. 920).

²⁹⁾ Bornmann S. 23. 1800 lebten 17 Bauern (Gutsbesitzer) in Prausnitz, 1900 waren es 14 (Schwantke S. 38 und 39).

³⁰⁾ v. Schweinichen a. a. O. II. Bd. S. 43 (nach Staatsarchiv Breslau, Schweidnitz-Jauersches Landbuch BB fol. 137 b und 121).

Weischau samt dem Waldstück, die „Muche“ genannt, an Hiob von Rothkirch zu Lindhart (Kreis Lüben)³¹⁾, welcher bald darauf auch Nieder-Prausnitz erwarb und 1562 auf dem Oberhofe das stattliche Schloß erbaute, das später mehrfach verändert und modernisiert wurde und heute noch steht. Er wird gewöhnlich Job genannt: auf Prausnitz, Röchlitz, Haasel, Bielau, Lindenbusch, Laasnig, Eichholz, Schönwaldau und Lindhart. 1516 in Seebnitz bei Lüben geboren (Vater Wenzel v. R. auf Spröttchen und Seebnitz, die Mutter eine von Falkenhayn), verheiratete er sich zuerst mit Barbara von Reibnitz und danach mit Ursula von Eichholz, die 1605 als Witwe starb. Er war ein sehr reicher Kavalier, der jede seiner 11 Töchter³²⁾ mit 30 000 Talern ausstatten konnte und daher oft den Liegnitzer Herzögen aus ihren finanziellen Nöten helfen mußte. Bei seinem Tode hat er „nebst den Herrn Eydemännern 120 Kind und Kindeskindern gesehen und sie alle gesegnet“³³⁾. In der Vorhalle der Kirche, der 1590 erbauten Gruft (heute Sakristei), stehen 4 Grabsteine der Familie Rothkirch mit den Figuren der Verstorbenen in Lebensgröße³⁴⁾ und je 4 Wappen. Die Inschriften lauten: 1. „ANNO 1591 DEN 5 AVGVSTI IST IN GOT SELIGLICH VORSCHIEDEN DER EHRENVESTE VND WOLBENAMBTE JOB VON ROTKIRCH VON DER SEBNIZ ZVR PRAVSNIZ SEINES ALTERS IM 75. JAR DEM GOT GNADE“. Der alte Mann mit Vollbart und in langem, offenem

³¹⁾ v. Schweinichen a. a. O. II. Bd. S. 60 (nach Schweidnitz-Jauer'sches Landb. DD fol. 105). Bornmann S. 8.

³²⁾ Die Angaben bei O. Kadelbach, Geschichte des Dorfes Probsthayn (1846) S. 27 sind übertrieben. — Die Töchter waren: I. Ehe Barbara, verh. mit Hans v. Schweinichen auf Schweinhaus, Mertschütz und Kolbnitz, gest. 23. 8. 1616, 65 J. alt. Sie war streng lutherisch und scheute nicht die Mühe, ihrem Manne Luthers kleinen Katechismus einzuprägen und ihn darin abzuhören. Der Grabstein ihrer mit 17 Jahren 1588 verstorbenen Pfliegerochter Ursula Zedlitz von der Brauschnitz (= Prausnitz) mit lebensgroßer Figur neben der Südtür in der Kirche zu Schweinhaus (Lutsch 3. Bd. S. 356. P. Kretschmar, Burg und Kirche Schweinhaus. Bolkenhain 1925 S. 13). II. Ehe: 1. Margaretha, auf Prausnitz, Ossig und Schimmelwitz, verh. 1. mit David v. Schwencfeld, 2. mit Melchior v. Schellendorf auf Göllschau. 2. Eva, verh. mit Adam v. Schellendorf auf Pohlsdorf und Gohlsdorf. 3. Ursula, verh. mit Opitz v. Falkenhayn auf Kunzendorf und Karoschke. 4. Maria Magdalena, geb. 1560, gest. 1623, verh. mit Valentin v. Redern auf Probsthain. 5. Anna, auf Haasel und Brünnig, verh. mit Georg v. Sommerfeld auf Falkenhain, 1616 Witwe. 6. Hedwig, verh. mit Friedrich v. Mutschelnitz auf Herrnmutschelnitz, gest. 1640. 7. Katharina, auf Ober-Prausnitz und Laasnig, gest. 11. 2. 1625, 59 J. alt, verh. 1585 mit Conrad v. Schwobsdorf, gest. 23. 3. 1632, 67 J. alt. 8. Elisabeth, auf Nieder-Prausnitz, verh. mit Christoph v. Hocke auf Thomaswaldau; 1616 ist sie Witwe. 9. Barbara, auf Schönwaldau, Wiesenthal und Johnsdorf, gest. 1649, verh. 25. 6. 1590 mit Oswald v. Tschammer auf Hünern, Dabsau und Osselwitz, geb. 1554, gest. 1613. 10. Helene, auf Ossig (wo sie 1609 die Kirche renovieren ließ), Barschau und Porschütz, bis 1622 auf Nieder-Prausnitz, gest. 7. 11. 1637, verh. 14. 6. 1596 mit Alexander v. Stosch auf Kreidelwitz und Kaltwasser, gest. 17. 3. 1616, 69 J. alt (vgl. Valerius Frhr. v. Rothkirch und Panthen: Stammbuch des Geschlechts von Rothkirch. Breslau 1879, S. 29–30).

³³⁾ V. v. Rothkirch a. a. O. S. 25 (nach v. Stosch, Genealogie derer von Stosch S. 215).

³⁴⁾ Lutsch a. a. O. S. 416. Abbildung aller 4 Grabsteine in: Bober-Katzbach-Gebirge, Görlitz-Löwenberg-Liegnitz-Jauer. Deutschland-Bildheft Nr. 168, Universum-Verlagsanstalt Berlin (o. J., etwa 1933) S. 37.

Überrock stützt sich auf einen Stock, der in der Mitte seinen Wappenschild trägt; daneben steht seine 2. Frau:

2. „ANNO □ DEN □ IST IN GOT SELIGLICH VORSCHIEDEN DIE EDLE EHRNTVGENTREICHE FRAW VRSVLA GEBORENE EICH-HOLZIN DES EDLEN WOLBENAMBTEN VND EHRENVESTEN HERN JOB VON ROTKIRCH AVF PRAVSNICZ NOCHGELASSENE WITFRAW DER GOT GENADE“. Der Grabstein wurde bereits zu ihren Lebzeiten gesetzt und dann vergessen, Jahr und Tag des Todes nachzumeißeln. Links und rechts von den Grabsteinen der Eltern sind die für die früh verstorbenen Söhne:

3. „ANNO 1590 DEN 18 OCTOB. IST IN GOTT SELIG ENTSCHLAFEN DER EDLE EHRNVESTE AVCH WOLBENAMTE HERR ERASMVS ROTKIRCH SEINES ALTERS IM 23. JAR. DEM GOTT GENADE“.

4. HIOB VON ROTKIRCH starb am 1. Mai 1598 im Alter von 26 Jahren (die wohl mit den andern gleichlautende Inschrift habe ich nicht notiert).

Mit seinem Tode erlosch der Mannesstamm dieses Zweiges der Rothkirch, und einige Besitzungen (z. B. Röchlitz und der Heegewald) fielen als erledigtes Lehn an Herzog Joachim Friedrich von Liegnitz zurück. Die Todesnachricht übermittelte Hans von Schweinichen eilends dem gerade zum Fürstentag in Breslau weilenden Herrn, „so von JFG zu sondern Gnaden aufgenommen (worden), denn JFG über 18000 Thaler erbten und bekamen“³⁵).

Nach dem Tode der Witwe Ursula erbten die Töchter Margarete, Katharina, Helene und Elisabeth die väterlichen Besitzungen. Am 31. Juli 1614 wurde ein Erbkontrakt abgeschlossen; der Amtmann Jonas Droschky verwaltete die Güter im Namen sämtlicher Erben³⁶).

Ober- und Nieder-Prausnitz erhielten nun getrennte Herrschaften. Auf Margarete von Schellendorf folgte 1615 ihre jüngere Schwester Katharina im Besitz von Ober-Prausnitz, deren Ehemann Konrad von Schwobsdorf das Gut Laasnig dem Prausnitzer Besitz zubrachte. Beide sind wahrscheinlich die Erbauer der sogenannten alten Gruft 1619, in der die Frau 1625 beigesetzt wurde und neben ihr auch ihr am 23. März 1632 im Alter von 67 Jahren verstorbener Gemahl seine

³⁵) J. G. Büsching, *Lieben, Lust und Leben . . . des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen II* (Breslau 1821) S. 176. — H. Oesterley, *Denkwürdigkeiten von H. v. Schweinichen*, Breslau 1878, S. 485, wo Prusnig bzw. Prinsnig in Prausnitz verbessert werden muß.

³⁶) Droschky war 1590 Schaffgotsch'scher Amtmann in Seiffersdorf bei Hirschberg, also kein Theologe, wie ich im Archiv für schles. Kirchengesch. XVII. Bd. 1959 S. 223 vermutet hatte.

letzte Ruhestätte fand³⁷⁾. Nachdem seine 2. Frau Helena geb. von Schweinitz wohl bis zu ihrem Tode gewirtschaftet hatte, erkaufte am 11. Febr. 1650 von den Erben und Gläubigern Caspar von Hohberg und Fuchsmühl Ober-Prausnitz und Laasnig. Im Besitz der Hohberg'schen Familie und ihrer direkten Nachkommen verblieben die Güter nun fast 300 Jahre, bis 1945.

Auf Nieder-Prausnitz wechselten die Besitzer rasch: 1614 übernahm Helene von Stosch die Herrschaft, 1622 ihre Schwester Elisabeth von Hocke und 1628 wahrscheinlich ihre Tochter Anna Maria von Tschirnhaus auf Ober-Baumgarten, danach 1635 ihr 2. Mann Friedrich von Zedlitz und 1639 wieder sie selbst. 1654 finden wir Hiob Christoph von Hocke, 1672 Barbara Magdalena von Hocke geb. von Braun auf Thomaswaldau, Lichtenwaldau, Nieder-Prausnitz und Schmölln, 1675 Johann von Schenkendorf auf Nieder-Prausnitz und Schmölln, 1684 Polyxena von Stosch geb. von Promnitz auf Alt-Raudten und 1687 Georg Siegmund Freiherrn von Hocke, Landesältesten der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, der nach dem Visitationsprotokoll von 1687 katholisch war und zugleich Steudnitz und Siegendorf besaß. Er verkaufte 1691 Nieder-Prausnitz an Anna Elisabeth verwitwete Hohberg geb. von Kottwitz auf Ober-Prausnitz. Von da an waren und blieben beide Rittergüter in einer Hand³⁸⁾.

Die dem ersten Prausnitzer Hohberg³⁹⁾ gehaltene Leichenpredigt ist gedruckt⁴⁰⁾, so daß aus den ihr beigefügten Personalien der Lebenslauf kurz wiedergegeben sei: Caspar von Hohberg am 19. Mai (Dienstag vor Pfingsten) 1605 in Fuchsmühl geboren – Vater Sigismund, die Mutter eine geborene von Rothkirch⁴¹⁾ –, studierte seit 1623 in Straßburg Rechtswissenschaften und war bis 1632 auf Reisen. Am 6. Jan. 1632 verheiratete er sich mit Sabina von Schweinitz, jüngste Tochter des Hans v. Sch. auf Groß-Krichen und Tschepplau, mit der er 37 Jahre in der Ehe lebte und 5 Söhne und 3 Töchter hatte, von denen nur

³⁷⁾ Im Fußboden der Gruft liegen in der oberen linken Ecke 2 stark abgetretene und übertünchte Figurengrabsteine eines Ritters und einer Frau mit nicht mehr lesbarer Umschrift, zweifellos aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, teilweise verdeckt durch einen darauf gestellten Steinsarg. Sie könnten die Grabstätten von Konrad von Schwobsdorf und Katharina geb. von Rothkirch bezeichnen.

³⁸⁾ Bornmann S. 9 und 10.

³⁹⁾ Die Prausnitzer Hohberg stammen aus der Buchwälder Linie (neben der Fürstentümer und Güttdorfer) des teils freiherrlichen und teils gräflichen Geschlechts: 1390 Joh. v. Hohberg auf Buchwald Kreis Lüben und Alt Schönau, 1450 Melchior I., Christoph auf Alt Schönau, gest. 1483, Lassel, gest. 1516, Melchior III. auf Alt Schönau, gest. 1543; Grabsteine in der St.-Johanniskirche zu Schönau; vgl. P. Kerber, Die adeligen Epitaphien in der sogenannten Röversdorfer Begräbniskirche bei Schönau, in: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift Bd. III Breslau 1880, S. 97–99. Lutsch 3. Bd. S. 436. Melchior Hohbergs Bruder Ladislaw hatte einen Sohn Christoph, der 1540 mit seiner Frau Katharina v. Rothkirch auf Fuchsmühl lebte; dessen Sohn Sigismund (1572–1646) ist Caspar v. Hohbergs Vater (Bornmann S. 10).

2 Söhne und 1 Tochter am Leben blieben. Er besaß Koischkau (bei Wahlstatt), Panzkau (bei Koiskau) und Weißenhof bei Liegnitz, war seit 1636 Landesältester im Fürstentum Liegnitz und seit 1655 auch im Jauerschen Weichbilde. Auf dem Landtage zu Schweidnitz wurde er 1666 zum Oberrechtssitzer der kaiserlichen Fürstentümer Schweidnitz und Jauer gewählt. Nachdem er etwa ein halbes Jahr krank gewesen war, starb er am 5. Januar 1669. Seine Frau folgte ihm im Tode nach am 12. Oktober 1670 im Alter von 57 Jahren, beide sind in der alten Gruft bestattet worden, wo auch ihre Figurengrabsteine noch zu sehen sind.

Sein Sohn Johann Siegmund von Hohberg trat das väterliche Erbe an, nachdem er bereits 10 Jahre Mitverwalter der Güter gewesen war. Auch für ihn ist eine gedruckte Leichenpredigt vorhanden ⁴²⁾, aus der seine Lebensdaten mitgeteilt werden: Am 6. Nov. 1632 wurde er in Liegnitz geboren und erhielt in der Taufe am 11. Nov. von den beiden Großvätern die Namen Hans Sigmund. Seit 1638 besuchte er die Schule in Liegnitz, daneben ließ ihn der Vater noch durch Privatlehrer unterrichten: 1643 von David Pirner aus Neumarkt ⁴³⁾ und 1647 von David

⁴⁰⁾ „Unwiederruffliches End-Urtheil des unverwerflichen Himmlischen Ober-Rechtssitzers von seiner lieben Getreuen bevorstehenden herrlichen Krönung Aus dem 10. Vers des 2. Cap. der Offenbar. S. Johannis, Bey Hoch-Adelichen Leich-Begräbniß des . . . Hrn. Caspar v. Hohbergs / auff Ober-Praußnitz, Lasenig / und Koyßkau / Fürstl. Liegn. Brieg, und Wohlauschen Raths und Ober-Rechtssitzers und Landes-Eltistens: welcher Im Jahr 1669. den 5. Januarii, des Nachts umb 12 Uhr / Sein Leben in dieser Welt Christ-seelig beschlossen / und hierauff den 20. Martii mit Christ-Adelichen Ceremonien in Seine bereitete Gruft zur Ober-Prausnitz / beygesetzt worden. Selbigen Tages in der Kirchen zu Röchlitz vorgetragen von Gottfried Henseln von Goldberg / der Kirchen zu Röchlitz Pfarrern / und der Ehrwürd. Priesterschaft Goldbergischen Kreisses verordneten Seniors. Liegnitz / bey den Schneiderschen Erben / drucks Christoph Willing / Factor“. Die Leichenpredigt ist gewidmet der Witwe Frau Sabina geb. v. Schweinitz, Frau auf Ober-Prausnitz, den Söhnen Johann Siegmund v. H. auf Pohlschildern, Ober-Prausnitz etc., Joh. Caspar v. H. auf Alt- und Neu-Strunz, Ober Prausnitz etc., sowie dem Schwieger-sohn Heinrich Anshelm v. Ziegler und Klipphausen auf Radmeritz, Probsthain, Lindau etc. Angefügt ist ein „Pourtraiet der Unsterblichkeit“, das in der Abdankungsrede Hans Georg v. Falckenhain gezeichnet hat. Vorhanden in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin Signatur Ee 700—1486.

⁴¹⁾ Nach der Inschrift des Grabsteins für Kaspar v. Hohberg in der Gruft der kath. Kirche war seine Mutter Helene von Spiller aus dem Hause Langenöls (bei Lauban) im Fürstentum Jauer. — Die Grabsteine für ihn und seine Frau sind noch heute vorhanden.

⁴²⁾ „Hiobs Fürstlicher Rath Göttlicher Regierung und Führung, sich geduldig zu untergeben (aus Hiob 13, 15). Nachdeme des . . . Herrn Johann Sigmund von Hohbergs / und Fuchsmühl/Herrns auff Ober Praußnitz/Lasenig u. Pohlschildern/Fürstl. Liegnitz. Brig. und Wohlauschen Regierungs-Raths / und Hofe-Richters des Liegn. Fürstenthumbs Jüngsthin 29. Januarii unter hertzl. Gebete / gläubig entseelter Körper / der bey der Kirchen zu Ober-Praußnitz erbauten Adelichen Grufft den 18. April Ao. 1674 anvertrauet war / selbigen Tages in der Kirchen zu Röchlitz vorgestellt durch Gottfried Hensel. Liegnitz in der Schneiderschen Erben Druckerey“. Gewidmet ist die Predigt der Witwe, den Töchtern Barbara Sabina und Anna Elisabeth und den Söhnen Joh. Caspar, Abraham Siegmund und Otto Conrad. Vorhanden in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin Signatur Ee 700—1487.

⁴³⁾ Pirner geb. 17. 9. 1617 in Neumarkt, 1645 Konrektor in Goldberg, 1646 Pastor in Kamöse, 1654 Exul und Pastor in Koitz, gest. 1673.

Giebel aus Lauban, der im gleichen Jahre Pastor in Neukirch wurde ⁴⁴⁾. 1649 kam er auf das Magdalenengymnasium in Breslau, am 19. 5. 1652 brach er nach Straßburg auf, wo er am 29. anlangte, zuerst die französische Sprache, Fechten und ritterliche Tugenden erlernte und sodann sich dem Studium der Rechte widmete. Am 22. 12. 1654 disputierte er in Straßburg de Perpetuitate Principalium Familiarum und widmete die Disputationsschrift dem Herzog Ludwig von Liegnitz und Brieg. 1656 unternahm er eine Reise durch die Schweiz nach Genf, dann durch Frankreich, besucht Lyon, Orléans und Paris, dann führt ihn sein Weg über Rouen und Dieppe nach England, wo er in London verweilt, von dort reist er durch Flandern und langt schließlich in Leyden an. Mit Georg von Polnitz auf Rudelsdorf begibt er sich über Hamburg und Leipzig auf die Heimfahrt und kommt am 16. 11. 1659 zu Hause in Ober-Prausnitz an, nachdem er 7 1/2 Jahr außer Landes gewesen war. Er heiratete in Pohlschildern am 8. Febr. 1661 Anna Elisabeth von Kottwitz, eine Tochter Abrahams v. K. und Barbara von Brauns auf Droschkau und Kontopp Kreis Grünberg. Aus der Ehe gingen 3 Söhne und 5 Töchter hervor, von denen 3 Töchter vor dem Vater starben. Er erlag einer hitzigen Krankheit am 29. Januar 1674 und ruht in der Familiengruft; auf dem Epitaph stand der Reim: „Er hat mit Noth und Tod gekriegt / durch Christum ritterlich gesiegt. / Seid vergnügt!“ (= zufrieden). Seine Witwe (geb. am 8. Juli 1646), der auch Mertschütz und seit 1691 Nieder-Prausnitz gehörte, starb in Liegnitz am 11. März 1706 und wurde in Ober-Prausnitz beigesetzt. „Jesus kam und machte Luft / der, so nunmehr ausgerufen / und itzt liegt in dieser Gruft“, war auf ihrem Grabstein zu lesen. Daß sie eine sehr fromme, tätige und rechtschaffene Dame gewesen war, hatte Pastor Bornmann ihrem schriftlichem Nachlaß entnommen ⁴⁵⁾.

In den Zeitraum von genau 100 Jahren mit Beginn der Herrschaft Rothkirch bis zum Übergang des Besitzes an die Hohberg fallen nun die beiden für die Kirche und Gemeinde wichtigen und einschneidenden Ereignisse des zweimaligen Konfessionswechsels im 16. und 17. Jahrhundert, der Reformation und Gegenreformation. Für die „Einführung“ der Lehre Luthers können wir, wie schon bemerkt, keinen genauen Zeitpunkt angeben wie auch in vielen anderen Orten Schlesiens nicht; die überlieferten Pfarrerverzeichnisse bieten oft den einzigen Anhaltspunkt. Und da sind wir bei Prausnitz besonders schlecht beraten! Schon der fleißige Ehrhardt konnte die Namen der ersten Pastoren nicht ermitteln, und was er dann als Pfarrerkatalog darbietet, ist dürftig und voller Fehler ⁴⁶⁾. Nur seine Angabe, daß seit dem Passauer Religionsvertrag 1552 Prediger der evangelischen Konfession

⁴⁴⁾ Über Giebel vgl. Jahrbuch für schles. Kirchengesch. 41/1962 S. 26.

⁴⁵⁾ Bornmann S. 12.

⁴⁶⁾ Presbyterologie des Evang. Schlesiens 3. Teil 2. Abschn. 1784, S. 132, 133 f.

hier gelehrt haben, wird zutreffend sein – „ob man gleich ihre Namen nicht mehr alle kennt“. Und dann ist der Erste, als den er 1615 Christoph Weicker ansetzt, worin ihm Bornmann gefolgt ist⁴⁷⁾, leider unzutreffend. Pastor Schwantke kommt das Verdienst zu, daß er die alten Gemeinde- und Registraturakten des Dominiums durchgesehen und darin in einem Kaufvertrage aus dem Jahre 1583 als Zeugen den „würdigen Herrn Konrad Schörner, zu der Zeit Pfarrherr“, angeführt gefunden und ihn uns als den dem Namen nach ersten bekannten Prausnitzer Pastor überliefert hat⁴⁸⁾.

Lediglich sein Studiengang konnte ermittelt werden, alle anderen Lebensdaten fehlen. Conrad Schörner aus Goldberg studierte seit dem Sommersemester 1549 in Leipzig⁴⁹⁾, am 15. 10. 1550 ist Cunradus Scherner Goltbergensis in Wittenberg immatrikuliert⁵⁰⁾. Sein Geburtsjahr dürfte also um – wenig vor – 1530 liegen, er ist fraglos Trozendorfs Schüler in Goldberg gewesen⁵¹⁾. Bei der damals üblichen Kürze des Theologiestudiums wäre sogar eine erste Tätigkeit als Kollege des großen Schulmeisters denkbar, doch er fehlt in den Lehrerverzeichnissen des Goldberger Gymnasiums⁵²⁾. Im Wittenberger Ordiniertenbuch findet sich sein Name nicht; in Schlesien ist, soweit bekannt, bereits 1553 in Liegnitz ordiniert worden⁵³⁾, aber es ist kein Verzeichnis der Ordinanden aus dieser frühen Zeit erhalten. So können wir nicht bestimmen, wann er die Pfarrei Prausnitz übernommen hat, ebenso wenig wissen wir, wie lange er sein Amt führte und ob und wann er hier auch gestorben ist. In Goldberg konnte ich nicht erfahren, ob bei den umfangreichen Renovierungsarbeiten der Prausnitzer Kirche 1970 auch die Pfarrergruft geöffnet wurde. Möglicherweise hätte man dadurch Aufschlüsse erhalten über die dort erfolgten Bestattungen der ersten evangelischen Pastoren und auch späterer katholischer Pfarrer. In der Wittenberger Matrikel steht unter dem 24. 12. 1593 Conradus Schörnerus Goldtbergensis⁵⁴⁾. Dieser ist ohne Frage ein Sohn des Prausnitzer Pfarrers; er nennt sich einen Goldberger wegen der Nähe seines Heimatdorfes zu dieser Stadt. Über ihn ließ sich nichts weiter feststellen.

Den Namen von Schörners Nachfolger verdanken wir einem Zufallsfund bei der Durchsicht der Goldberger Kirchenbücher 1941, auf den ich

⁴⁷⁾ S. 18.

⁴⁸⁾ Schwantke S. 25.

⁴⁹⁾ G. Erler, Matrikel der Universität Leipzig (1409–1559) Leipzig 1895 S. 676 b.

⁵⁰⁾ K. E. Förstemann, Album Academiae Vitebergensis 1841 S. 259 b.

⁵¹⁾ Im Schülerverzeichnis steht er nicht (vgl. L. Sturm, Geschichte der Stadt Goldberg. Goldberg 1888 S. 858–61).

⁵²⁾ Caspar Wenzel, Goldberg (Hdschr. 1658) cap. VII Schulsachen.

⁵³⁾ Ehrhardt 4. Teil (1789) S. 169.

⁵⁴⁾ Album Academiae Viteberg. II S. 407 b 3.

schon früher hingewiesen habe⁵⁵). Unter den Paten steht am 17. 6. 1618 Henricus Hauptmann, pastor Brausnicensis, der als solcher völlig in Vergessenheit geraten war und von dem auch jetzt nicht mehr als sein Studium in Leipzig ausgemacht werden kann. Im Sommersemester 1592 ist immatrikuliert Henricus Hauptmann, Neukirchensis, ohne nähere Bezeichnung des Herkunftortes. Es kann nur unser Neukirch an der Katzbach gemeint sein, wo sein Vater Johannes Hauptmann von 1548 bis 1572 Pfarrer gewesen ist⁵⁶). Heinrich, wohl als jüngster von 4 Söhnen seiner Eltern kurz vor des Vaters Tode, um 1570, geboren, hatte einen über 20 Jahre älteren Bruder Johannes, der seit 1571 in Jauer war, erst als Lehrer an der Schule, dann 20 Jahre als Diakonus, zuletzt war er Pastor in Schönau an der Katzbach, wo er 1602/03 gestorben zu sein scheint⁵⁷). Der Amtsantritt Heinrich Hauptmanns in Prausnitz wird um 1600 liegen, vielleicht einige Jahre davor, die Amtsdauer läßt sich nicht festlegen, da wir seinen Lebensausgang nicht kennen. Daß er aber über 30 Jahre in seiner Pfarrei gewirkt hat, kann genau nachgewiesen werden.

Wenn 1618 Hauptmann als Pastor von Prausnitz einwandfrei bezeugt ist, dann fällt die in der Literatur zuletzt noch von Julius Rademacher⁵⁸) für 1615 bis 1628 vorgenommene Einordnung von Christoph Weicker in den Pfarrerkatalog endgültig hin und ebenso die unzutreffende Angabe der Vakanz von 1628 bis 1631 nach Weickers angeblicher Exilierung⁵⁹). Denn am 18. Oktober 1631 wurde in Liegnitz Henricus Hauptman, Goldbergensis, zum Diaconus ecclesiae in Praußnitz in duc. Javor ordiniert⁶⁰). Wenn Rademacher Diakonus richtig als Substitut des alten Pastors erklärt, dann hätte er erkennen müssen, daß dies ebenso im Widerspruch steht zu der behaupteten Pfarrervertreibung wie zu der auf sie folgenden Vakanz. Der alte Pastor, dessen Amtsgehilfe der junge Hauptmann wurde, kann nur sein Vater gewesen sein, der demnach 1631 noch das Amt versah, jedoch der Unterstützung bedurfte. Er lebte noch 1633, wie aus einem Gelegenheitsgedicht hervorgeht: als der Haynauer Senator David Kesler am 28. 6. 1633 Margareta Tentzer heiratete, widmeten ihm seine Freunde Gratulationsgedichte, von denen eins die Unterschrift trägt: „Henricus Hauptmann Junior, Ecclesiae Prausnicensis Diaconus“⁶¹). Ob er definitiv Nachfolger des Vaters geworden ist, bleibt ungewiß. Da

⁵⁵) Jahrbuch 32/1953 S. 36 f.

⁵⁶) Über ihn ausführlich Jahrbuch 41/1962 S. 22. — Goldberg-Haynauer Heimat-Nachrichten 23. Jg. Wolfenbüttel 1972 S. 62 mit Abbildung seines Epitaphs.

⁵⁷) Über ihn und seine Familie vgl. Jahrbuch 37/1958 S. 16.

⁵⁸) Predigergeschichte des Kirchenkreises Jauer (Wohlau 1935) S. 16.

⁵⁹) Ehrhardt a. a. O. S. 133, Bornmann S. 18, Schwantke S. 25.

⁶⁰) G. Eberlein, Der Liegnitzer Ordinations-Katalog 1617–1635 in: Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evang. Kirche Schlesiens IX, 1 (1904) S. 138.

⁶¹) Sammelband der Universitätsbibliothek Breslau Sign. 4 V 56 Nr. 99.

keine weitere Nachricht über ihn sich findet, kann angenommen werden, daß er und vielleicht auch sein Vater dem Kriegsgeschehen zum Opfer gefallen sind. In dem Bericht über die Plünderung der Stadt Goldberg durch die Soldaten Wallensteins am 4. Oktober 1633 steht ⁶²⁾, daß unter den aus der Umgegend in die Stadt geflüchteten Adeligen und Geistlichen ein 70-jähriger Pfarrer mit seinem Sohne, einem Schulkollegen und noch einem seiner Kollegen gewesen sei, die die Soldaten derart mißhandelt hätten, daß sie bald darauf gestorben wären. Da von keinem in der Nähe von Goldberg gelegenen Ort der Mord an einem Pfarrer im 30-jährigen Kriege bekannt ist, soll nicht mehr als eine Vermutung ausgesprochen werden, es könnte sich hierbei um den Prausnitzer Pastor Hauptmann gehandelt haben, dessen ihm substituierter Sohn gut vor seiner Ordination ein Schulamt innegehabt haben kann.

In die erste Zeit der Amtstätigkeit Pastor Hauptmanns fällt der Tod eines jungen Prausnitzer Bauernsohnes, der als Student in Leipzig starb. In dem Sammelband von 28 Predigten, die der Leipziger Superintendent Dr. Georg Weinrich über den Text Joh. 11 gehalten und herausgegeben hat ⁶³⁾, befindet sich eine „von dem Hingang Christi, Lazarum seinen schlafenden Freund aufzuerwecken“, mit der Randbemerkung: „Beym Begräbniß deß Erbarñ und wohlgelahrten Matthaëi Wolffii von Praußnitz in Schlesien, Philosophiae studiosi, gethan den 4. Augusti 1599“. Im Text fehlt der sonst übliche Lebenslauf, im Anhang steht unter Programmata VI ein lateinischer Nachruf, der Wolff studiosus legum nennt und zur Person angibt, daß er aus einem Dorfe in der Nähe von Goldberg genannt Plaussnitz (!) stamme, von einfachen, aber frommen, ehrenhaften und bewährten Eltern, sein noch lebender Vater heiße Johannes und habe fast die 70 Jahre erreicht, seine Mutter Anna sei vor 11 Jahren entschlafen. Von früher Jugend an sehr fromm erzogen, sei er zuerst auf das Gymnasium in Goldberg gegangen, dann nach Görlitz geschickt worden, das er magna cum laude verlassen. Dann sei er nach Leipzig gekommen ⁶⁴⁾ und habe 8 Jahre fleißig Jura studiert, er sei fromm gewesen, wahrheitsliebend, offen und habe nicht nur die Liebe seiner Landsleute, sondern auch derer, mit denen er zusammengelebt, erworben. Vor 8 Tagen sei er an Dysenterie (Ruhr) erkrankt, die Ärzte hätten seine Geduld bewundert. Er starb mit 28 Jahren und wurde am 4. Aug. 1599 bestattet. — Weil zur Geschichte

⁶²⁾ „Abschewliche / doch wahrhaftige Erzehlung / wie die Käyserlichen den 24. Sep. / 4. Oct. 1633. In der Stadt Goldberg in Schlesien . . . über Barbarisch / ja gantz Teuffelisch gehauset. Aus glaubwürdigen Schreiben / vnd gründlichem Bericht derjenigen / die selbst dabey gewesen/ vnd die Tyranny erfahren müssen / Zusammengetragen / Durch Einen Trewen Patrioten. Gedruckt zu Creutzenach 13./23. Novemb. Anno 1633“ Bogen B.

⁶³⁾ Bethanisches Wunderwerck, Joh. 11 in 28 Predigten. Leipzig 1601. Vorhanden in der Bücherei des Heimatmuseums in Schleusingen.

⁶⁴⁾ Matthäus Wolff Goldbergensis WS 1591 immatrikuliert (Erlr I 515).

der ältesten Prausnitzer Familien gehörig ⁶⁵), sei diese kleine Abschweifung vom Thema gestattet!

Möglicherweise ist die Gemeinde des Krieges wegen mehrere Jahre verwaist gewesen, was man aus der Berufung des neuen Pfarrers vom 29. Mai 1639 schließen kann, in welcher Frau Anna Maria von Zedlitz auf Nieder-Prausnitz den bisherigen Pastor von Pombsen Bartholomäus Schleicher mit beweglichen Worten herüberzukommen bat, „umb der Blutflüssenden Wunden Christi willen / dieses Pfarr-Ampt auff sich zu nehmen“, wie es in der Leichenpredigt heißt ⁶⁶). Ihr entnehmen wir die Daten seines Lebenslaufs in schwerer Zeit: In Brieg wurde er am 4. September 1605 geboren, sein Vater Michael Sch. (gest. 1625) war Bürger und Schuhmacher, die Mutter Ursula geb. Scholtz (gest. 1612). 1614 auf dem Gymnasium in Brieg als Schüler, ging er 1626 als Student nach Leipzig, dann nach Altdorf; unter dem 5. Mai 1629 ist er in der Wittenberger Matrikel eingeschrieben. Aus Mangel an Mitteln muß er nach 2 Jahren in die Heimat zurückkehren, 1631 bis 1633 weilt er noch einmal in Wittenberg. Auf der Heimreise wird er von herumstreifenden Soldaten aufgehalten und muß 5 Wochen bei seinem Stiefbruder in Löwenberg bleiben, anschließend nimmt er eine Stelle als Präzeptor bei Hans von Strachwitz auf Woitsdorf bei Namslau an. 1633 beruft ihn Gotthard Schaffgotsch auf Plagwitz und Pombsen in das zwischen Jauer und Schönau gelegene Pombsen und erhält dazu in Liegnitz am 12. 1. 1634 die Ordination. In dieser Zeit „hat er manchen sauern Sturmwind bei seinem Pfarrdienst ausstehen müssen, in dem damals die allgemeine Landes-Verwüstung ihn als einen jungen Mann mit seiner Ehwirtin und 2 kleinen Kinderlein aus einem Ort in den anderen getrieben, nicht ohne Verlust seiner Habe und Mobilien“. Auch in Prausnitz muß er wiederholt Zuflucht in Goldberg suchen, wo der Sohn Christian im Alter von 3 Jahren stirbt und die Töchter Eva am 18. Juni 1641 und Anna Christina am 18. Dezember 1645 getauft worden sind ⁶⁷). Sein Weggang nach Bankau bei Brieg, wohin er zum 1. 9. 1645 berufen wurde, muß sich also bis Ende dieses oder Anfang des nächsten Jahres verzögert haben. Von dort hat er auch ein Jahr

⁶⁵) Die Familie Wolf war bis 1945 in Prausnitz ansässig (Georg Wolf, geb. 1881, lebte 1960 in Ahlen, Ernst Wolf, geb. 19. 3. 1883, lebte 1963 in Nieder-Hirten/Oberbayern).

⁶⁶) „Firmum fidelium Servorum Christi in vita & morte Solatium: Kräftiger Prediger Trost und Labsaal Wieder alle Angst und Drangsal, vorgestellt auß dem 116. Psalm vom 8. V. biß zum Ende, bey dem . . . Leichenbegängniß des weyland Wohl-Ehrwürdigen . . . Herrn Bartholomaei Schleichers wohlverordneten Pastoris bey der Fürstlichen Stadt Ohlaw und selbigen Weichbildes Senioris, wie auch des Wohlwaischen Fürstenthumbs Wohlverdienten Superintendentis; Welcher den 1. October: sanfft und seelig im Herren verschieden und den 10. zur Ohlaw . . . zur Erden bestattet und in sein Schlaff-Kämmerlein versetzt worden Anno 1667. Auff Begehren in Druck gegeben von Christoph: Raußendorff Past: Wolaw: & Sen. Primario. Gedruckt zur Steinaw an der Oder / bey Johann Kuntzen“. Vorhanden Deutsche Staatsbibliothek Berlin Sign. Ee 705 – 1250.

⁶⁷) Goldberger Kirchenbuchauszüge. Die Angaben über Schleicher im Deutschen Geschlechterbuch Bd. 73 (1931) S. 231 sind in Bd. 153 (1970) S. 101 ergänzt.

lang, 1648 bis 1649, Zindel und Bärzdorf mit verwalten müssen „mit grosser Mühe, Arbeit und Gefahr Leibes und Lebens, indeme Jhme die Soldaten so gar sehr zugesetzt, daß er öftters dem Tode näher als dem Leben gewesen“. 1649 kam er als Diakonus nach Brieg und 1659 als Pastor prim. und Senior nach Ohlau mit gleichzeitiger Ernennung zum Superintendenten des Fürstentums Wohlau und Assessor des Konsistoriums. Am 1. Oktober 1667 ist er gestorben. Als Pastor von Pombsen hatte er am 1. Mai 1634 Eva Schwertner, Tochter des Diakonus David Schwertner in Neustadt (Oberschlesien) und späteren Pfarrers von Engelsberg an der mährischen Grenze⁶⁸⁾, geheiratet, die 1667, kurz vor ihrem Manne, nach dem Besuch ihrer Tochter in Triebusch bei ihrem Sohne in Winzig starb. Von 8 Kindern blieben 6 am Leben: 1. Gottfried, Diakonus in Winzig⁶⁹⁾, 2. Anna Rosina, Ehefrau des Notars Matthäus Georgius in Ohlau, 3. Eva Kolbig, Pfarrfrau von Urschkau⁷⁰⁾, 4. Anna Christina, mit dem Triebuscher Pastor Christian Hülse verheiratet⁷¹⁾, 5. Anna Helena, Frau des Dr. med. und Praktikus Gottfried Besser in Kreuzburg, und 6. Elisabeth, die beim Tode des Vaters noch unverheiratet war.

Von den Lebensläufen der Prausnitzer Pastoren aus der älteren Zeit kann allein der Pastor Schleichers dank der vorhandenen Leichenpredigt und der auf ihr fußenden Literatur sowie einiger Gelegenheitsfunde lückenlos verfolgt werden.

In der Zeit von 1646 bis 1650/51 muß der bereits genannte Christoph Wecker (Weickert) in Prausnitz gewesen sein. Seine hiesige Amtstätigkeit ist sicher verbürgt allein durch das Begräbnis seiner Frau nach dem Goldberger Totenregister, worin es heißt: „1655, 25. Jul. Funus Generale Frau Maria H. Christoff Weickerts Pfarres zur Prauß: (Nachgelassene) Wittibe“. Sehen wir uns nach ihm näher um, so stoßen wir in der Wittenberger Universitätsmatrikel im September 1608 auf „Christoph. Weckerus Frid. Siles“. Schon Ehrhardt, der als Geburtsort Freiburg angibt, scheint Wecker mit Weicker(t) gleichzusetzen — ob mit Recht, vermag ich nicht zu entscheiden. An einen Schreibfehler in der Matrikel ist kaum zu denken, da der 1608 Immatrikulierte bei seiner Ordination ebenfalls Wecker heißt, wie der Originaltext des Witten-

⁶⁸⁾ David Schwertner, 1596 Diakonus in Neustadt, noch 1615 in Engelsberg.

⁶⁹⁾ M. Gottfried Schleicher, geb. 1635 in Pombsen, 31. 3. 1655 Student in Wittenberg, 29. 4. 1658 Magister, 1662 Diakonus in Winzig, gest. 23. 10. 1669 (vgl. Ph. Hanke, Chronik von Winzig 1864, S. 284).

⁷⁰⁾ Joh. Georg Kolbig, geb. 5. 6. 1636 in Brieg, gest. 21. 12. 1700 in Urschkau, seit 1664 Pastor das. (vgl. Deutsches Geschlechterbuch 25. Bd. (1913) S. 304; 73. Bd. (1931) S. 230; 153. Bd. (1970) S. 101).

⁷¹⁾ Christian Hülse, geb. in Ossig bei Lüben, Vater Georg H., Pastor (aus Haynau, ord. in Liegnitz 20. 10. 1623 für Ossig, 1644 nach Triebusch, anscheinend † 1664); Schüler in Lissa, 20. 7. 1657 Student in Wittenberg, 1664 des Vaters Nachfolger in Triebusch, dort bis 1668 (vgl. Erich Schultze, Triebuscher Chronik. Selbstverlag 1906, S. 68 und 147).

berger Ordiniertenbuches im Mikrofilm klar erkennen läßt⁷²⁾, andererseits ist Weickert durch Kirchenbucheintrag und örtliche Überlieferung so gut bezeugt, daß eine Gleichsetzung mit Wecker nicht erlaubt zu sein scheint, es sich vielmehr bei dem Prausnitzer Pastor um einen anderen Mann handeln wird, von dem wir leider — wie in vielen anderen Fällen der schlesischen Presbyterologie — wenig oder nichts wissen. An den Problemen des Prausnitzer Pfarrerkatalogs wird die noch zu tun nötige Kleinarbeit deutlich, ehe das Pfarrerbuch annähernd abgeschlossen werden kann.

Der letzte Pastor vor der Kirchenreduktion ist Elias Eveler gewesen, der am 15. 2. 1651 in Liegnitz für Prausnitz ordiniert wurde. 1612 in Konradswaldau bei Landeshut als Sohn des Pastors Johann Eveler und seiner Frau Ursula⁷³⁾ geboren, besuchte er 1630 das Maria-Magdalenengymnasium in Breslau und unterrichtete zugleich als Hauspädagog den 4jährigen Sohn Caspar des Kretschmers Caspar Nimptsch⁷⁴⁾. Gemeinsam mit seinem Bruder Johann E.⁷⁵⁾ studierte er seit 1635 in Frankfurt und kam 1646 als Rektor nach Freiburg. Prausnitz mußte er 1654 als Exulant verlassen, im folgenden Jahr erhielt er eine neue Anstellung als Konrektor der vereinigten Stadtschulen in Liegnitz, 1662 die Pfarrstelle in Groß-Wandriß. Dort ist er am 15. Mai 1663 gestorben. Die Angabe Ehrhardts⁷⁶⁾, er sei mit Esther von Walditz aus dem Hause Rothlach, Witwe des Ratsherrn Zacharias Kittel in Lüben, verheiratet gewesen, muß ein Irrtum sein, da nach der

⁷²⁾ Von 1573 ab vorhanden bei der Kirchenkanzlei der Evang. Kirche der Union in Berlin: Christoph Wecker aus Friedeberg, 1603–04 Schüler in Zittau, vom 8. 5. 1604 bis 3. 8. 1608 in Breslau, dann bis Weihnachten in Wittenberg, darauf bei Pastor Christoph Harisius in Seidorf bei Hirschberg, wo er sich im Predigen übte, berufen von Heinrich von Kappaun in Schweigkof — Zusatz aus dem Original: „et Domino in Gschluschitz et Walischof (Böhmen?)“, vgl. Th. Wotschke, Wittenberger Ordinationen von Schlesiern für außerschlesische Gemeinden — 1573 bis 1814 —, in: Correspondenzblatt XVI, 1, 1918 S. 49.

⁷³⁾ Predigergeschichte des Kirchenkreises Landeshut 1940 S. 10. Eveler ist noch 1626 in Konradswaldau gewesen, seine Frau Ursula ist am 10. 12. 1626 Patin in Gaablau bei Elisabeth Siegert, Tochter des Schulhalters David S. in Hirschberg und Elisabeth Ulmann, der Gaablauer Pfarrerstochter (Hirschberger Kirchenbuchauszüge).

⁷⁴⁾ Caspar Neumann, Leichenpredigt auf M. Caspar Nimptsch, Propst zum hl. Geist und Pfarrer zu St. Bernhardin in Breslau (gest. 1701). Briege 1701 S. 20 (vorhanden in der Universitätsbibliothek Breslau Sign. R 16, 23).

⁷⁵⁾ Joh. Eveler, ord. in Breslau 9. 2. 1646 für Leuthen, dort Exul 1654; seine weiteren Lebensdaten waren bisher unbekannt (Andreas Pech, Einiges von den alten evang. Pfarrherrn zu Leuthen im Neumarkt'schen Kreise, Breslau 1778). Er kam 1659 nach Starkow in Pommern, wo er bis 1685 im Amt war und wohl 1687 gestorben ist (D. H. Biederstedt, Beyträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Neuvorpommern. Greifswald 1818 S. 45).

⁷⁶⁾ a. a. O. S. 134.

Inschrift seines Grabsteins in Groß-Wandriß Eveler 18 Jahre mit Maria Kretschmar in der Ehe gelebt hatte ⁷⁷⁾).

Die kurze Reihe der Pastoren sieht demnach so aus:

Etwa 1560 bis um 1600	Conrad Schörner
Um 1600 bis 1633	Heinrich Hauptmann, ab 1631 sein Sohn Heinrich als Amtsgehilfe
1639 bis 1645	Bartholomäus Schleicher
1646 bis 1650	Christoph Weickert
1651 bis 1654	Elias Eveler.

Die kaiserliche und bischöfliche Reduktionskommission erschien in Prausnitz am 4. März 1654 und weihte die Kirche dem katholischen Gottesdienst. Das darüber aufgenommene Protokoll lautet ⁷⁸⁾: „Den 4. Martii Praubnitz, Kaspar von Hohberg, fürstlich Liegnitz'schem Rath und Amtsverwaltern, und Job Christoph von Hock und Ernst Christophen von Sommerfeld auf Hasel ⁷⁹⁾ das Kirchenlehn zuständig. Man hatte groß Bedenken, die Kirchenschlüssel auszuantworten, alldieweilen man vermeinte, daß per traditionem clavium Alles vergeben wäre. Sie reservirten ihnen das jus patronatus, die im Friedensschlusse enthaltene Wissenschaftsfreiheit und die stündlich noch (zu) hoffende mehrere kaiserliche und königliche Gnade. Der Prädikant sollte weg sein, die Kirche ward reconciliirt und P. Fridericus Franciscus Victor, Pfarrer und Propst zu Hermsdorf ⁸⁰⁾, Cisterzienserordens, mit Belieben derer Kirchenlehns patronen eingeführt. Allhie waren 1 Glocke ⁸¹⁾,

⁷⁷⁾ Der Inschrifttext lautet: „S (alvatori) S (acrum) ELIESER EVELERO, Eruditione pariter ac pietate nec non laboribus et Freibergae et Lignitii scholasticis novennialibus, tandem etiam ecclesiasticis in PRAUSNITZ et GROSOWANDRIS quinquennialibus, non sine interveniente Exilio, laudabiliter administratis, Viro Probatissimo, postquam peregrinationem per vallum lachrymarum A. C. M. DC. LXIII. d. XV. Maj. aet. LI. Conj. XIX. feliciter absolvisset inventa, quam terra negaverat, in coelis salute, Marito desideratissimo Maria Kretschmaria ad perpet. am. Conj. memoriam multis cum lacrymis I (ubens) h (oc) p (oni) c (urativ)“. (vgl. Erhardt IV, S. 702)

⁷⁸⁾ J. Berg, Die Geschichte der gewaltsamen Wegnahme der evang. Kirchen und Kirchengüter in den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer während des 17. Jahrhunderts. Breslau 1854 S. 195.

⁷⁹⁾ Von Besitzern des Gutes Haasel sind bekannt: 1400 Nickel Pradel, 1463 Muksche von Warnsdorf auf Bolkenhain, Hans Czeditz Röchlitz genannt, Christoph Talkenberg, 1470 Bernhard Tschirnhaus, 1472 Günzel Czirn und seine Frau Margarete, 1480 Typrand Reibnitz, 1526 Otto v. Czeditz, 1556 Melchior Schindel, 1571 Job Rothkirch, 1616 Anna v. Sommerfeld geb. v. Rothkirch, 1637–1657 Ernst Christoph v. Sommerfeld, 1670–78 Job Bernhard v. Sommerfeld, 1679–1693 Wolfgang v. Redern auf Kauffung, 1698–1710 Wolfgang Sigmund v. Redern, 1722–1732 Wolf Heinrich v. Redern, der 1735 Haasel an Otto Gottlob Konrad v. Hohberg verkaufte und nach Steinberg zog, wo er ein Gut erwarb (vgl. Bornmann S. 59–61).

⁸⁰⁾ Herrmannsdorf bei Jauer, das dem Kloster Leubus gehörte.

⁸¹⁾ Die Glocke hat eine Höhe von 91 cm, einen Durchmesser von 86 cm, ein Gewicht von 424 kg. und ist auf den Ton CII gestimmt. Die Inschrift in gotischen Minuskeln zeigt schöne, klare Formen und lautet: o rex glorie veni cum pace. ave maria m (ater) o mccccxxiiii (1474) mit dem schlesischen Adler (Lutsch S. 416). Die Glocke, die 1941 abgenommen wurde, hat den Krieg überstanden und läutet heute der kath. Pfarrgemeinde von St. Johann Bosco in Lohfelden bei Kassel (Mitteilung von Herrn Pfarrer P. Hauffen in Lohfelden vom 8. 12. 1964).

1 Glöcklein, noch eine zersprungene Glocke, 1 silberner Kelch hinter der Herrschaft und 1 zinnerner Kelch, 2 zinnerne Leuchter, 1 messingnes Taufbecken, 1 Altartuch, 1 Chorrock. Der von Hohberg hat 300 Thlr. bei sich von den Kaufgeldern des Gutes abzuziehen, den Thurm an der Kirchen davon zu bauen, verzinset es unterdessen. Der Pfarrhof baufällig, wobei über Winter und Sommer 2 Malder gesät werden können, es sein aber die Aecker sehr verstraucht, itzo über Winter sein 11 Scheffel drauf gesät. Decem vor Alters 8 Malder, jetzo aber kaum 6 Malder“.

Die Kirche war katholisch, aber im Dorfe lebte noch 1677 kein einziger Katholik. Die Evangelischen hatten es hier besser als die vieler anderer vom gleichen Schicksal der Kirchenschließung betroffener Gemeinden im Fürstentum Jauer, die meilenweite Wege zur neu erbauten Friedenskirche in Jauer zu Gottesdiensten und Amtshandlungen zurücklegen mußten. Röchlitz ist von Prausnitz nur 2 Kilometer entfernt auf Liegnitzer Gebiet, dort fanden wohl die meisten Taufen und Trauungen statt, was mit Genehmigung des katholischen Pfarrers möglich war. Dieser hielt am Ort nur die Begräbnisse, wenn er um seine Mitwirkung gebeten wurde, und zwar in kürzester Form, indem er am Altar eine Kollekte sang und den Lebenslauf des Verstorbenen verlas, nachdem zuvor bei der Einsenkung des Leichnams der katholische Schulmeister ein paar Liedverse angestimmt hatte⁸²⁾. Die Grundherrschaft durfte wohl ihre Toten in der Gruft an der Kirche beisetzen lassen, doch ohne Mitwirkung eines evangelischen Geistlichen. Wieviele Amtshandlungen die evangelischen Prausnitzer in der Röchlitzer Kirche vornehmen ließen, ist nicht mehr festzustellen, da die Prausnitzer Kirchenbücher 1813 verbrannt sind und die Röchlitzer 1945 verloren gingen. In den Jahren 1694 bis 1707 öffneten die Kirchen von Goldberg und Kroitsch den glaubenstreuen Prausnitzern ihre Türen, da in dieser Zeit auch die Kirche in Röchlitz dem evangelischen Gottesdienst verschlossen war.

Über die weitere kirchliche Entwicklung am Ort, vor allem über Bauzustand und Inventar der Kirche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, geben nun die Protokolle der bischöflichen Visitationen interessante Aufschlüsse, und weil sie auch eine wertvolle Quelle für die Kenntnis der Ortsgeschichte sind, lohnt sich die auszugsweise Übersetzung der lateinischen Texte⁸³⁾.

1668. Die Visitation der Kirche im Dorfe Praußnitz fand am gleichen Tage (4. September) wie in Schlaup statt. Der dort genannte Pfarrer

⁸²⁾ Bornmann S. 33.

⁸³⁾ J. Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau. Archidiakonat Liegnitz. Breslau 1908 S. 41.

hat diese Kirche als Adjuncta. Hierher gehört auch das Dörfchen Hasel, von wo man einen Malter beliebiger Getreidesorte zehntet, in Prausnitz jedoch 22 Scheffel Weizen und ebensoviel Hafer. Das Gebäude ist aus Stein, zur Hälfte gewölbt, in gutem Zustand. Zwei Glocken sind vorhanden⁸⁴⁾, die dritte fand man zersprungen auf dem adeligen Hofe. Der Kirchhof ist von einer Mauer umgeben. Das Patronatsrecht haben die Adligen Caspar von Huberg, Job Christoph von Hock und N. von Schönfeld⁸⁵⁾. In dieser Kirche befindet sich ein entweihter Altar, zu seiner rechten Seite zeigen sich Spuren eines zweiten; geweiht ist er der glorreichen Jungfrau, dicht daneben sieht man eine Statue der Jungfrau Maria. Die Kanzel ist gut, zwei zinnerne Leuchter, ein Chorrock und ein grünes Antependium ist vorhanden, weiteres fehlt. Es gibt hier keinen Kirchvater, weshalb auch keine Rechnung abgelegt worden ist, mithin über die Einkünfte nichts gesagt werden kann. Doch soll der Herr von Huberg 300 Floren erhalten haben für die Wiederherstellung der Kirche, zu deren Verrechnung er den Giebel decken ließ. Das Pfarrhaus ist sehr zerstört, das Haus des Schulmeisters unbewohnbar.

Es fällt auf, daß weder hier noch in den folgenden Berichten die Orgel erwähnt wird, die damals fraglos schon in der Kirche vorhanden war; die Form des Gehäuses mit verschließbaren, bemalten Läden – ähnlich wie in Langhelwigsdorf⁸⁶⁾ – wies wenigstens in den Anfang des 17. Jahrhunderts als Entstehungszeit. Das 1845/46 erneuerte Orgelwerk war eine Stiftung des Gerichtsscholzen Scholz⁸⁷⁾. Das Gehäuse mit den Flügeltüren war noch 1946 an Ort und Stelle; wohin die Orgel inzwischen gekommen ist, konnte ich noch nicht feststellen.

1677 am 23. August⁸⁸⁾. Die Parochie Prausnitz ist im Gebirge gelegen. Das steinerne Gebäude ist geräumig genug, der Chor gewölbt, der übrige Teil mit Brettern bedeckt. Drei Altäre sind vorhanden, sämtlich entweiht. Seitlich ist die Kanzel über einem Altar errichtet. Die Sakristei wird von einem Gewölbe bedeckt, das höchst gefährlich ist und der baldige Einsturz befürchtet wird. Im übrigen sind Bänke, auch Emporen, ringsum reichlich vorhanden, jedoch niemals ist ein Zuhörer da. In der Halle der Kirche sind die Gräfte der Adligen; an den Dächern ist die Kirche nicht in Ordnung. Da es hier keinen Turm gibt, sind die 2 Glocken unter dem Dach angebracht, die dritte ist unbedeutend und wird vom Dominium im Dorfe gebraucht. Die Kirche ist von einer

⁸⁴⁾ Im Kirchboden befand sich bis zuletzt ein Glockenstuhl für 2 Glocken, von denen die kleine 1917 abgeliefert und nicht wieder ersetzt wurde (Mitteilung von Herrn Richard Jäckel in Papproth bei Spremberg vom 1. 6. 1960).

⁸⁵⁾ Verschieden für Sommerfeld, wie es richtig heißen muß.

⁸⁶⁾ Lutsch 3. Bd. S. 357. Abbildung in L. Burgemeister (†), Der Orgelbau in Schlesien 2. erw. Aufl. Frankfurt 1973 Tafel 1. Die Prausnitzer Orgel wird dort S. 341 als „sehr alt“ bezeichnet.

⁸⁷⁾ Nach den Pfarramtsakten von Seichau (Mitteilung von Herrn Pfarrer W. Bednara in Großbalsleben vom 27. 10. 1960).

⁸⁸⁾ Jungnitz a. a. O. S. 187.

schadhaften Mauer umgeben. Das Recht der Kollatur haben die Dominien: Barbara Magdalena von Hohberg⁸⁹⁾ und Johannes von Schenkendorf, die beide Lutheraner sind. Der Patron der Kirche ist unbekannt. Kirchweih wird am Sonntag nach Michaelis gefeiert. Über das Vermögen hatte der Pfarrer keinerlei Kenntnis, weil es bei den damals abwesenden Adeligen aufbewahrt wird. Über den Zustand der Gemeinde ist zu sagen, daß es hier keine rechtgläubige Seele gibt, alle suchen nämlich das benachbarte Dorf Röchlitz im Liegnitzer Fürstentum auf. Die Sakramente werden niemals hier gespendet, und da keine zahlreiche Zuhörerschaft vorhanden ist, wird selten gepredigt. Auch erhält die Jugend keinerlei Unterricht⁹⁰⁾. Der Pfarrer von Schlaup aus dem Zisterzienserorden hat diese Stelle in Mitverwaltung. Das Pfarrhaus ist durch Schuld der Herrschaften völlig verwahrlost, und wegen Baufälligkeit kann es kaum mehr bewohnt werden. An Dezem bringt die Pfründe jährlich 4 Malter und 3 Scheffel Weizen und ebenso 4 Malter und 3 Scheffel Hafer. Die Pfarräcker sind verpachtet und erbringen jährlich 11 Thaler.

1687 am 20 Juni⁹¹⁾. Die Kirche von Prausnitz, auf einer Anhöhe gelegen, gewährte einst einen erfreulichen Anblick. Der Chor ist gewölbt, das Kirchenschiff ist mit einer rohen Bretterdecke bedeckt. In der Halle ist die Gruft der Adeligen, angefüllt mit Leichensteinen. Eine Kanzel; Bänke und Chöre sind reichlich vorhanden, aber es geht niemand in die Kirche. Die Dächer sind ausgebessert. Die Sakristei aber ist eine gewaltige Ruine, und die Öffnung läßt die nachfolgenden Trümmer erkennen; bedauerlicherweise ist, was vor 10 Jahren wiederherzustellen befohlen wurde, nicht ausgeführt worden. Zwei Glocken hängen unter dem Kirhdach, die dritte aber, die bei dem Adligen im Gute verwahrt wird, war nicht herauszubekommen. Den Kirchhof umgibt eine instand gesetzte Mauer.

Gottesdienst wird hier niemals gehalten außer an Festtagen wie zu Ostern usw. am Nachmittag; selten jedoch erscheint bei so seltener Predigt ein Hörer. Daß die selige Jungfrau Patronin der Kirche sei, scheint ein alter Altar anzuzeigen. Kirchweih pflegt man am ersten Sonntage nach dem Michaelisfest zu feiern. Über Vermögen und Einkünfte wußte hier niemand etwas. Das Kollaturrecht übt der Baron von Hocke, ein Katholik, und in gleicher Weise die adlige Witwe Anna Elisabeth Hohberg, eine Lutheranerin, aus. Über den Zustand der

⁸⁹⁾ Entweder muß es richtig heißen Anna Elisabeth v. Hohberg auf Ober-Prausnitz (seit 1675) oder Barbara Magdalena von Hocke auf Nieder-Prausnitz.

⁹⁰⁾ Die evang. Schullehrer waren überall auf bischöflichen Befehl 1666 entfernt worden. Kirchsreiber, die zugleich Schule hielten, kennen wir nur einige: 1644 David Stritzke aus Kauffung, dann in Seebnitz und Kotzenau; Christian Schütz aus Dresden, 2 Jahre in Prausnitz, 1655 in Groß-Reichen; bis 1654 (?) Zacharias Fleischer aus Goldberg, 1655 Auditor in Goldberg, von Beruf Tuchmacher (vgl. G. Eberlein, Die General-Kirchenvisitation im Fürstentume Liegnitz 1654 und 1655 – Urkundensammlung zur Geschichte der ev. Kirche Schlesiens 2. Bd. – Liegnitz 1917, S. 113, 125, 140).

⁹¹⁾ Jungnitz a. a. O. S. 242.

Gemeindeglieder: Es werden in diesem Ort einige nicht ansässige Katholiken gezählt, die leicht ihren Wohnsitz wechseln können; die übrigen Parochianen sind alle dem Luthertum ergeben, die das Nachbardorf Röchlitz und den lutherischen Prediger im Fürstentum Liegnitz aufsuchen. Niemals wird die Feierlichkeit einer Taufe oder Trauung von dem Ortspfarrer begehrt, wohl aber lösen sie Erlaubniszettel⁹²⁾. Diese Kirche zu verwalten und Gottesdienst zu halten, wäre Sache des Pfarrers von Herrmannsdorf als Kurat dieses Ortes; aber er erntet nur Früchte an Dezem, nicht an Seelen; die Entfernung vom Pfarrsitz bis zu dieser Kirche ist viel schuld, daß nur selten Gottesdienste stattfinden. Das Pfarrhaus ist klein; die oben genannte Witwe ist bemüht, dort ihre Hand im Spiele zu haben, indem sie nach ihrem Belieben Mietsleute einsetzt; dem Pfarrer aber ward aufgetragen, die kirchliche Immunität für die Leute zu behaupten. Als Kirchschreiber ist bis jetzt der Kirchendiener aus Schlaup tätig gewesen, man hat nicht die vor 10 Jahren erteilte Anweisung beachtet, daß ein eigener Kirchendiener angestellt werden solle⁹³⁾. Kirchväter oder Küster sind dem Namen nach Hans Steiner und Balthasar Milichen; sie tun nichts, was der Pfarrer verlangt, erfüllen aber alles und nichts auf Wink und Anordnung der oft erwähnten Witwe. Ein Einwohner im Prausnitzer Pfarrhaus, der kürzlich zum katholischen Glauben übergetreten ist, möge, soweit möglich, in seiner jetzigen Wohnung erhalten werden, zumal die Lutheraner, die kein Recht haben, jemand in solche bevorzugte Wohnungen einzuweisen oder sie aus ihnen zu entfernen, jenen katholischen Bewohner und seine katholische Frau nur aus Haß gegen die Religion forthaten wollen. Auch möge ein katholischer Schreiber oder Kirchenbediensteter, der zur festgesetzten Stunde läute und die übrigen Amtsobliegenheiten bei der Kirche in Prausnitz versehe, ohne weitere Verzögerung angestellt werden.

Der Vorschlag des Visitators, des Liegnitzer Archidiakonus Johann Maximilian Strauß, bei der letzten Visitation von 1687, Prausnitz dem Rothbrünniger Pfarrer Gottfried Joseph Mann in Mitverwaltung zu geben⁹⁴⁾, kam nicht zur Ausführung. Entfernungsmäßig wäre damit hinsichtlich einer besseren Versorgung auch nicht viel gewonnen worden, und außerdem hatte Rothbrünnig bereits die beiden Filialen Brockendorf und Woitsdorf. Das bischöfliche Amt fand eine günstigere Lösung und setzte in Prausnitz einen eigenen Pfarrer ein, dem zunächst Seichau als Filial zugewiesen wurde; später, wohl nach 1813,

⁹²⁾ Zur Verrichtung der Amtshandlung in einer evang. Kirche, nachdem an den kath. Pfarrer die Gebühren entrichtet waren.

⁹³⁾ Kath. Schulmeister und Kirchschreiber sind seit 1693 bekannt: Augustin Wunderlich aus Frankenstein, 1697 Christoph Anton Sommer. Bornmann S. 22. Am 10. 9. 1786 starb in Seichau Joh. Hieronymus Bartsch, kath. Organist und Schulhalter in Prausnitz und Seichau. Bei seinem Begräbnis nahmen Pfarrer Blaschgude und Pfarrer Albrecht von Schlaup den Pastor Krause von Seichau brüderlich in ihre Mitte und erlaubten ihm sogar auf das Freundschaftlichste ohne Ablegung seiner Aibe den Eintritt in die kath. Kirche (Bericht unter der Überschrift „Toleranz“ in den Schles. Provinzialblättern 5. Bd. 1787 S. 195).

als Seichau Pfarrsitz geworden war, kamen noch die katholischen Kirchen von Peterwitz und Kolbnitz zur Pfarrei. So wurde 1689 Johannes Bernhard Wohlfarth, ein Weltpriester, zum Pfarrer berufen, nachdem vorher Zisterzienser von Leubus als Pfarrer von Herrmannsdorf und Schlaup die Seelsorge ausgeübt hatten.

Die Visitationsberichte bestätigen das allenthalben gleiche Bild von der aussichtslosen Lage der katholischen Kirche zur Zeit der Gegenreformation in den rein evangelischen Gemeinden auch für Prausnitz; sie zeigen den passiven Widerstand der ihrer Kirche beraubten Gläubigen, die alle Erschwernisse hinsichtlich der Praktizierung ihres Glaubens willig auf sich nehmen und dem lutherischen Bekenntnis treu bleiben. Es wird aber hier nirgends von Bedrückung oder Gewaltmaßnahmen seitens der katholischen Kirche gegen die Evangelischen berichtet, denen kein Hindernis in den Weg gelegt wurde, die benachbarte evangelische Kirche zu besuchen.

Bevor das letzte Visitationsprotokoll und die Reihe der katholischen Pfarrer folgen, soll einiges weitere Material zur Ortsgeschichte dargeboten werden, wobei wir uns auf die Familie der Kirchenpatrone und einige Namenlisten beschränken.

Ober- und Nieder-Prausnitz befanden sich, wie bereits oben gesagt, seit 1691 in einer Hand und zwar im Besitz der Familie von Hohberg. Der Sohn des 1674 verstorbenen Johann Siegmund von Hohberg, Freiherr Otto Konrad, übernahm nach erlangter Volljährigkeit 1693 die Herrschaft von seiner Mutter Anna Elisabeth geb. v. Kottwitz. Er war am 24. 2. 1670 in Pohlschildern geboren, hatte in Leipzig studiert und sich nach seiner Rückkehr an den kursächsischen Hof nach Dresden begeben, wo er 1695 als Kammerjunker in die Hofordnung des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen Friedrich August eingetragen wurde. Er verheiratete sich am 25. 10. 1695 mit Anna Elisabeth von Schönberg, Tochter des Kammer- und Bergratspräsidenten Hans Kaspar von Schönberg auf Limbach bei Meißen, und verlor sie bereits 1712 durch den Tod⁹⁵⁾. Seit 1704 war er Landesältester im 3. Kreise des Liegnitzer

⁹⁴⁾ Jungnitz a. a. O. S. 412.

⁹⁵⁾ Ihr Grabstein ist noch in der alten Gruft vorhanden, die sinnreiche Inschrift lautet: „Siehe einen hohen und schönen Berg, der gefallen und durch den Glauben sich aus dieser in jene Welt versetzt: die Wohlgeborene Frau, Frau Anna Elisabeth von Schönberg, Frau auf Pohlschildern, Prausnitz usw., kan in ihrer Asche nicht verborgen seyn, da sie auf hohen und schönen Bergen zu sehen war. Im Jahr 1680 den 30. Jun. kam sie aus den hohen Häusern derer v. Schönberg an das Licht der Welt. 1695. den 24. Octob. setzte sie Gott an die Seite des Hochwohlgeb. Herrn Otto Conrad v. Hohberg und ließ aus dieser schönen Höhe 11 Pflanzten zu seinem Preise und einer Zierde dieser Berge aufwachsen, davon schon 9 wieder ins Paradies versetzt. Auf diesem Berge lag auch ein Tempel Gottes, um diese Seele lagen Berge. Jhr Glaube grenzte mit dem schönen Berge Zion, ihre Hoffnung mit dem Berge Thabor, ihr Gehorsam mit dem Berge Sinai, ihre Geduld mit dem Berge Golgatha. Sie ging nach dem 32. Jahre ihres Lebens und dem 17. ihres Ehestandes dem Leibe nach Bergab durch das Meer des Todes, der Seele nach Bergauf in das himmlische Kanaan und wohnt bey Gott auf dem heiligen Berge“.

Fürstentums, 1714 erneuerte ihm der Kaiser das Freiherrndiplom; in Liegnitz erbaute er am Oberring gegenüber der Peter-Paul-Kirche das schöne Barockpalais, das nach ihm und seiner Familie das Hohbergsche Haus hieß; auf dem Gebiet seines Gutes Laasnig ließ er eine neue Wohnsiedlung anlegen, die nach ihm den Namen Konradsberg erhielt. Für die Prausnitzer Armen errichtete er in seinem Testament ein Legat von 1000 Talern. Nach einem christlich geführten Leben starb er am 7. 8. 1726 in Pohlschildern und wurde am 26. 11. in Merschwitz beigesetzt⁹⁶). In zweiter Ehe hatte Otto Konrad seit dem 28. 4. 1714 mit Charlotte Sophie von Gersdorf gelebt; von 6 Kindern starben 3 früh⁹⁷).

Die Prausnitzer Güter übernahm nach erlangter Volljährigkeit der Sohn erster Ehe, Otto Gottlob Konrad Freiherr von Hohberg, der am 13. 7. 1708 in Pohlschildern geboren wurde und am 21. 5. 1749 in Liegnitz starb. Er ruht in der neuen Gruft, die seine Gemahlin Therese Magdalena von Rehdiger, die er in Leipe am 26. 11. 1732 geheiratet, in Form einer barocken Kapelle an der Mauer des Prausnitzer Kirchhofes 1752 erbauen ließ, wo auch sie nach ihrem am 17. 10. 1756 in Liegnitz erfolgten Tode an seiner Seite bestattet wurde. In der „Roten“ Gruft stehen noch heute 4 große, gewaltsam geöffnete Steinsärge⁹⁸); in den beiden, die neben dem Sarge für Frau Therese Magdalena sich befinden, liegen ihre beiden unverheirateten Schwestern Ulrike Magdalena (gest. 15. 1. 1758, 60 Jahre alt) und Elisabeth Magdalena (gest. 23. 12. 1759). Die edle und menschenfreundliche Gutsherrin, die mit ihrem Manne hauptsächlich in Haasel gelebt hatte, setzte 1750 ein Schullegat von 3000 Talern aus, dessen Zinsen begabten Schülern aus den zur Herrschaft Hohberg gehörigen Ortschaften für ihre Ausbildung zugute

⁹⁶) Leichenpredigt von Melchior Wilhelm Geisler, Pastor in Merschwitz, und Standrede des Sohnes Carl Nicol v. Hohberg mit dem Brustbilde des Verstorbenen in Lauban 1726 gedruckt (Univ.-Bibliothek Breslau – ehem. Liegnitz, Peter und Paul – R 32). Otto Konrad v. Hohberg hatte 1724 Armenruh erworben und 1725 den Turm an der Harpersdorfer Kirche zu bauen begonnen, der 1726 vollendet wurde und im selben Jahr mit der Kirche abbrannte. Im Erdgeschoß ließ er eine Familiengruft anlegen, über der noch heute sein Wappen zu sehen ist mit dem Chronostichon: TVrrIM hanC pla Intentione ereXlt Otto ConraDVs baro hohberg (= 1725). Sein Sohn Hans Ernst v. H., geb. 1. 3. 1699, 1720 Jurastudent in Leipzig, der am 15. 11. 1724 an den Blattern gestorben war, wurde als Erster in der Gruft beigesetzt, in der 3 kostbare Steinsärge stehen: für die Witwe Otto Konrads, Charlotte Sophie v. Gersdorf, gest. 3. 6. 1736, und für die Tochter Charlotte Elisabeth, die in 2. Ehe mit dem königl. poln. und kursächs. Obristen Emanuel Vitzthum von Eckstädt verheiratet war und 1748 starb (vgl. E. Goldmann, Zur Geschichte der Kirchgemeinde Harpersdorf 1. Heft Görlitz 1927 S. 20, 24–25 und 2. Heft 1928 S. 58–59).

⁹⁷) Bornmann S. 14–15.

⁹⁸) Die langen Inschriften bei Bornmann S. 24–27. Die 1756 verstorbene Frau Theresia Magdalena von Hohberg hatte ein Gruftlegat von 300 Talern zum Besten der kath. Kirche, des Pfarrers und der Kirchväter bestimmt, das ihre Schwester Ulrike von Rehdiger als Universalerbin auf 500 Taler erhöhte. Der Briefwechsel zwischen Generalvikariatamt, den Pfarrern Melchior Nepomuk Weidner und Gottfried Bürger und Angehörigen der von Rehdiger'schen Familie im Diözesanarchiv (W. Urban, Katalog S. 735).

kamen. Das größte Verdienst jedoch erwarb sich das Ehepaar dadurch, daß es einen Teil des Ober- Prausnitzer Schlosses zur Verfügung stellte für die Einrichtung eines evangelischen Bethauses und der Pfarrwohnung im Jahre 1742.

Pastor Bornmann hat den Schöppenbüchern die Namen der Ortschaften, der Bauern, Gärtner, Häusler und Hausleute entnommen, die hier für die ältere Zeit wiedergegeben werden sollen⁹⁹⁾:

1525 Georg Wise, Erbschulze. Schöppen: Kaspar Weist, Merten Beyer, Lorenz Herrmann, Christoph Hiller. 1656 Christoph Menzel, Niederscholz, Matthäus Wolf in Ober-Prausnitz. 1672 Hans Kinzel, Scholz in Ober- und Hans Zobel in Nieder-Prausnitz. 1680 Christoph Schmidt, Scholz in Ober- und Melchior Kade in Nieder-Prausnitz. 1686 George Feige, Scholz in Nieder-Prausnitz.

Bauern waren 1640 in Ober- und Nieder-Prausnitz folgende:

Balzer Kohlmann, Adam Müllich, Michael Baum, Matthes Ernst, Matthes Wolf, Melcher Herrmann, Balzer Krause, Balzer Müllich, Merten Müllich, Valten Niegisch, Georg Wiegner, der Kretschmer, Adam Feige, Bartel Junge, George Scholz, Matthes Hiller, Christoph Menzel, Melcher Kallert, Melcher Münster, Weinel.

Gärtner: George Hempel, Melcher Münster, Matthes Ernst, Caspar Wiegner, Balzer Karge, Palzer Kollmann, Christoph Bartsch, Thomas Meister, George Etzler, Hans Wolf, George Stempel, Hans Kurz, Caspar Schmidt, George Leimß, Christoph Zobel, Melcher Wolf, Christoph Ernst, Hans Rosemann, Christoph Seifert, Adam Etzler, Hans Langner, David Zwillig, Balzer Müllich, Melcher Karge, George Neumann, Hans Zobel, Matthes Kunt, Matthes Fiebig; der Sachsenmüller, der Winkelmüller, der Niedermüller.

Häusler: Caspar Scholz, George Herrmann, George Willmann, Matthes Ernst, Matthes Mullmann, Urban Köller, Adam Zedlitz, die Breiteren, George Girschner, Melcher Weigel, Symon Seyfridt, George Tschirner, Hans Mullmen, Melcher Hiller, Jakob Hindemit, Merten Siegert, Melcher Hirdeler, Christoph Pfohl, George Kregler, die Fleischern, Valten Hübner, Matthes Ludwig, Hans Scholze, Christoph Börner, Friedrich Krause, George Zobell, Merten Hördeler, George Scholze, George Viele, George Kluge, Kaspar Rosemann, Hans Wainer, des alten Menzels Haus, Balzer Ritter.

Hausleute: Michel John, Caspar Börner, Martin Hürdlers Hausweib, Caspar Scholz, George Scholz, George Petterwitz.

⁹⁹⁾ Bornmann S. 23.

1718 hat der Breslauer Weihbischof Elias von Sommerfeld die Pfarreien des Archidiaconats Liegnitz visitiert und über seinen Besuch in Prausnitz eine umfangreiche Protokollniederschrift angefertigt¹⁰⁰⁾, aus der das Wichtigste hier eingeschaltet wird.

Dieses Dorf steht unter der unmittelbaren Herrschaft des Herrn Otto Freiherrn von Hohberg, dem dieser Ort zusteht. Die Kirche dieses Dorfes zu visitieren, fing ich am 25. September an und habe am 26. damit fortgefahren.

Der Tabernakel aus Holz ist im Hochaltar aufgestellt, äußerlich schön, innen aber nur dürftig ausgestattet. Die Hostiendose oder das Ciborium ist aus Silber und innen vergoldet, am Fuß reparaturbedürftig. Vor dem Allerheiligsten brennt keine Lampe, auch während des Gottesdienstes nicht, wegen Armut der Kirche. Es wird sonst sicher verwahrt und zu Kranken in der Nachbarschaft öffentlich mit einem Licht getragen, zu den entfernter wohnenden wird es privat gebracht. Zettel für die Osterkommunion verteilt der Pfarrer nicht, da er seine wenigen Pfarrkinder gut kennt. Ein Eisen zum Backen der Hostien hat er nicht, sondern es wird immer die nötige Anzahl von Jauer beschafft. Das Taufbecken ist aus Messing, das Wasser war sehr verschmutzt, der Taufstein ist eine hölzerne Pyramide, deren Deckel mit keinem heiligen Bilde geschmückt ist. Verschlössen ist er mit 2 staubigen Riegeln, trotzdem ist das Taufbecken nicht genügend verwahrt. Das Salz wird geweiht, während der Täufling herbeigetragen wird, da der Pfarrer höchst selten eine Taufe zu halten hat, weil die Nicht-Katholiken zu den Predigern auslaufen. Wenn doch zu ihm ein Kind zur Taufe gebracht wird, so findet diese entweder am Tage der Geburt oder am darauffolgenden Tage statt. 3 Paten werden zugelassen. Die Hebammen sind nicht vereidigt, doch sind sie über die Taufhandlung gut unterrichtet. Ein Buch, in das die Täuflinge eingeschrieben werden, wurde vorgelegt. Die heiligen Öle werden in der Sakristei aufbewahrt. Ein Säckchen aus Seide mit einem violetten Band, worin das heilige Öl zu den Kranken gebracht werden kann, ist nicht vorhanden, doch spendet der Pfarrer, wie er versichert, dieses Sakrament mit Stola, Meßgewand und brennendem Licht, entsprechend der agendarischen Vorschrift. Reliquien sind nicht vorhanden. Heilige Bilder sind äußerst spärlich, damit ist die Kirche zu wenig versehen. Ein unschickliches Bildwerk ist vorhanden, worauf die verstorbenen priesterlichen Brüder des Pfarrers auf der einen, Mutter und Schwestern aber auf der anderen Seite abgemalt zu sehen sind – ein Bild, das beim ersten Anblick, wenn man es zu Gesicht bekommt, zu allerlei Gedanken Anlaß gibt, die der Geistlichkeit und dem Pfarrer wenig angemessen sind. Drei

¹⁰⁰⁾ Visitatio Archidiaconatus Lignicensis, BDA Signatur II b 154, S. 92–98. W. Urban, Katalog S. 38 (162).

Altäre sind in der Kirche, von denen keiner konsekriert ist. Der Hochaltar ist, wie man annimmt, zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet. 3 Altartücher sind vorhanden, 2 im unteren Teil zerrissen und völlig verschmutzt. Der andere Altar auf der Evangelienseite ist neuerdings von dem Pfarrer zu Ehren des heiligen Martin errichtet worden¹⁰¹⁾, recht ordentlich und eingedeckt. Der 3. Altar ist völlig unansehnlich. Nur auf dem Hochaltar gibt es ein Portatile¹⁰²⁾. Das Kirchengebäude ist aus unversehrt Mauerwerk errichtet, nicht eben geräumig, das Presbyterium gewölbt, das Langhaus mit einer Bretterdecke versehen; es ist unbekannt, wem die Kirche geweiht ist. Kirchweih wird am Sonntag nach dem Fest des hl. Franziskus (4. Okt.) gefeiert. Man nimmt an, daß die Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria erbaut ist. Der Fußboden des Presbyteriums ist gepflastert, im übrigen Teil der Kirche mit Bohlen belegt. Vermögen ist nicht vorhanden, aber ein Legat auf einem Grundstück des Dominiums für notwendige Ausbesserung der Kirche. Kirchväter sind Adam Winkler, ein Gärtner, Christoph Ditrich, ein Mietsmann, beide sind Nicht-Katholiken, der dritte ist Gottfried Schirbitz aus Hasel. Das, was sie im Klingelbeutel einsammeln, verwahren sie unter Verschuß, und es sind 6 Taler in der Kasse. Ein Kästchen für das Sammeln von Almosen ist vorhanden. Die Kanzel hat der Pfarrer aus eigenen Mitteln neu und ansprechend errichten lassen¹⁰³⁾. Die Frauenbänke sind von den Bänken der Männer abgetrennt. Das Gefäß für das Weihwasser wie auch den neu aufgestellten Beichtstuhl hat der Pfarrer aus seinem Vermögen besorgt. Die Kirchtür dagegen ist erbärmlich. Eine Totenbahre ist vorhanden; die Tücher für die Begräbnisse verwahrt die Gemeinde, die sie beschafft.

Der Kirchhof ist groß genug und von einer sehr baufälligen Mauer umgeben; ein Beinhaus zur geziemenden Aufbewahrung der Gebeine ist vorhanden. In Bezug auf die Begräbnisse werden Lutheraner von Katholiken unterschieden, und beim Begräbnis von Katholiken wird kein anderer als der in der Agende vorgeschriebene Ritus gebraucht. Ein Buch, in das die Verstorbenen verzeichnet werden, ist beschafft worden. Ein ausgebauter Turm ist nicht vorhanden, sondern die Glocken hängen unter dem Dach der Kirche zu deren großem Schaden; 3 Glocken sind dort, von zweien meint man, daß sie geweiht seien, die dritte ist von mir geweiht worden. Die Sakristei ist gewölbt und

¹⁰¹⁾ Er war bis 1945 vorhanden.

¹⁰²⁾ Beweglicher Tragaltar, bestehend aus einem kleinen, in Holz oder Metall gefaßten Stein, der gerade Platz für die Hostie oder noch einen kleinen Reisekelch bietet. Die Reliquie, auf deren Vorhandensein es ankommt, damit auf einem ungeweihten, feststehenden Altar das Meßopfer gefeiert werden kann, ist entweder unter dem Stein oder in den vier Ecken der Umrahmung geborgen (H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des Mittelalters, Leipzig 1868, S. 111).

¹⁰³⁾ Es wird sich nur um eine Wiederherstellung gehandelt haben, da die heute noch vorhandene und von den Polen sehr schön gestaltete Kanzel älter ist und wenigstens aus der Mitte des 17. Jahrhunderts – wahrscheinlich aus evangelischer Zeit – stammt.

sehr feucht, so daß der Pfarrer die Paramente in seinem Hause aufzubewahren gedenkt. Die Kirche besitzt einen einzigen silbernen Kelch, der inwendig vergoldet ist, und eine schwach vergoldete Patene aus Silber. Der Bestand an Paramenten ist dürftig, doch sind aus Mitteln des Pfarrers eine Albe und ein Superpelliceum aus feinerem Material sowie anständigere Paramente beschafft worden. Ein Weihkessel ist nicht vorhanden, auch kein Rauchfaß, aber ein Begräbniskreuz, ein einziges Meßbuch mit Agende oder Rituale; im übrigen ist die Sakristei hinreichend gut und sicher verwahrt.

Das Pfarrhaus ist soweit möglich angemessen, nicht klein, aber es hat eine Ausbesserung nötig. Der Pfarrer heißt Johannes Bernard Wolfarth, er ist 58 Jahre alt, Pfarrer seit 29 und Priester seit 34 Jahren, ordiniert auf den Titel des Alumnats; er hat das Studium der spekulativen Theologie absolviert, besitzt die Investitur und ist in sein Amt eingeführt. Zur Pfarrei präsentiert ist er von dem Herrn Baron Otto Conrad von Hohberg, dem als dem Herrn der beiden Anteile des Dorfes Prausnitz das Besetzungsrecht zusteht. Als Adjunkte hat der Pfarrer die andere Pfarrkirche in Seichau ¹⁰⁴⁾. Der Pfarrer hat an Einkommen von der Gemeinde in Prausnitz 28 Scheffel Weizen großen Maßes und dasselbe an Hafer, aus Grundstücken in Nieder-Prausnitz erhält er 13 Scheffel Weizen und ebensoviel Hafer desselben Maßes, aus einem Grundstück im Oberdorfe 9 Scheffel Weizen und das gleiche an Hafer. Als Zehnten in Geld bekommt er von einem Prausnitzer Bauern eine Liegnitzer Mark. Außerdem hat er in diesem Ort 1½ Hufen Acker, wobei ein Wald mit inbegriffen ist, aus dem er jährlich 6 oder 7 Schock (Reisig-) Bündel und 2 Klaftern Brennholz erhält. Außerdem hat er 4 Wiesen und einen Garten. Der Pfarrer hat auf dem Grund und Boden der Pfarrei aus seinen Mitteln ein Haus erbaut, damit die Landwirtschaft leichter zu verpachten sei und falls ein Nachfolger einen Pächter einzusetzen vorhätte, daß dieser sein Nachfolger aus Dankbarkeit jährlich eine Messe für seine Seele zu zelebrieren verpflichtet sein solle mit Zustimmung des bischöflichen Amtes.

Eingepfarrt ist zu dieser Kirche das Dorf Haasel, von dem das Dominium an Dezem 4½ Scheffel Weizen und ebensoviel Hafer gibt, die Gemeinde 8½ Scheffel und dasselbe an Hafer.

Die Gebühren für Taufen, Trauungen und Begräbnisse richten sich nach der vorgeschriebenen Taxe. Im Katechismus unterweist der Pfarrer nicht, da keine Katholiken da sind, trotzdem wurde er ermahnt,

¹⁰⁴⁾ Bis 1654 war Seichau evangelische Pfarrei. Einige Zufallsfunde ergänzen die bisher lückenhafte Reihe der Pastoren für die ältere Zeit: 1576–1586 Peter Walter, 1586–1595 David Fleisser aus Striegau, verh. 1584 als Pastor von Kreisau mit Anna Kurtz, Pfarrerstochter aus Költchen, um 1600 Valentin Siegfried, bis vor 1621 David Storch aus Freystadt, 1597 Univ. Frankfurt; seine Witwe Dorothea ist 1622 Patin in Schweidnitz. 1621–1646 Kaspar Walter sen., 1646–1654 Kaspar Walter jun.

daß er dennoch in die Kirche gehen und zum Katechismus einläuten lasse, um wenigstens seine eigene Hausgemeinschaft darin zu unterrichten, die im Examen keineswegs gut bestanden hat, und er möge durch Unterweisung in den wesentlichen Dingen der Unwissenheit entgegenwirken. Zu ermahnen sind auch die Lehrer, weil sie aus lutherischen Büchern die Jugend lesen lehren, daß sie dort die Grundlagen des katholischen Glaubens stets einsetzen, wo der Passus in dem betreffenden Buche unserer Lehre schnurstracks entgegenläuft. An Sonn- und Feiertagen predigt der Pfarrer, wie er auch die Messe an Fasttagen ankündigen läßt. Prozession hält er niemals, da in der ganzen Pfarrei Prausnitz nur 17 Katholiken leben. Lutheraner sind sicher insgesamt 1200. Dennoch hält er Aschen-, Palmen- und Kerzenweihe an den festgesetzten Tagen und segnet die Saaten. Bei Eehindernissen hat er sich als sehr schwach unterrichtet bezeugt; Äcker verpachtet er ohne Beschlußfassung. Trotzdem hat er die Pfründe verbessert und bringt für die Intention des durchlauchtigsten Herrn Bischofs 2 Floren (?) dar (nicht ganz sicher im Original).

Das Bußsakrament verrichtet der Pfarrer öffentlich in Stola und Meßgewand, demnächst auch mit Birett. Ein Register der Firmlinge ist nicht vorhanden, und ich habe nur eine einzige Person gefirmt. Das Sakrament der letzten Ölung wird stets verwaltet und zwar entsprechend der agendarischen Vorschrift in Stola und Superpelliz, was auch der Schulmeister bezeugt. Dem Sakrament der Ehe läßt er das dreimalige Aufgebot vorangehen, und er fragt die Eheleute nach ihrem beiderseitigen Einverständnis in Gegenwart von Zeugen. Er weist ein Trauregister vor, worin auch diejenigen verzeichnet sind, die von den Predigern getraut wurden.

Schulmeister ist in Prausnitz Christoph Sommer, der weder den Eid geleistet noch das Glaubensbekenntnis abgelegt hat. Einkommen hat er 9 $\frac{1}{2}$ (Scheffel) Weizen und 2 Faß großen Maßes; für das Wetterläuten erhält er 2 Schock und 38 Garben von allen 4 Getreidesorten, er empfängt 135 Brote, an Neujahr und am Gründonnerstag hält er 2 Umgänge. Auch erhält er die der herkömmlichen Festsetzung entsprechenden Gebühren, so bekommt er an Michaelis 2 Floren (?) 6 Groschen. Der Schulmeister von Seichau heißt Balthasar Micke, er hat ein amtliches Dekret und hat Glaubensbekenntnis und Eid abgelegt ¹⁰⁵⁾.

¹⁰⁵⁾ Im Protokoll steht über die Kirche von Seichau, daß sie ganz aus Steinen erbaut, im Presbyterium gewölbt, das übrige Kirchengebäude mit einer Bretterdecke versehen sei, das Dach mit Ziegeln gedeckt. Es ist weder ein Taufbecken vorhanden noch wird hier das Allerheiligste aufbewahrt. Drei Altäre, der Hochaltar, zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet, ist mit einem Portatile versehen und mit 3 Altartüchern ausgestattet, von den Seitenaltären ist der eine den Aposteln Petrus und Paulus, der andere der schmerzreichen Gottesmutter gewidmet. Die Kirche ist nicht geweiht, Kirchweihfest wird am 2. Tage nach dem Feste des hl. Franziskus gefeiert. Das Türmchen ist eingestürzt; 3 Glocken, die geweiht sind, hängen unter dem Kirchdach.

Die Gemeinden haben keine Klagen gegen Pfarrer und Schulmeister vorgebracht und erklärt, daß sie in allem zufrieden seien. Der Pfarrer jedoch scheint in seinem Tun recht ungebunden zu sein, und in Bezug auf die Sauberkeit der Kirche und der Paramente ist vieles vernachlässigt, besonders was den Taufstein betrifft. So ist er ermahnt worden, daß er sich hierin bessere und in nichts ändern gegenüber in seiner Lebensart bloßgestellt wird, wo er soviel aus seinem Vermögen in der Kirche aufgebaut hat. Da er in allem Besserung versprach, ist er mit keiner Geldbuße belegt worden. Das Studium der Kasuistik wurde ihm anempfohlen, da er in den Befragungen hierüber als sehr schwach befunden wurde.

Hier schließen wir nun die Reihe der katholischen Pfarrer an, soweit ihre Namen und Lebensdaten ermittelt werden konnten ¹⁰⁶).

1654 Friedrich Franz Victor, Pfarrer und Propst zu Herrmannsdorf, Zisterzienser von Leubus.

1663 Johann Aloysius Reich, Pfarrer zu Herrmannsdorf, Prausnitz und Seichau, Zisterzienser.

1666 Georg Gottfried Türmer, aus Zuckmantel, Pfarrer zu Schlaup und Mönch von Leubus. Bei der Visitation 1668 war er 36 Jahre alt ¹⁰⁷).

1677 Martin Bernhard Winter, geb. 1636, geweiht in Leitmeritz am Feste des hl. Wenzel (28. 9.) 1662, seit 1677 als Zisterzienser Administrator von Schlaup ¹⁰⁸).

1686 Christian Kretschmer, geb. 1645, von Weihbischof Neander ordiniert und seit 1675 als Zisterzienser von Leubus Kuratus von Herrmannsdorf und Schlaup mit Seichau und Prausnitz; in Schlaup hält er als Kaplan den aus Schlaup gebürtigen Balthasar Nitsche ¹⁰⁹).

1689 Johannes Bernhard Wolfarth, geb. 1660 in Breslau, geweiht 9. 3. 1684. Er war noch 1724 Pfarrer von Prausnitz und Seichau ¹¹⁰).

¹⁰⁶) Die Angaben bei Bornmann S. 22 sind in Einzelheiten nicht immer zuverlässig. Dem Breslauer Diözesanarchiv, Herrn Professor Dr. H. Hoffmann († in Leipzig) und Herrn Pfarrer W. Bednara in Großalsleben verdanke ich wertvolle Hilfe bei der Aufstellung des Katalogs.

¹⁰⁷) Jungnitz a. a. O. S. 40.

¹⁰⁸) Jungnitz S. 189.

¹⁰⁹) Jungnitz S. 239 und 241.

¹¹⁰) Alma Dioecesis Wratislaviensis, Hdschr. des Breslauer Diözesanarchivs, S. 207.

Um 1738, nach 1757 Melchior Nepomuk Weidner¹¹¹⁾). Es ist nur sein Name aus den Bistumsschematismen von 1738¹¹²⁾, 1748¹¹³⁾ und 1757 bekannt.

1762–1774 Gottfried Bürger, geb. 1724 in Wien. 1748 Kaplan in Lähn, 1755 in Hochkirch bei Glogau. Von Prausnitz ging er 1774 als Stadtpfarrer nach Lähn, wo er 1785 Erzpriester wurde und am 31. 7. 1797 gestorben ist¹¹⁴⁾.

1774–1812 Georg Blaschgude, geb. 28. 11. 1725 in Oppersdorf bei Neiße, geweiht 23. 12. 1752. Seit 1765 war er bereits Pfarrer von Peterwitz und Kolbnitz. Er starb am 8. 4. 1812¹¹⁵⁾ und wurde in der Kirchengruft beigesetzt.

1813–1833 Anton Menzel, geb. 10. 11. 1768 in Birngrütz, geweiht 16. 10. 1794. 1794 Kooperator in Kesselsdorf, 1797 Kaplan in Naumburg am Queis. 1799 (?) bis April 1812 Kaplan in Liegnitz. April 1812 Administrator in Prausnitz. Vom 16. 8. 1813 an plünderten die Franzosen das Dorf, und bei ihrem Abzuge steckten sie das Pfarrhaus in Brand, indem sie im Keller Feuer anlegten und Akten und Kirchenbücher verbrannten. Damit hörte Prausnitz auf, Wohnsitz des katholischen Pfarrers zu sein: Administrator Menzel, am 30. 12. 1813 zum Pfarrer ernannt, verlegte den Pfarrsitz nach Seichau, wo er am 2. 6. 1833 starb¹¹⁶⁾ und seine Grabstätte vor dem Haupteingang zur Kirche hat. In Prausnitz führte er 1816

¹¹¹⁾ Bornmann S. 22 setzt ihn bereits 1710 an und fügt hinzu, daß unter ihm Weihbischof Elias v. Sommerfeld die mittlere Glocke am 26. 7. 1718 zu Ehren des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi geweiht habe. Es ist dies eine Verwechslung mit Wohlfarth.

¹¹²⁾ Schematismus des Bistums Breslau nach der Neueinteilung der Archipresbyterate 1738 (Hdschr. des Diözesanarchivs II b 12).

¹¹³⁾ Archiv 26. Bd. 1968 S. 325.

¹¹⁴⁾ Die Inschrift seines Grabsteins in Lähn lautet:

Mortales!	Sterbliche!
Quid, quae, sumus?	Ich bitte, was sein wir?
Pulvis, umbra, fumus.	Staub, Schatten, Rauch.
Quis noster finis?	Was ist unser Ende?
Vermis, terra, cinis.	Würmer, Erde, Asche.
Expertus	Erfahren hat es
Burger Godefridus	der Burger Gottfried,
Qui fuit DEO fidus	der Gott treu gewesen,
Austriacus Viennensis	Ein Österreicher von Wien,
Archipresbyter Lähnensis.	Erzpriester zu Lähn.
Sit ipsi pro memoria	Es werde ihm zum Gedächtnis
DEUS, coelum, Gloria!	Gott, Himmel, die Seligkeit.
Obiit die 3. Julii Anno 1797 (früh 10 Uhr).	

(A. Knoblich, Chronik von Lähn und Burg Lähnhaus am Bober. Breslau 1863, S. 176).

¹¹⁵⁾ Schles. Provinzialblätter 55 Bd. 1812, S. 371.

¹¹⁶⁾ Schles. Provinzialblätter 97. Bd. 1833, S. 571.

Bänkegelder ein, um der notleidenden Kirche zu helfen ¹¹⁷⁾). Am 11. 11. 1833 wurde die Parochie Prausnitz für erloschen erklärt ¹¹⁸⁾).

1833–1838 Jgnaz Muche, geb. 26. 9. (3. ?) 1804 in Kunersdorf, geweiht 22. 3. 1828. 1828 Kaplan in Sprottau, 28. 11. 1828 in Pforten N.-L. 1833 Administrator, 1836 Pfarrer in Seichau und Prausnitz, 1836 Erzpriester. 10. 5. 1838 Pfarrer in Profen. Gest. 27. 5. 1893.

1838–1847 Joseph Wenzel, geb. 11. 1. 1809 in Raudnitz Kr. Frankenstein, geweiht 1. 6. 1833 in Breslau. 1833 Kaplan in Wansen, 1834 Verwalter von Marienau, 1834 Kaplan in Leipe, 1834 in Zobten am Berge, April 1836 Kreisvikar in Jauer. 1837 Actuarius circuli im Archipresbyterat Jauer. 1847 Pfarrer von Städtel-Leubus, 1848 Erzpriester des Archipresbyterats Wohlau, 1865 fürstbischöfl. Kommissarius von Trachenberg. Gest. 18. 2. 1878.

1847–1851 Georg Isidor Loewe, geb. 27. 10. 1811 in Grafenort, geweiht 26. 12. 1836. 1844 Administrator von Raudten, 1845 von Kloster Leubus. 1851 Pfarrer in Rohnstock und Actuarius Circ. von Jauer, 1887 Erzpriester und Geistlicher Rat. Gest. 18. 2. 1894.

1851–1871 Joseph Stelzer, geb. 18. 10 1818 in Herrmannsdorf bei Jauer, geweiht 6. 4. 1844 in Breslau. 1844 Informator in Peterwitz. Investiert 13. 11. 1852 in Seichau und Adjunkten. Gest. 12. 5. 1871 ¹¹⁹⁾). Grabstätte auf dem Seichauer Kirchhof neben der von Pfarrer Menzel.

1871 Alexander Schreiber, Administrator, geb. 18. 2. 1833 in Breslau, geweiht 2. 7. 1859. Kaplan in Profen, 1863 in Tillowitz, 1865 in Prisselwitz, 1867 in Zobten am Bober, 1869 in Altewalde, 1871 in Köppernig; 12. 5. bis 27. 11. 1871 Administrator in Seichau. Bis 1876 Kaplan in Nipperrn, 1882 Kuratus in Danchwitz, 1890 Pfarrer in Lichtenberg. Gest. 7. 11. 1893.

1871–1888 Theodor Throemer, geb. 12. 4. 1839 in Peicherwitz, geweiht 28. 6. 1864. 1864 Kaplan in Hermsdorf unterm Kynast, 1868 in Schwiebus, Juli 1869 in Hochkirch, Nov. 1871 Pfarrer in Seichau, 8. 3. 1888 nach Obsendorf. Gest. 8. 7. 1902 ¹²⁰⁾).

1888–1900 Waldemar Lorenz, geb. 18. 2. 1850 in Schömberg, geweiht 28. 6. 1873, 1873 Kaplan in Krappitz, 1874 zu 30 Talern Strafe oder

¹¹⁷⁾ Aus den Seichauer Pfarramtsakten (freundl. Mitteilung von Herrn Pfr. Bednara).

¹¹⁸⁾ v. Dittersdorf, In wie weit sind die evang. Gemeinden laut Gesetz vom 13. Mai 1833 bei Erlöschen katholischer Parochien in Schlesien interessiert und umgekehrt? in: Schles. Prov.-Bl. 98. Bd. 1833, S. 515 ff. – Regulativ der Gesamtparochie Seichau, Aktenstück 3, S. 5. In der gleichen Akte ist 1849–1868 die Größe der Prausnitzer Wiedmut angegeben: 75 Morgen Ackerland, 13 Morgen Busch, 2 Morgen Wiese, 2 Morgen Garten. Der Friedhof ist 2 Morgen groß.

¹¹⁹⁾ „Rübezahl“, Neue Folge der schles. Provinzialblätter 1871 S. 322 und 1872 S. 163.

¹²⁰⁾ H. Hoffmann, In memoriam. Die seit 1887 verstorbenen Priester des Erzbistums Breslau 1935 S. 89.

14 Tagen Haft (Kulturkampf!) verurteilt, Juni 1874 im Bistum Regensburg tätig. 1878 Kaplan auf Schloß Tworkau, Erzieher auf Schloß Stubendorf, Kreisvikar in Schweidnitz, 1886 Kuratus in Nimptsch, 1887 Lokalist in Lobris, 8. 3. 1888 Pfarrer in Seichau, 3. 12. 1900 Pfarrer in Michelsdorf. Gest. 28. 8. 1907 im Kreiskrankenhaus in Jauer und dort beerdigt ¹²¹).

1901–1934 Alexander Aulich, geb. 13. 4. 1869 in Auras, Vater Lehrer, Mutter Lina geb. Paul. Geweiht 23. 6. 1896, Kaplan in Gottesberg, 1897 an der Stadtpfarrkirche in Glogau, 1898 Breslau, hl. Kreuz. 22. 11. 1900 Administrator, 21. 3. 1901 Pfarrer von Seichau. Gest. 26. 11. 1934 im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Breslau. Seit 1929 Erzpriester des Archipresbyterats Jauer, 1931 Geistlicher Rat ¹²²).

1935–1946 Walther Bednara, geb. 29. 7. 1895 in Hohenlinde-Kontschwitz Kr. Ohlau. Geweiht 2. 3. 1924. 1924 Kaplan in Münsterberg, 1926 in Oltaschin, 1929 in Friedland bei Waldenburg, 1931 in Thomaskirch, 1932 in Profen. 1. 7. 1935 als Pfarrer von Seichau eingeführt ¹²³). Er verläßt am 12. 2. 1945 mit der Gemeinde vor den heranrückenden Russen die Pfarrei und gelangt über Bolkenhain, Trautenau durch Böhmen bis nach Vlasim bei Tabor. Am 6. Juli 1945 nach Seichau zurückgekehrt, wurde er am 9. 10. 1946 mit den letzten Deutschen von den Polen ausgewiesen. Aufenthalt im Lager bei Belzig, dann in Lehnin, von dort nach Ruhland, Seelsorge im Altersheim in Lipsa bei Ruhland. Pfingsten 1947 Aufnahme in die Erzdiözese Paderborn, Verwalter in Schwaneberg, Filiale von Langenweddingen Kr. Wanzleben (Bez. Magdeburg), 2. 10. 1951 Pfarrvikar in Großalsleben Kr. Oschersleben an der Bode ¹²⁴). Er lebt seit 1965 im Ruhestand in Altenböge-Bönen (Erzbistum Paderborn).

Die katholische Kirche in Prausnitz blieb in den letzten 300 Jahren äußerlich so gut wie unverändert. Die Innenwände sind wohl im 19. Jahrhundert rotbraun gestrichen worden ¹²⁵). Das Hochaltarbild, das in seiner geschnitzten Rahmenkonstruktion in Rokokoformen Maria als Königin des Rosenkranzes zeigt ¹²⁶), hat 1860 der in den Ordensstand getretene Sohn des Grundherrn Karl Georg Heinrich, Moritz Freiherr von Hohberg (Pater Paschalis Mauritius), gestiftet, für den in der Kirche ein Denkstein vorhanden war ¹²⁷).

¹²¹) Bistumsschematismus 1900 S. 40.

¹²²) Nachruf im Kath. Sonntagsblatt der Erzdiözese Breslau 40. Jg. 1934 Nr. 52 S. 829.

¹²³) Handbuch für das Erzbistum Breslau für das Jahr 1942 S. 51.

¹²⁴) Freundliche Mitteilung von Herrn Pfr. Bednara vom 10. 10. 1960.

¹²⁵) Lutsch a. a. O. S. 416.

¹²⁶) Abbildung bei B. Steinborn, Zlotoryja-chojnów-Swierzawa 1959 S. 139 u. 1971 S. 148.

¹²⁷) Regulierung der Gesamtpfarrei Seichau, Inventarium vom 31. 8. 1960 (Pfarrarchiv Seichau). – O. Koischwitz, Jauer S. 139.

In der Zeit der Gegenreformation hatte die evangelische Gemeinde an ihrer Grundherrschaft eine starke Stütze, die sich mit ihr zu demselben Glauben bekannte. Es ist ein erstaunliches Zeichen für die Mündigkeit dieser Gemeinde, daß von ihr und nicht von dem Grundherrn die Initiative zur Errichtung eines neuen evangelischen Kirchensystems ausging, nachdem König Friedrich II. bei seinem Einmarsch in Schlesien 1740 die Religionsfreiheit verkündet hatte. Aus eigenem Antrieb begaben sich im März 1741 der Bauer David Wolf aus Ober-Prausnitz und der Häusler Christian Geisler aus Nieder-Prausnitz in das Hauptquartier des Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau nach Rauschwitz bei Glogau und baten um die Genehmigung zum Bau einer evangelischen Kirche und zur Anstellung eines Predigers. Ihrem Gesuch wurde entsprochen, nur sollte vorher das Einverständnis der Grundherrschaft beigebracht werden. Otto Konrad Freiherr von Hohberg gab sogleich die schriftliche Genehmigung, die David Wolf und der Gerichtsscholze Christoph Dietrich in Rauschwitz aushändigten, und nach etlichen Tagen kamen die beiden Abgesandten mit der „allergnädigsten Königl. Concession, ein Bethaus zu erbauen“, zurück¹²⁸⁾. Der Grundherr stellte einen Teil seines Schlosses in Ober-Prausnitz zu Bethaus, Pfarrwohnung und Schule zur Verfügung, der innere Um- und Ausbau wurde mit Eifer betrieben, so daß am Sonntag Exaudi, 6. Mai 1742, der frühere Röchlitzer Pastor und damalige Archidiakon Adam Daniel Thebesius aus Liegnitz die erste Predigt in dem Bethaus halten konnte, das am folgenden Sonntag, Pfingsten, dem 13. Mai, durch den im April berufenen Pastor Daniel Gottlieb Rothe eingeweiht wurde. Die Gemeinde hatte für die Herrichtung 775 Taler und 19 Silbergroschen aufgebracht! Die Grundherrschaft stellte die für ihre Hausgottesdienste in Haasel gebrauchte Orgel zur Verfügung, auch stiftete sie einen silbernen Kelch mit Patene und eine kleine silberne Hostiendose¹²⁹⁾. Im 7 jährigen Kriege hatte Prausnitz durch feindliche Truppeneinzugszüge schwer zu leiden. Am 22. Juli 1760 zog der österreichische Generalfeldmarschall Daun mit seiner großen Armee durch das Dorf, hielt aber gute Manneszucht; am 10. August marschierte Friedrich II. von Liegnitz zurück und kam am 11. nach Prausnitz und Seichau. Am selben Tage stand das kaiserliche Lascy'sche Korps 25 000 Mann stark mit den Sachsen und Ulanen um den Ort; der König mußte am 12. August, von 3 großen feindlichen Armeen eingeschlossen, zurückmarschieren und lagerte seine Truppen auf den Höhen bei Röchlitz und Hohendorf. Währenddessen plünderten die Soldaten des Beck'schen

¹²⁸⁾ Ehrhardt a. a. O. S. 133, Bornmann S. 34, Schwantke S. 8, Kresse, Festschrift 1929 S. 72. — F. B. Werner, *Perspectivische Vorstellung derer von Sr. Königl. Majest. in Preussen, als Obersten Hertzog in Schlesien, allergnädigst concedirten Beth-Häuser A. C. III. Theil 1750 Nr. XXII Text und Abbildung.*

¹²⁹⁾ Sie zeigt auf dem Deckel das Hohbergsche und Rehdigersche Wappen, sie wurde von mir 1945 dem verwüsteten Prausnitzer Pfarrhause entnommen und ist seitdem in meiner Verwahrung bei ständigem gottesdienstlichem Gebrauch.

und Lascy'schen Korps das von seinen Bewohnern fluchtartig verlassene Dorf, trieben das Vieh ab und verwüsteten die Felder. Im nächsten Jahre war es noch schlimmer, als vom 20. August 1761 an die Russen 4 Tage lang das Dorf heimsuchten, wobei auch die beiden Kirchen beraubt wurden. Im evangelischen Bethaus zerschnitten sie Chorröcke und Alben, nahmen die Altarbekleidung, die Kerzen und einen Kelch mit; von der herrschaftlichen Empore schnitten sie das Tuch ab. An 3 Sonntagen konnte kein Gottesdienst gehalten werden. Am 14. September trieben 700 Kosaken 84 Stück Rindvieh und 600 Schafe weg. Die Schöppenlade erbrachen sie, nahmen sie mit fort, und da sie kein Geld darin fanden, zerrissen sie sämtliche darin befindliche Schriften, wodurch viele alte Nachrichten zur Ortsgeschichte verloren gingen ¹³⁰).

Am Ende des 18. Jahrhunderts erwiesen sich die kirchlichen Gebäude als sehr baufällig, so daß ernstlich ein Neubau geplant werden mußte. Als Baugelände bot sich der Platz gegenüber der katholischen Kirche, der herrschaftliche „Ständergarten“, an, wo 1792 zuerst ein neues Pfarrhaus und ein neues Schulhaus erbaut wurde. Dazwischen blieb ein entsprechend großer Raum frei für die neue Kirche. Die Grundsteinlegung erfolgte am Sonntag nach Ostern 1800, bis zu Ende des Jahres stand der Rohbau unter Dach. Der Baumeister war Johann Georg Werner aus Nieder-Schönfeld bei Bunzlau, die Zimmerarbeiten führten Meister Johann Andreas Döring von Zittau und Meister Heidrich von Straupitz aus, die ortsansässigen Tischler, Meister Gottfried Meister und Gottlieb Beer, übernahmen den inneren Ausbau sowie die Türen und Fenster und Meister Zosel von Nieder-Prausnitz die Schmiedearbeiten. Altar und Kanzel stellte der Bildhauer Lachel aus Löwenberg her. Mit dem Bau einer neuen Orgel war der Orgelbauer Samuel Gottlieb Meinert beauftragt worden, doch hat er aus unbekanntem Gründen das begonnene Werk nicht vollendet, so daß zunächst die kleine Orgel aus der alten Kirche in die neue übernommen werden mußte ¹³¹). Erst 1811 wurde von dem Orgelbauer Siegmund Goldmann aus Kaiserswaldau die neue Orgel mit einem Kostenaufwand von 1200 Talern erbaut und am 19. 9. 1812 von dem Organisten Wende aus Öls abgenommen ¹³²). Die Gesamtkosten der neuen Kirche beliefen sich ohne die Fuhren und Handdienste auf rund 3500 Reichstaler, wovon die Grundherrschaft die eine Hälfte nebst allen Hand- und Spanndiensten trug ¹³³). Die feierliche Einweihung fand am 27. September, dem 17. Sonntag nach Trinitatis, 1801 statt.

¹³⁰) Nach Bornmann S. 40.

¹³¹) Bornmann S. 53, Schwantke S. 11–12.

¹³²) Schwantke S. 12 und L. Burgemeister, Orgelbau 1973 S. 312. Größere Orgelreparaturen führten 1862 der Orgelbauer Reich aus Bolkenhain und 1889 Heinrich Schlag aus Schweidnitz aus.

¹³³) Bornmann S. 54. Die der Kirche zu teil gewordenen Geschenke mit den Namen der Spender sind von Bornmann S. 54/55 verzeichnet.

Über die Drangsale im Kriegsjahr 1813 berichtete Pastor Bornmann in einem Briefe vom 3. Juni dem mit seiner Familie nach Böhmen geflüchteten Freiherrn Karl Georg Heinrich von Hohberg: „Wo soll ich anfangen und wo soll ich enden, um Ihnen einigermaßen die Jammerszenen und den Greuel der Verwüstung zu schildern, der uns betroffen hat?“ Der Pastor war mit seiner Frau und vielen Gemeindegliedern vor den Russen nach Haasel geflüchtet, nachdem man vorher das Vieh in die Wälder getrieben hatte. Bei der Rückkehr ins Dorf standen die Häuser zwar noch, doch nicht viel besser als wenn sie abgebrannt wären; denn überall war alles zerschlagen, Kommoden und Schränke nicht bloß aufgebrochen und leer, sondern auch ganz unbrauchbar. Als am 16. 8. 1813 das benachbarte katholische Pfarrhaus abbrannte, gerieten auch beide Kirchen in große Gefahr. Wegen der Kriegsgefahr mußte wiederholt der Gottesdienst ausfallen. Am Himmelfahrtsfest wurde die Kirche geplündert und dabei das Taufbecken gestohlen. „Von drei redlich gesinnten Geschwisterherzen zu Prausnitz und Haasel im September 1813“ – wie die Inschrift besagt – erhielt die Kirche ein neues geschenkt. Auch das Kirchensiegel von 1792 hatten französische Soldaten mitgehen heißen; es wurde merkwürdigerweise später von preußischen Soldaten jenseits des Rheins wiedergefunden und dem Prausnitzer Pfarrer zurückgesandt, wo es bis zuletzt in Gebrauch war¹³⁴⁾.

Aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums der neuen Kirche beschaffte die Gemeinde aus größtenteils freiwilligen Spenden ein eigenes Geläut, das aus 3 Glocken bestand, die 1852 von Christian Ludwig Pühler in Gnadenberg gegossen wurden¹³⁵⁾. Sie waren auf den F-Dur-Dreiklang gestimmt und paßten damit sehr gut zu der im Grundton C erklingenden großen Glocke der katholischen Kirche¹³⁶⁾. Auf zwei vierspännigen Wagen wurden die Glocken am 3. September 1852 von Gnadenberg

¹³⁴⁾ Schwantke S. 12 und 13.

¹³⁵⁾ Die Glocken trugen folgende Inschriften: Die große, in F gestimmt, 15 Zentner 44 Pfund schwer: Paulus. Psalm 50 V. 5. Versammelt mir meine Heiligen! Die mittlere, in A gestimmt, 7 Zentner 61 Pfund schwer: Petrus. Psalm 50 V. 15. Rufe mich an in der Noth, ich will dich erretten und du sollst mich preisen! Die kleine, in C gestimmt, 4 Zentner 50 Pfund schwer: Johannes. Jesaias 58 V. 1. Rufe getrost, erhebe deine Stimme! Auf jeder Glocke stand außerdem: „Andenken an das 50jährige Jubiläum der evangelischen Kirche zu Prausnitz den 26. October 1851“, auf der großen noch dieser Text: „Herrschaften: Ober-Prausnitz, Graf v. Lüttichau und Gemahlin Antoinette geb. Freyin v. Hohberg, Nieder-Prausnitz, v. Prittwitz u. Gemahlin Leokadie geb. Freyin v. Hohberg. Gemeinde Ober- und Nieder-Prausnitz und Haasel. Zur Zeit waren: Pastor E. Thämel, Kantor J. G. Ebert. Ortsgerichte: G. Schulze, C. Scholz. Gerichtsmänner: G. Mehwald, C. Rohleder, C. Ludwig. Kirchen- u. Schulvorsteher: G. Tillner, C. Mehwald, C. Kretschmer. Glocken-Deputirte: C. Kretschmer, G. Werner, C. Feige, Chr. Fritsche, A. Geisler, E. Beer“. Schwantke S. 13–14.

¹³⁶⁾ Es sei ein wohlthuender Genuß gewesen für die Nachbarn, wenn beim Mittag- oder Abendläuten die Mittelglocke der evang. Kirche -auch später die neue auf gis gestimmte- mit der großen der kath. Kirche zusammengeklungen habe, schrieb mir mein einstiger Organist von Stradow (Niederlausitz), Herr Richard Jäckel aus Prausnitz, seit 1945 in Pappoth bei Spremberg, am 1. 6. 1960.

abgeholt, eine Anzahl Gemeindeglieder ritt ihnen entgegen bis nach Neudorf am Rennwege, die erwachsene Jugend versammelte sich auf dem Lindenplatz vor Goldberg, wo beim Eintreffen der Glocken Kandidat Rambach, Hauslehrer in Ober-Prausnitz, eine Ansprache hielt. In feierlichem Zuge wurden sie bis vor die Kirche geleitet, wo Pastor Thämel die Weihe der Glocken vornahm. Da kein Turm vorhanden ist, mußte im Gebälk des Kirchbodens am Ostgiebel über der Sakristei der Glockenstuhl eingebaut werden. Die Kosten trugen die Gemeinden Prausnitz und Haasel mit den beiden Gutsherrschaften, es mußten insgesamt 2767 Taler aufgebracht werden.

Bis 1856 diente der Kirchhof um die katholische Kirche auch der evangelischen Gemeinde als letzte Ruhestätte für ihre Toten. 1855 wurde ein geeignetes Grundstück in Ober-Prausnitz in der Größe von 38 Ar und 10 Quadratmetern durch Tausch mit Gemeindeacker und Zuzahlung von 40 Talern von dem Freistellenbesitzer Christian Pusch erworben und zum neuen Friedhof hergerichtet. „Mit wahrer Begeisterung“ – so schreibt Pastor Thämel in seinem Bericht – „wurden die ungeheuren Steinmassen zu der 2¹/₂ Ellen hohen Kirchhofsmauer herangefahren“¹³⁷⁾. Die zum Bau benötigten 200 Fuder Sand schenkte der Kirchenpatron Graf Lüttichau auf Ober-Prausnitz. Am 2. November 1856, dem Reformationsfest, konnte die Einweihung des Friedhofs erfolgen.

Anläßlich des Friedensfestes von 1871 pflanzte die Gemeinde auf dem Kirchplatz vor dem Schulhause zu beiden Seiten der 1816 und 1866 gesetzten Bäume eine dritte Friedenseiche, die alle drei die schicksalschweren Zeiten überstanden haben und noch heute stehen.

Der 1860 gebildete Gemeindegemeinderat bestand aus dem Pastor und 7 Mitgliedern¹³⁸⁾; bis zuletzt waren 5 Älteste und 24 Gemeindevertreter¹³⁹⁾. 1866 wurde das Pfarrhaus mit einem Aufwand von 1957 Talern umgebaut, 1911 das Küsterschulhaus neu erbaut, das zu Zweidritteln Eigentum der Kirchengemeinde war¹⁴⁰⁾. Die beiden großen Glocken mußten 1917 abgeliefert werden. Nach Anschaffung des neuen Dreigeläuts e-gis-h anläßlich des 125jährigen Kirchenjubiläums 1926 (Glockenweihe am 13. September) kam die kleine Glocke nach Haasel auf einen in der Mitte des Dorfes errichteten Glockenstuhl. Sie fiel im 2. Weltkriege der Beschlagnahme anheim, blieb aber vor der Einschmelzung bewahrt und läutet heute in Ulsenheim bei Uffenheim in Bayern¹⁴¹⁾.

¹³⁷⁾ Schwantke S. 15.

¹³⁸⁾ Anders, Historische Statistik 1867 S. 553.

¹³⁹⁾ Silesia sacra (Görlitz 1927) S. 410.

¹⁴⁰⁾ Kresse in der Festschrift S. 72.

¹⁴¹⁾ Mitteilung des ev.-luth. Pfarramts 8531 Ulsenheim vom 21. 1. 1970.

In Prausnitz bestand seit 1910 eine Diakonissenstation, die mit einer Schwester des Lehmgrubener Mutterhauses in Breslau besetzt war und von der Kirchengemeinde unterhalten wurde. Die 1920 gegründete evangelische Frauenhilfe war die älteste in einer Landgemeinde des Kirchenkreises Jauer ¹⁴²).

Die beiden Kirchenjubiläumsschriften von 1801 und 1901 enthalten reiches statistisches Material, wovon hier nur einiges angeführt werden kann. Von 1742 bis 1800 sind in der Kirchengemeinde 2519 Kinder geboren, 651 Paare getraut und 2211 Personen beerdigt worden. Das sind im Jahresdurchschnitt 43 Geburten, 11 Trauungen und 38 Begräbnisse ¹⁴³). Für den Zeitraum von 1801 bis 1900 werden folgende Zahlen angegeben: 5100 Geburten, 1168 Trauungen und 4080 Beerdigungen. Abendmahlsgäste waren 1900 810 ¹⁴⁴), 1924 waren es nur noch 447. Auch die Zahl der Amtshandlungen war erheblich zurückgegangen: 10 Taufen, 1 Trauung und 18 Beerdigungen ¹⁴⁵). Pastor Bornmann gibt ein namentliches Verzeichnis sämtlicher Gemeindeglieder, demnach lebten in Prausnitz 1800: 17 Bauern, 15 Freigärtner, 31 Dreschgärtner, 10 Freihäusler, 27 Hofehäusler, 31 Auszügler und 25 Inwohner mit ihren Familien, in Haasel: 5 Bauern, 8 Freigärtner, 8 Dreschgärtner, 8 Freihäusler, 24 Häusler, 16 Auszügler und 13 Inwohner mit ihren Familien ¹⁴⁶). 1789 hatte Prausnitz 904, Haasel 254 Einwohner (= 1158) ¹⁴⁷), 1845 waren in Prausnitz von 969 Einwohnern 949 evangelisch und 20 katholisch, in Haasel von 405 387 evangelisch und 18 katholisch (= von 1374 1336 evangelisch und 38 katholisch) ¹⁴⁸). 1867 betrug die Zahl der Evangelischen von Prausnitz 987, von Haasel 406 (= 1393) ¹⁴⁹), 1893 wohnten in Prausnitz 927 Evangelische und 47 Katholiken, in Haasel 358 Evangelische und 13 Katholiken (= 1285 Evangelische und 60 Katholiken). 1907 zählte die evangelische Kirchengemeinde 1066 Glieder (791 in Prausnitz und 275 in Haasel), Katholiken waren 41 ¹⁵⁰). Die Zählung von 1924 ergab für die Gesamtgemeinde 1060 Evangelische: in Prausnitz lebten neben 782 Evangelischen 20 Katholiken und 9 separierte Lutheraner, in Haasel neben 278 Evan-

¹⁴²) P. Kresse, Festschrift S. 73.

¹⁴³) Bornmann S. 45–47.

¹⁴⁴) Schwantke S. 20.

¹⁴⁵) Silesia sacra S. 410.

¹⁴⁶) Bornmann S. 56–58 und 69–70. 1900 gab es in Prausnitz 14 Gutsbesitzer, 36 Stellenbesitzer, 2 Kretschambesitzer, 3 Mühlenbesitzer (die 2 herrschaftlichen Mühlen waren verpachtet) und 49 Hausbesitzer, denen zum Teil auch etwas Acker gehört, einige Auszügler und etwa 70 Mieter; in Haasel 3 Guts- und 2 Restgutsbesitzer, 14 Stellenbesitzer, 1 Kretschambesitzer, 27 Hausbesitzer, mehrere Auszügler und etwa 25 Mieter. Am 1. 12. 1900 zählte Prausnitz 864 und Haasel 301 Seelen (Schwantke S. 39).

¹⁴⁷) Zimmermann, Beyträge zur Beschreibung von Schlesien 6. Bd. 1786 S. 51 und 42.

¹⁴⁸) Knie, Übersicht 1845 S. 509 und 197.

¹⁴⁹) Anders, Statistik 1867 S. 553.

¹⁵⁰) K. Nietschmann, Schlesischer Pfarralmanach. Breslau 1907 S. 167.

gelischen 12 Katholiken¹⁵¹⁾. Die letzten Zahlen liegen für 1928 vor: die Seelenzahl der Evangelischen betrug insgesamt 1082, und zwar in Prausnitz 806 und in Haasel 276. Die Zahl der Katholiken war auf 75 gestiegen¹⁵²⁾.

Zu jeder Zeit haben die Prausnitzer Herrschaften das Beste der Gemeinde gesucht und als Patrone auch die Belange der Kirche gefördert. Wie sehr sie sich mit dem stillen, friedlichen Dorfe verbunden wußten, beweist die Tatsache, daß viele von ihnen, auch wenn sie nicht ständig am Ort gelebt hatten, doch in der Familiengruft an der alten Kirche nach ihrem Tode beigesetzt werden wollten. Und der letzte Herr auf Prausnitz hat noch am Ende seines langen Lebens fern der Heimat ihrer in ergreifenden Worten dankbar gedacht, die wir uns für den Schluß dieses Beitrages aufheben. Jetzt sollen hier im Anschluß an die oben von ihnen gegebenen Nachrichten die Namen der Grundherren mit den wichtigsten Lebensdaten auch ihrer Familienangehörigen in den letzten 200 Jahren folgen.

Auf den 1749 verstorbenen Freiherrn Otto Gottlob Konrad von Hohberg folgte von 1750 bis 1789 sein Stiefbruder Johann Georg Freiherr von Hohberg im Besitz der Prausnitzer Güter. Er war am 26. 10. 1720 in Liegnitz geboren und hatte nach seinen Studien in Leyden zweimal längere Zeit sich in England aufgehalten. Am 9. 6. 1746 verheiratete er sich mit Henriette Eleonore Wilhelmine von Ziegler und Klipphausen auf Heidersdorf in der Oberlausitz, mit der er in kinderloser Ehe lebte. Aus der Vielzahl seiner Güter wählte er Plagwitz bei Löwenberg zum ständigen Wohnsitz, wo er am 21. 3. 1789 starb. In seinem Testament hatte er ein Legat von 2000 Talern für die Hausarmen in Prausnitz, Haasel und Lasnig bestimmt. In Haasel ließ er den ersten Kalkofen bauen, der nach ihm den Namen Johannisofen trug. Über seinem Grabe in Löwenberg errichtete 1790 seine Gemahlin ein Denkmal in Form eines runden, antiken Tempels, dessen Kuppel auf 3 ionischen Säulen ruht; hier fand auch sie nach ihrem Tode, am 13. 8. 1794, ihre letzte Ruhestätte¹⁵³⁾.

Prausnitz erbt Johann Georgs Neffe, Karl Otto Christian¹⁵⁴⁾ von Hohberg, der am 29. 10. 1737 in Armenruh als Sohn des Freiherrn Karl Nicol von Hohberg geboren wurde. In Berlin heiratete er am 27. 12. 1758 Amalie Charlotte Sophie von Trotha und lebte als königlich preußischer Kammerherr und kurmärkischer Kriegs- und Domänenrat 22 Jahre in Berlin und hernach in Stendal. 1789 kehrte er nach Schle-

¹⁵¹⁾ Silesia sacra S. 410.

¹⁵²⁾ Kresse, Festschrift S. 73.

¹⁵³⁾ Bornmann S. 28–30 und Lausitzisches Magazin 1789, Aprilheft.

¹⁵⁴⁾ So Bornmann S. 31, nach Schwantke S. 23 waren seine Vornamen Karl Otto Heinrich.

sien zurück und widmete sich neben Musik und Lektüre ganz der Ökonomie auf seinem Gute Prausnitz bis an seinen am 22. 7. 1799 erfolgten Tod. In der Familiengruft zu Harpersdorf wurde er beigesetzt. Seine Witwe starb am 25. 2. 1801 in Liegnitz.

Sein einziger Sohn Karl Georg Heinrich Freiherr von Hohberg übernahm 1799 mit dem väterlichen Besitz auch die Güter Ober- und Nieder-Prausnitz. Er war am 24. 12. 1774 in Berlin geboren, kam 1789 mit seinen Eltern hierher und hatte seit diesem Jahre den Kandidaten Bornmann als Hauslehrer, mit dem er 1794 die Ritterakademie in Liegnitz besuchte. Er heiratete dreimal hintereinander 3 Schwestern: am 8. 6. 1796 Antoinette Henriette Louise von Kölichen, Tochter des Generalmajors Ernst Hermann von Kölichen und Rüstern auf Kupferberg, Wüsteröhrsdorf, Rothenzechau und Neuröhrsdorf, die ihm 2 Kinder schenkte: am 27. 9. 1798 den Sohn Karl Ferdinand Otto Hermann Moritz in Kupferberg¹⁵⁵) und am 9. 12. 1800 die Tochter Amalie Louise Mathilde zu Ober-Prausnitz. Die junge Mutter starb an den Folgen einer weiteren Geburt am 5. 1. 1803. Der Freiherr vermählte sich in Schönebeck am 3. 10. 1803 mit der älteren Schwester seiner ersten Frau, Sophie Agnete Caroline, die am 1. 9. 1805 eine Tochter Antoinette Gottliebe Sophie zur Welt brachte und am 9. 9. 1816 im Alter von 46 Jahren an einer Geschwulst starb¹⁵⁶). Die dritte Ehe schloß der Witwer am 18. 8. 1817 mit Clementine von Kölichen, von der am 13. 3. 1819 eine Tochter Gottliebe Leokadie Antoinette geboren wurde. Unter den noch vorhandenen 8 Steinsärgen in der Gruft an der katholischen Kirche ist einer, in welchem die vierte und jüngste der Kölichen-Schwestern ruht¹⁵⁷). 1799 wurde Karl Georg Heinrich von Hohberg

¹⁵⁵) Er konvertierte nach den Befreiungskriegen zur kath. Kirche und wurde Mönch. Die früher in der Kirche ihm gewidmete Gedenktafel aus Stein ist bei der letzten Renovierung entfernt worden. Ich fand sie abgestellt mit der Inschrift nach unten in der Gruft auf einem Steinsarg, darüber lag der beschädigte barocke Taufständer und daneben der alte Holztabernakel des Hochaltars. Die Inschrift lautet:

„Gewidmet dem Andenken des Hochwürdigsten Pater Prior, Definitor und Consultor des Ordens der barmherzigen Brüder Paschalis Mauricius Freiherrn v. Hohberg des letzten Agnaten seiner Familie. Er ward geboren zu Kupferberg am 27. Sept. 1798, erhielt zu Wien das Ordenskleid am 15. Juny 1823, legte ebendasselbst am 29. Juny 1824 die feierlichen Ordens-Gelübde ab, stand durch 22 Jahre verschiedenen Conventen als Oberer vor, und zuletzt in Neustadt an der Mettau in Böhmen, starb an Lungenentzündung am 3. October 1864, und ward nach seinem Wunsche in diesem Gotteshause bestattet, um hier in heimatlicher Erde zu ruhen. R+I+P+“.

¹⁵⁶) Schles. Provinzialblätter 64. Bd. 1816, S. 278.

¹⁵⁷) Die Inschrift am Sarge lautet: „Die Weyl. Hoch- und Wohlgeborene Freilein Gottliebe Pauline von Köhlichen, jüngste Tochter des Seel. General Majors von Köhlichen, geb. d. 4. May 1787, gestorben allhier am Scharlachfieber d. 20. Januar 1808“. Sanft ruhe die Asche der jugendlichen Blüte Verweht von dem Hauche des Todes zu früh Edles Opfer zarter Verwandtschaft! Seltne Güte Adelte ihr Herz, der Tugend lebte sie Ihr Andenken fesselt unser verwundetes Herz Und nur die Hoffnung des Wiedersehns lindert den Schmerz. Ihr Sarg ist der einzige, der nicht gewaltsam erbrochen wurde.

zum Kreisdeputierten und Marschkommissar des Kreises Jauer gewählt, und nach seines Vaters Tode ernannte ihn König Friedrich Wilhelm III. zum Kammerherrn. Er starb am 20. 4. 1840 und liegt wie seine Frauen in der alten Gruft ^{157a)}.

Die Güter gingen, als seine Witwe gestorben war, auf die beiden Töchter über: Antoinette erhielt Ober-Prausnitz und Laasnig, Leokadie Nieder-Prausnitz und Haasel. Antoinette heiratete am 10. 10. 1836 Johann Baptist Albrecht Heinrich Graf Lüttichau, der als Hauptmann und Kompaniechef des kgl. preuß. 39. Infanterieregiments in Luxemburg stand, mit dem sie erst dort und später in Prausnitz lebte, wo er, ein vielseitig gebildeter Mann, am 3. 3. 1858 starb und in der alten herrschaftlichen Gruft beigesetzt wurde ¹⁵⁸⁾. Der älteste Sohn, Graf Leo, fiel als Leutnant 1866 im Gefecht bei Tobitschau und wurde nach Prausnitz überführt. 1885 übergab die alte Gräfin die Besitzungen ihren beiden Söhnen ^{158a)} und siedelte nach Kuhnern Kreis Striegau über. Nachdem sie dort am 16. 8. 1888 gestorben war, erhielt sie ihre letzte Ruhestätte in der Prausnitzer Familiengruft an der Seite ihres Gatten.

Die Freiin Leokadie von Hohberg auf Nieder-Prausnitz vermählte sich am 13. 3. 1849 mit dem späteren Major und Kammerherrn Friedrich Wilhelm von Prittwitz und Gaffron auf Wiesegrade bei Öls, der auch Moisdorf bei Jauer erwarb, wo er mit seiner Familie in dem von ihm im neugotischen Stil erbauten Schlosse, das jetzt Ruine ist, wohnte. Er vertrat von 1874 bis 1885 das Patronat im Gemeindegemeinderat und

^{157a)} Die Aufschriften an seinem Sarge und an den Särgen seiner beiden ersten Frauen lauten: „Hier ruhet in Gott Herr Carl Georg Heinrich Freiherr von Hohberg, königl. Preuß. Kammerherr, Landesältester der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer des St. Johanniter-Ordens, geboren den 24 ten Decbr. 1774, gest: den 20 ten April 1840 seit 42 Jahren Grund- und Gerichtsherr der Güter Ober- u. Nieder-Prausnitz, Laasnig Haasel und Compraudiznez“. Daneben: „A. H. L. Freyin v. Hohberg geb. von Köhlichen gebohren den 7. Sept. 1776, gest. als Wöchnerin d. 5. Januar 1803“. Und: „Sophie Agnes Caroline war die älteste Tochter des weil: Hr: Ernst Herrmann v. Koeilichen Koenigl. General Major Chef des Leib – Cuirassier Regiments zu Schenebeck, Ritter des Verdienst Ordens. Vermählt seit 1803 mit dem hiesigen Grundherrn dem Koenigl. Kammerherrn, Ritter des St. Johanniter Ordens und Landes Aeltesten Carl George Heinrich Freiherrn v. Hohberg auf Prausnitz, Haasel u. Laasnig“. Wegen der Stellung des Sarges unmittelbar neben einem anderen war der Text nicht weiter zu lesen.

¹⁵⁸⁾ Auf seinem Sarge steht: „In Frieden ruhet hier Johann Reichsgraf v. Lüttichau, Königl. Preuß. Oberstl: a. D. Ritter des eisernen Kreuzes, Medaille-Dienstkreuzes u. St. Johanniter-Ordens. Geb. den 25. Decbr. 1793. Er kämpfte unter General York in den Freiheitskriegen 1813–15, wurde bei Lützen durch eine Kugel am Kopfe blessirt. Am 10. Oct. 1836 vermählt mit Baronesse Antoinette v. Hohberg, aus welcher Ehe 3 Söhne und 1 Tochter leben. Auf den im Jahre 1844 ererbten und übernommenen Gütern Ober-Prausnitz und Laasnig war sein Wirken seegensreich. Er starb am 3. März 1858“.

^{158a)} In der alten Gruft steht am Denkstein für Conrad Moritz von Lüttichau: geb. 4. 12. 1845 in Ober-Prausnitz, gest. 28. 6. 1905 in Berlin. Ihm gehörte das Rittergut Laasnig.

starb am 23. 6. 1892. Seine Witve folgte ihm am 10. 4. 1908 in Moisdorf im Tode nach.

Ober-Prausnitz hatte von 1885 bis zu seinem am 9. 4. 1901 erfolgten Tode der Oberstleutnant a. D. Christian Johann Georg Graf Lüttichau inne, der mit Margarethe von Stoeßer verheiratet war, die 2 Kindern das Leben schenkte, einer Tochter und einem Sohne, und am 7. 12. 1896 starb. Sie ruht auf dem neuen Familienfriedhof, wohin auch der Graf überführt wurde, nachdem er bei seiner mit dem Freiherrn von Fritsch verheirateten Tochter in Borna bei Leipzig am 9. 4. 1901 gestorben war ¹⁵⁹).

Am Ende der langen Reihe seiner Vorfahren im Besitz von Ober-Prausnitz steht Leo Georg Johann Guido Reichsgraf von Lüttichau, geboren am 30. 3. 1882 in Darmstadt, Jurist, verheiratet mit Olga Freiin von Ellrichshausen, Vater von 3 Söhnen, Georg, Conrad und Hannibal, von denen der älteste 1943 fiel. Er war Rechtsritter des Johanniterordens, ihm gehörten die Güter Pombsen, Reischt, Tschirbsdorf bei Haynau und Goedehoop in Südafrika. 1927 stiftete er der Kirchgemeinde 500 Goldmark zur Neubegründung des durch die Inflation entwerteten Turmbaufonds ¹⁶⁰). Nach dem 20. Juli 1944 wurde er von der Geheimen Staatspolizei nach Liegnitz ins Gefängnis gebracht und konnte nach seiner Freilassung fast nichts beim Verlassen der Heimat mitnehmen ¹⁶¹). Er lebte mit seiner Familie nach 1945 auf seiner Farm in Afrika und zuletzt in Möckmühl in Württemberg, Schwarzerhof, wo er am 10. 2. 1965 gestorben ist.

Graf Leo von Lüttichau war der letzte Patron der Prausnitzer Kirche. Die Patronatslasten ruhten zu einem Drittel auf Ober-Prausnitz und zu zwei Dritteln auf Nieder-Prausnitz und Haasel, die dortigen Rittergüter gehörten bis 1945 dem Grafen von Richthofen auf Seichau. Das Besetzungsrecht wechselte unter den Patronen ab. Die Wahl des Pfarrers erfolgte nach dem üblichen Modus der Kollatur bei den Bethauskirchen im Verhältnis 6:3:1, d. h. der Patron bestimmte 6 Probeprediger, von denen die Gemeinde ihm 3 präsentierte, aus diesen wählte der Patron den Pfarrer ¹⁶²).

Pastoren von Prausnitz seit 1742 waren:

1742–1747 Daniel Gottlieb Rothe, geb. 7. 1. 1702 in Goldberg, Gymnasium Breslau, 27. 5. 1724 Univ. Leipzig. 1728 zweiter Auditor an der Stadtschule in Goldberg. Ord. in Breslau 4. 5. 1742. Gest. 16. 3. 1747.

¹⁵⁹) Schwantke S. 24.

¹⁶⁰) Kirchliches Amtsblatt der Kirchenprovinz Schlesien 74. Jg. Breslau 1927, S. 137.

¹⁶¹) Brief vom 3. 11. 1960.

¹⁶²) H. Hirschberg, Schles. Pfarralmanach 1893 S. 236. Nietschmann, Pfarralmanach 1907 S. 168. E. Michael, Das schlesische Patronat 1923 S. 126. und 163.

Sein lebensgroßes Bild befand sich bis 1945 in der Kirche. Der ihm auf Kosten der Grundherrschaft gesetzte Grabstein ist vom Kirchhof verschwunden, an den Ecken befanden sich 4 Embleme: eine offene Bibel, ein Anker, ein Pilger mit Stab und ein Auge in den Wolken mit der jeweiligen Unterschrift: Gottes Wort / Wies mir den Port / Meine Bahn / Ging himmelan.

Verheiratet Goldberg 10. 1. 1733 Eva Maria Seibt, geb. 9. 12. 1703 in Goldberg. 5 Kinder. Sie heiratete in 2. Ehe Dr. med. Renner in Hirschberg und starb am 5. 12. 1789¹⁶³).

1747–1757 Johann Gottlob Kühnel, geb. 24. 10. 1714 in Liegnitz. Vater Johann Caspar K., Porträtmaler und Oberältester der Maler und Bildhauer (gest. 30. 5. 1751, 82jährig), Mutter Katharina Elisabeth Fischer, Tochter des Pastors M. Johann Christoph F. in Wahlstatt (gest. 20. 4. 1727 mit 43 Jahren). 1724 Schule in Liegnitz, 1733–36 Univ. Jena. Die Berufung nach Leipe 1743 lehnte er ab. Ord. in Breslau 25. 8. 1747. Gest. 10. 4. 1757. Lebensgroßes Bild einst in der Kirche.

Verheiratet 7. 2. 1753 Catharina Dorothea Ludwig, älteste Tochter des Pastors Joh. Caspar L. in Petschkendorf Kr. Lüben¹⁶⁴). Sie heiratete in 2. Ehe 1758 Gottlob Hoffmann, Pastor in Seichau¹⁶⁵). Die am 18. 9. 1754 geborene Tochter Beata Christiane Sophie K. heiratete 1780 der Pastor Joh. Gottfried Heinzel in Rackschütz Kr. Neumarkt¹⁶⁶).

1757–1797 Johann Gottfried Anders, geb. 7. 3. 1728 in Glogau. Vater Gottfried A., Ältester der Schuhmacher, Mutter Anna Dorothea Sommer aus der Niederlausitz. Schule Glogau, 1741 während der Belagerung der Stadt zu Freunden seiner Mutter nach Sorau. 1745–49 Univ. Halle.

¹⁶³) Ehrhardt a. a. O. S. 134, Bornmann S. 36.

¹⁶⁴) Joh. Caspar Ludwig, geb. 2. 5. 1695 in Jauer, Vater Weißgerber, Mutter Regina Alischer. 1716 Univ. Wittenberg. Hauslehrer in Seifersdorf bei Liegnitz und Langhelwigsdorf. Ord. in Liegnitz 12. 4. 1726 für Petschkendorf. Gest. 13. 12. 1741. Verh. 10. 7. 1730 Joh. Elisabeth Berger, Tochter des Bürgers und Handelsmanns Christian B. in Liegnitz. 1 Sohn, Dr. med. Joh. Christ. L., Stadt- und Kreisphysikus in Hirschberg; 3 Töchter: Catharina Dorothea, Beate Charlotte (verh. mit P. M. Leupold in Rothkirch), Joh. Renate (verh. mit P. Heinzel in Rackschütz). Gelehrte Neugierkeiten Schlesiens 1741 S. 558 und Ehrhardt IV, S. 693.

¹⁶⁵) Gottlob Hoffmann, geb. 26. 3. 1728 in Löwen, Vater Christian, Brauer und Mälzer, Mutter Eleonore Ansonge. 1751–54 Univ. Halle. Ord. in Breslau 10. 12. 1755 für Seichau. 1768 Diakonus, 1773 Archidiakonus an Unser Lieben Frauen in Liegnitz. Gest. 6. 3. 1794. Verh. 1/ 6. 2. 1760 (oder 1758?) Katharina Dorothea Kühnel geb. Ludwig, † 4. 4. 1792, 5 Kinder. Verh. 2/ Rothkirch 8. 10. 1793 Beate Charlotte Leupold geb. Ludwig, Schwester der 1. Frau und Witwe des P. M. Benjamin Leupold in Rothkirch. Sie † 13. 1. 1818 in Jauer, 80 Jahre, 7 Mon. und 3 Tage alt. Ehrhardt IV, S. 244.

¹⁶⁶) Joh. Gottfried Heinzel, geb. 21. 12. 1732 in Liegnitz. 1754–56 Univ. Halle. Ord. in Breslau 6. 5. 1761 für Rackschütz. Gest. 22. 5. 1803 („Denkmal“ in den Schles. Provinzialblättern 1803 Anhang S. 245). Verh. 1/ Liegnitz 23. 11. 1763 Johanna Renate Ludwig, Pfarrerstochter aus Petschkendorf, † 18. 2. 1778, 6 Kinder. Verh. 2/ Liegnitz 26. 1. 1780 Beate Christiane Sophie Kühnel, † 6. 1. 1807 in Jauer.

Hauslehrer bei Herrn von Kupferwolf auf Bösau und Zöbelwitz Kr. Freystadt. Ord. in Breslau 31. 5. 1754 als Prediger am Arbeitshaus in Jauer. In Prausnitz trat er Anfang Oktober 1757 sein Amt inmitten der feindlichen Truppen an. Gest. 19. 3. 1797¹⁶⁷). Verh. 1/ 14. 7. 1755 Maria Elisabeth Rüffer geb. Adolph, Witwe des Pastors M. Samuel R. in Groß-Tinz¹⁶⁸) und älteste Tochter des Diakonus M. Gottlob Adolph in Hirschberg¹⁶⁹). Sie starb am 18. 6. 1789, 70 Jahre alt. 2 Söhne und 1 Tochter klein gestorben. Verh. 2/ 1791 Theodora Rosina Lehmann, Tochter des Pastors Caspar Adam L. in Royn¹⁷⁰). 3 Kinder: Theodora Christiane Henriette (nach der Geburt gest.), Ernst Gottfried Wilhelm und Joh. Benjamin Traugott, geb. 21. 3. 1797 und am Begräbnistage des Vaters getauft. Die Witwe zog nach Parchwitz, wo sie am 31. 12. 1805 starb, 47 Jahre, 6 Mon. und 27 Tage alt¹⁷¹). Das Brustbild von P. Anders war bis 1945 in der Kirche.

1797–1825 Johann Gottfried Bornmann, geb. 31. 3. 1766 in Lauban. Vater Joh. Gottfried B., Archidiakonus¹⁷²). 6 Jahre Gymnasium Lauban, 1778 Bautzen, 20. 4. 1785 Univ. Leipzig zugleich mit seinem Bruder Carl August. Beide begeben sich 1788 zu ihrem ältesten Bruder Johann Gottlieb B., Pastor in Ulbersdorf bei Goldberg. Zuerst Hauslehrer bei dem Sohn des Grundherrn von Ulbersdorf, Freiherrn von Czetztritz und Neuhaus, auf Golgowitz bei Glogau, seit 1789 bei Baron von Hohberg in Prausnitz. Ord. in Breslau 2. 6. 1797. Gest. 26. 1. 1825. Verh. 16. 8. 1798 Beate Rosina Frieztsche, 2. Tochter 1. Ehe des Bürgermeisters Karl Heinrich F. in Lauban. Sie starb am 11. 1. 1846, 77jährig, in

¹⁶⁷) „Seiner Leichenfeyer wohnte auch der katholische Ortspfarrer bei. Sie hatten 25 Jahre in Freundschaft verlebt“ (Schles. Provinzialblätter 1797, S. 398).

¹⁶⁸) M. Samuel Rüffer, geb. 20. 5. 1694 in Schmiedeberg, Vater Samuel R., Gastwirt, Mutter Anna Boher. Univ. Leipzig. Ord. in Liegnitz 3. 11. 1722 für Groß-Tinz. Gest. 19. 5. 1749. Verh. 1/ 20. 4. 1723 Barbara Eleonore Hance, Tochter des Rentschreibers Ludwig H. und Anna Helena Hollstein in Groß-Baudis. Sie † 1733. Verh. 2/ 27. 10. 1734 Maria Elisabeth Adolph.

¹⁶⁹) M. Gottlob Adolph, geb. 30. 10. 1685 in Nieder-Wiesa, Vater Christoph A., Diakonus, Mutter Rosina Brückner. 1701 Univ. Leipzig, 1705 Magister. 1713 Kollaborator am Gymnasium in Hirschberg. 1720 Pastor in Groß-Hennersdorf bei Zittau. 1727 Diakonus in Hirschberg. Gest. 1. 8. 1745 durch Blitzschlag auf der Kanzel. Grabstein an der Hirschberger Gnadenkirche. Verh. 21. 11. 1714 Anna Maria Schwerdtner, Tochter des Kaufmanns Christian Sch. in Greiffenberg. Von 9 Kindern blieben 4 Söhne und 2 Töchter am Leben (G. Kluge, Hymnopoegraphia Silesiaca I. Teil 1755 S. 9–11. Ehrhardt III, 2, S. 193. A. Warko, Gnadenkirche zum Kreuze Christi in Hirschberg 1928, S. 70).

¹⁷⁰) Caspar Adam Lehmann, geb. 6. 5. 1728 in Lampersdorf Kr. Steinau, Vater M. Joh. Gottfried L., Pastor, Mutter Elisabeth Titze, Tochter des P. Caspar T. in Dieban. 1750 P. in Royn bei Liegnitz. Gest. 29. 12. 1794.

¹⁷¹) Schles. Provinzialblätter 1806 S. 176.

¹⁷²) Joh. Gottfried Bornmann, geb. 13. 8. 1724 in Lauban, Vater Gottfried B., Bürger und Kürschner, Mutter Anna Rosina Schwabe. 1744 Univ. Leipzig. 1752 Pastor pestilentiarius in Lauban, 1755 2. Diakonus, 1758 1. und 1767 Archidiakonus. Gest. 26. 6. 1772. Verh. 25. 5. 1754 Johanna Conradina Frieztsche, älteste Tochter des Rechtskonsulenten und Stadtschreibers Christoph Gottlob F. in Lauban. Von 9 Kindern 3 Söhne am Leben. Sie † 29. 12. 1801 in Prausnitz.

Heidewilxen¹⁷³⁾. 2 Söhne: Karl Gottfried, geb. 21. 6. 1799¹⁷⁴⁾ und Georg Theodor, geb. 4. 2. 1801¹⁷⁵⁾.

B. unterrichtete Pensionäre in Elementarfächern, in Klavier und Singen, sowie in französischer und englischer Sprache. Schriften: Chronik von Prausnitz und Hasel. Liegnitz 1801. Almanach der merkwürdigsten Zeitereignisse Schlesiens von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Jauer 1820¹⁷⁶⁾.

1825–1864 Johann Eduard Thämel, geb. 23. 6. 1796 in Tiefenfurt Kr. Bunzlau. Vater Joh. Heinrich Th., Pastor¹⁷⁷⁾. 1812–1817 Gymnasium Görlitz. Univ. Halle. Ord. 1821 zum Pastor in Leippa O.-L. 28. 9. 1825 Einzug in Prausnitz. Gest. 26. 12. 1864 an einem Schlaganfall, als er zur Nachmittagspredigt in die Kirche gehen wollte. Verh. Auguste Schiff, gest. 18. 6. 1880, 78 Jahre alt, in Prausnitz.

1865–1867 Karl Friedrich Wilhelm Bruckisch, geb. 8. 6. 1837 in Woitsdorf Kreis Öls. Vater Kantor. Univ. Breslau bis 1860. 1862 Rektor und Nachmittagsprediger in Namslau. Ord. in Breslau 2. 8. 1865 für Prausnitz. 1867 Grünhartau Kr. Nimptsch. Em. 1. 10. 1907. Gest. 7. 1. 1924 in Herischdorf. Verh. 1. Marie Baumgart, gest. 1889. 2. 1890 Mathilde Suckow, Tochter des Pastors Dr. S. in Grünhartau¹⁷⁸⁾.

1868–1907 Friedrich August Emil Hermann Schwantke, geb. 3. 11. 1838 in Nieder-Leschen Kr. Sprottau, ältester Sohn des Erbscholtiseibesitzers August Sch. und seiner Ehefrau Emilie Conrad. Univ. Breslau. Ord. in Breslau 28. 3. 1866 als Pfarrvikar bei Sup. Feige in Herrnsstadt.

¹⁷³⁾ Schles. Provinzialblätter 1846 S. 104.

¹⁷⁴⁾ 1826–1865 Pastor von Heidewilxen Kr. Trebnitz, gest. 27. 4. 1865. Verh. Lauban 20. 9. 1830 Henriette Conradine Bornmann, jüngste Tochter des Gymnasiallehrers B.

¹⁷⁵⁾ Ord. 20. 1. 1832 für Hünern Kr. Wohlau, em. 1878, gest. 6. 12. 1893 in Breslau. Verh. Breslau (Elftausend Jungfrauen) 4. 2. 1836 Marie Amalie Richtsteig, geb. 31. 1. 1817 in Kuttlau, gest. 12. 1. 1893 in Breslau. Der Sohn Max † 1930, 87jährig als Oberschulrat in Kassel (vgl. Verbandsblatt der Sippen Gerstmann, Glafey, Hasenclever und Mentzel e. V. 34. Jg. Bd. 7 1957 Nr. 80 S. 177 „Die Nachfahren des Joh. Gottfried Bornmann“).

¹⁷⁶⁾ Für Freunde der Wappenkunde bot Bornmann 1809 eine „schöne Sammlung von ca. 1000 Stück seltener kaiserlicher, königlicher, herzoglicher, fürstlicher, gräflicher und adliger Wappen in schwarz und rot Siegellack abgedruckt“ zum Preise von 2 Dukaten zum Kaufe an (Schles. Provinzialblätter 50. Bd. 1809 Anhang S. 394).

¹⁷⁷⁾ Geb. 9. 3. 1757 in Berlin, Univ. Halle, 1790 P. in Tiefenfurt, gest. 24. 12. 1817. Verh. 16. 1. 1791 Beate Margarete Berndt, geb. 1763 in Buchwald Kr. Glogau, Vater Joh. Christoph B., Schulmeister und Organist. 6 Kinder. Die Tochter Beate Ulrike Dorothea starb 24. 11. 1835 in Doberschau bei Haynau im Alter von 33 Jahren 8 Mon. als Ehefrau des Schullehrers Friedrich August Balthasar (Schles. Provinzialblätter 103. Bd. 1836, S. 3 des Anhangs).

¹⁷⁸⁾ D. Gustav Friedrich Wilhelm Suckow, geb. 25. 3. 1799 in Münsterberg, Vater Rektor der Stadtschule, Mutter Christiane Eleonore Ulrici, Tochter des Seniors Christian Gottlob U. in Herrnsstadt. 1817–20 Univ. Breslau. 1825 Pastor in Grünhartau. 1830 gegen die Einführung der preußischen Agende. 1849 Amtsniederlegung und Privatdozent in der philosophischen Fakultät der Universität Breslau. Verh. Breslau 28. 6. 1827 Henriette Reiche, Tochter des Rektors R. am Elisabethgymnasium (Ev. Kirchen- und Schulblatt für Schlesien 1848 S. 208).

4. 3. 1868 Pastor in Prausnitz. Während schwerer Krankheit vertrat ihn vom 1. 10. 1889 bis 31. 3. 1890 Pfarrvikar Ottomar Dächsel¹⁷⁹⁾. Em. 1. 10. 1907. Gest. 16. 4. 1920 in Rothkirch, beerdigt in Prausnitz. Verh. Clara Wilhelmine Katharina Gebauer aus Schmiedeberg, gest. 13. 3. 1921 in Rothkirch, beerdigt in Prausnitz (Grabstätte nicht mehr vorhanden). Kinder: Arthur, Professor für Mineralogie in Marburg, gest. 22. 4. 1939 in Lüben; Helene verh. Dächsel; Gertrud, geb. 9. 3. 1874 in Prausnitz, verh. Prausnitz 12. 4. 1904 Heinrich Bürgel, Pastor in Dittmannsdorf Kr. Frankenstein¹⁸⁰⁾; Christoph, Studienrat in Berlin-Pankow, gest. Dez. 1931¹⁸¹⁾.

1907–1913 Fritz Albert Freitag, Lic. theol., geb. 13. 12. 1880 in Brieg. Vater August F., Güter-Expeditionsvorsteher, Mutter Anna Schmidt. Gymnasium Groß-Strehlitz bis 1900, Universitäten Halle und Breslau. Promotion zum Lic. theol. in Breslau am 19. 12. 1905¹⁸²⁾. Ord. in Breslau 27. 6. 1906. Pfarrvikar in Tschirnau. 1. 11. 1907 Pastor in Prausnitz. 1913 5. Pastor an Trinitatis in Berlin-Friedrichswerder. 1934 Oberkonsistorialrat im Evangelischen Oberkirchenrat. Gest. 2. 9. 1959 in Ludwigsburg (Württemberg). Verh. 1/ 16. 11. 1907 Emilie Stange aus Hasserode (Harz)¹⁸³⁾. 2/ 2. 12. 1933 Frieda Anna Maria Raddatz, geb. 5. 5. 1906 in Neustettin (Eltern: Ernst R. und Mathilde geb. Schülke), gest. 21. 8. 1953 in Ludwigsburg. 1 Tochter¹⁸⁴⁾.

1913–1945 Otto Dienegott Berthold Kresse, geb. 20. 6. 1876 in Kirchplatz Borui bei Wollstein (Posen). Vater Berthold K., Pastor¹⁸⁵⁾. Gym-

¹⁷⁹⁾ Richard Ottomar Dächsel, geb. 29. 11. 1860 in Neusalz, Vater Karl August D., Pastor. Univ. Leipzig und Halle. Ord. in Breslau 25. 9. 1889. 1890 Pfarrvikar in Domslau. 1893 3. P. in Festenberg. 1902 in Brustawe. Em. 1. 11. 1931. Gest. 21. 11. 1955 in Dachau (Oberbayern). Verh. Prausnitz 14. 11. 1893 Helene Schwantke. Sie starb 9. 10. 1949 in Heiligenstadt (Oberfranken). Sohn Alfred, geb. 16. 1. 1897, Diplomingenieur in Dachau. Ottomar D. ist Verfasser von: Die Lebenskräfte im Bienenvolk. 1926. Mein Bienenvolk 1946. Das Bienenvolk als Lebensgemeinschaft. Reutlingen 1951.

¹⁸⁰⁾ Heinrich Bürgel, geb. 22. 4. 1865 in Groß-Wartenberg, Vater Oskar B., Pastor, Mutter Julie Wild. Ord. in Breslau 2. 10. 1897. Pfarrvikar in Wüstewaltersdorf, 1900 Pastor in Dittmannsdorf Kr. Frankenstein, 1908 in Rothkirch Nachfolger seines Vaters, gest. 18. 3. 1931. Die Witwe Gertrud geb. Schwantke starb 4. 4. 1955 in Zehdenick/Havel. 2 Töchter: Dorothea, geb. 30. 7. 1905, gest. 29. 9. 1944, Hildegard, geb. 28. 7. 1914, lebt in Niesky.

¹⁸¹⁾ Freundliche Mitteilung von Fräulein Hildegard Bürgel vom 28. 8. 1960.

¹⁸²⁾ Dissertation: Über die Entwürfe Luthers zu den Schriften von der Winkelmesse und Pfaffenweihe 1533. Warnung an seine lieben Deutschen 1531. Liegnitz (C. Seyffarth) 1905, 54 S. 8° (Vorhanden in der Universitätsbibliothek Göttingen).

¹⁸³⁾ O. Fischer, Evang. Pfarrerbuch der Mark Brandenburg II, 1, Berlin 1941, S. 217.

¹⁸⁴⁾ Freundl. Mitteilung von Frau Liane Gehrein geb. Freitag in Opladen.

¹⁸⁵⁾ Gustav Adolph Berthold Kresse, geb. 16. 2. 1842 in Ocklitz Kr. Neumarkt, Vater August K., Müllermeister, Mutter Anna. Gymn. Breslau, Magdalenen, Univ. Berlin und Breslau. Ord. in Breslau 4. 1. 1868 zum Generalvikar. 1870 P. in Ober Pritschen bei Fraustadt, 1873 in Hammer – Boruy (Kirchplatz – Borui) Diöz. Wollstein. 1880 in Groß Weigelsdorf. Em. 1. 10. 1904 Gest. 19. 8. 1910 in Goldschmieden bei Breslau. Verh. 11. 6. 1871 Helene Krebs, geb. 25. 1. 1846 in Wohlauf, Vater Otto K., Superintendent. Sie starb 12. 10. 1912 in Deutsch-Lissa. Kinder: 1. Margarete, geb. 19. 7. 1873, verh. 6. 6. 1899 mit Pastor Alfred Kraft, geb. 5. 6. 1871, gest. 16. 11. 1957 in Halle (Saale) – 1910 bis 1938 P. in Hindenburg O.-S. Sie † 16. 9. 1956 in Halle. 2. Otto.

nasium Bunzlau, 1895/96 Univ. Greifswald, 1897/98 Breslau. Ord. in Breslau 10. 6. 1903. 1. 5. 1903—30. 9. 1904 Hilfsvikar in Groß-Weigelsdorf bei Öls, 1. 10. 1904—30. 9. 1905 Pfarrvikar in Polnisch-Würbitz, 1. 10. 1905—30. 11. 1906 in Ober-Glogau. 1. 12. 1906 Pastor in Jäntschdorf Kr. Öls. 1. 6. 1913 Prausnitz. 1938—1945 Superintendenturvertreter des Kirchenkreises Jauer. 11. 2. 1945 Flucht mit der Gemeinde nach Haasel, dort ausgewiesen, in die Tschechei. 1945 Pastor in Reichwalde bei Rothenburg (Oberlausitz). Em. 1. 5. 1949. Er siedelte über nach Zeven Bezirk Bremen, wo er bis 1956 die Seelsorge am Kreiskrankenhaus ausübte, zuletzt lebte er in Hannover-Waldhausen, Wichernstift, dort gest. 16. 6. 1957. Verh. Groß-Weigelsdorf 29. 11. 1906 Martha Waschke, geb. 18. 3. 1884 in Groß-Weigelsdorf (Eltern: Reinhold W., Guts- und Gasthofbesitzer, und Anna geb. Sperlich), gest. Okt. 1971, 3 Töchter: Helene, geb. 8. 9. 1907 in Jäntschdorf, getr. 19. 8. 1939 mit Diplolandwirt Dr. Robert Bütow, Zeven; Liselotte, geb. 6. 8. 1910 in Jäntschdorf, getr. 3. 6. 1943 mit Rektor Richard Jorzick, Berlin; Johanna, geb. 29. 8. 1915 in Prausnitz, Gemeindehelferin ¹⁸⁶).

Die Geschichte der Schulen, die Bornmann ¹⁸⁷) und Schwantke ¹⁸⁸) sehr ausführlich behandeln — mit genauem Verzeichnis sämtlicher Lehrer —, muß hier übergangen werden.

Im ersten Weltkrieg sind 56 Gemeindeglieder gefallen ¹⁸⁹), im zweiten 70, im Zusammenbruch und bei der Vertreibung umgekommen 140 ¹⁹⁰). Die Kirchen standen 1945, beide waren geplündert und besonders die evangelische im Inneren schwer beschädigt, die Orgel völlig zerstört, die Pastorenbilder zerstoßen und aufgeschlitzt. Die Gräfte an der katholischen Kirche wurden verwüstet, die Särge aufgebrochen und durchwühlt. Pfarrer Bednara hielt nach seiner Rückkehr jeden Sonntag Gottesdienst, auch für die im Sommer zuwandernden Polen, die die Kirche bald mit einem neuen, hellen Innenanstrich versahen. Die evangelische Gemeinde der wenigen rückgewanderten Deutschen war verwaist, das Pfarrhaus ausgeräumt und verwüstet, Kirchenbücher und die meisten Archivalien verschwunden ¹⁹¹). Pastor Pape hatte von Pomben aus einige Gottesdienste gehalten, ich einige wenige im späten Herbst von Goldberg aus. Am Reformationsfest waren 30, am

¹⁸⁶) Briefliche Mitteilung von P. Kresse vom 6. 2. 1957.

¹⁸⁷) S. 37, 52, 64 und 67.

¹⁸⁸) S. 28—35.

¹⁸⁹) Festschrift Generalkirchenvisitation 1929 S. 72.

¹⁹⁰) Mitteilung von Graf Lüttichau vom 24. 8. 1962.

¹⁹¹) Die kath. Kirchenbücher von Seichau sind erhalten (Taufen 1766—1946, Trauungen 1857—1946, Begräbnisse 1885—1946) und befinden sich im Staatsarchiv in Liegnitz. Die Angabe bei Joh. Kaps, Handbuch über die kath. Kirchenbücher in der Ost-deutschen Kirchenprovinz östlich der Oder und Neiße und dem Bistum Danzig (München 1962) S. 137, wonach sie vernichtet sein sollen, ist zu berichtigen.

Totensonntag 40 Gottesdienstbesucher und 25 Abendmahlsgäste. Im Sommer 1946 erfolgte die Ausweisung der letzten Deutschen. Die evangelische Kirche stand noch 1959, und B. Steinborn hielt sie nach der damals anscheinend geplanten Instandsetzung im Inneren für Schulzwecke geeignet ¹⁹²⁾. 1971 war sie nicht mehr vorhanden, nur der große freie Platz zwischen Pfarrhaus und Schule erinnert noch an sie ¹⁹³⁾. Die katholische Kirche, die heute zur Pfarrei Goldberg als Filial gehört ¹⁹⁴⁾ und anstatt des bisherigen Marienpatroziniums nun St. Hedwig geweiht ist, hat 1970 eine durchgreifende Renovierung erfahren. Die gesamte Schindelbedachung wurde erneuert, ein neuer Eingang an der Westseite geschaffen und die Vorhalle zur Sakristei umgestaltet. Die der evangelischen Kirche im Kriege verbliebene kleine Glocke hat man am östlichen Langhausgiebel angebracht. Im Innern ist die Kirche fast nicht wieder zu erkennen: es wurde ein neuer Fußboden verlegt, die Holzdecke des Langhauses neu gemalt, eine Lichtanlage installiert, das alte Gestühl bestens erneuert, die alte Kanzel mit den Bildern der 4 Evangelisten und der Himmelsleiter Jakobs sehr schön wieder hergestellt; neu sind die beiden Seitenaltäre, Herz Jesu und der Madonna von Czenstochau geweiht, Wände und Gewölbe sind neu ausgemalt mit Darstellungen der heiligen Dreifaltigkeit, des Agnus Dei, der Evangelisten und der Anbetung der Schwarzen Madonna. Der Hochaltar scheint unverändert zu sein. Verschwunden ist die alte Orgel, ein neues Instrument fehlt noch. Die etwa 1200 Seelen zählende polnische Gemeinde muß enorme Summen für die Neugestaltung aufgebracht haben, von der man meinen könnte, es sei daran des Guten fast zuviel getan worden, den mittelalterlichen Raum zu modernisieren. — Der evangelische Friedhof gleicht einem verwachsenen Urwalde, es sind nur noch wenige Gräber und Denksteine zu erkennen ¹⁹⁵⁾.

Aus Prausnitz ist Prusice geworden, aus dem ebenfalls nach Goldberg eingepfarrten Haasel Leszczyna ¹⁹⁶⁾. Graf Leo von Lüttichau hielt 1960 Rückschau auf die langen Jahre der Verbundenheit mit seinem Heimatdorf und seinen Bewohnern: „Prausnitz war ein Dorf des Segens. Ich erinnere mich noch, daß ich als junger Student als Vorsitzender des

¹⁹²⁾ B. Steinborn a. a. O. S. 140.

¹⁹³⁾ Abgebildet ist die evang. Kirche u. a. in der Festschrift zur Generalkirchenvisitation 1929 S. 69 und in O. Brandt, Heimatbuch der Altkreise Goldberg-Haynau und Schönau, Braunschweig 1954 S. 79.

¹⁹⁴⁾ Schematyzm Archidiecezji Wroclawskiej 1971, S. 449.

¹⁹⁵⁾ Einige Namen habe ich 1973 notiert: Karl Wirth, Haasel, Carl Wolf, Ober-Prausnitz, Christian Thiel aus Haasel, Henriette Linke, Familien Bachstein und Häder, Pauline Jäsch aus Haasel. Die Grüfte Kretschmer-Mehwald, Scholz, Ober-Prausnitz stehen noch.

¹⁹⁶⁾ In das stille, weltabgeschiedene Haasel — bekannt durch seinen Kupferbergbau, die Kalksteinbrüche und eine reiche Frühjahrsflora von Anemonen, Leberblümchen, Türkenbund und Seidelbast — hatte sich 1934 der Breslauer Dozent und Schriftsteller Dr. Will-Erich Peuckert zurückgezogen.

Spritzenverbandes nach der üblichen Diskussion abstimmen lassen wollte. Da erhob sich Gemeindevorsteher Kretschmer und sagte: „Herr Graf, in Prausnitz ist noch nie abgestimmt worden!“ Es gab nie eine Abstimmung, weder in der politischen noch in der Kirchengemeinde, im Spritzen – oder Armenverband. Es wurde immer geredet, bis alle unter einem Hut waren. So wurde vermieden, daß es je eine überstimmte Minderheit gab, und das seit unvordenklicher Zeit! In Prausnitz erlebten wir Monarchie, Demokratie und Tyrannis. Eins blieb stets gleich: Es wurde nicht abgestimmt! Ist es nicht eine besondere Gnade Gottes gewesen, in einem solchen Dorf gelebt zu haben“¹⁷⁷?

Johannes Grünewald

¹⁷⁷ Briefliche Mitteilung vom 3. 11. 1960 und 1. 11. 1962.

Die schlesische Irenik: Unter besonderer Berücksichtigung der Habsburger Zeit

Der frühere Stadtdekan von Breslau, D. Dr. Joachim Konrad, hat seinerzeit in einem Vortrag das Wort von der „schlesischen Toleranz“ geprägt und die Entstehungsgeschichte dieser Charaktereigenschaft geschildert¹⁾. Neben der Toleranz hat es aber auch seit der Reformation in Schlesien fortwährende Bestrebungen gegeben, die über die gegenseitige Duldung der Bekenntnisse hinausgingen. Das Land der Brückenstädte, wie Konrad Oppeln, Brieg, Breslau und Glogau bezeichnete, das im Verkehrskreuz Ost-Mitteleuropas zwei große Hauptbekenntnisse und Nationen beheimatete, deren friedliches Zusammenleben sich über ein halbes Jahrtausend bewährte²⁾, war auch ein Ausgangspunkt der interkonfessionellen Brückenbaukunst³⁾. Man könnte sogar Schlesien das Ursprungsland der reformierten Irenik nennen⁴⁾, vor allem dem Luthertum gegenüber, die nach 1817 in Preußen wie Baden, einschließlich Heidelbergs, zu evangelisch-unierten Landeskirchen führte. Dieser Richtung haben schlesische Auswanderer in West und Ost, wie bald gezeigt werden wird, die ersten Anstöße gegeben.

Nun bietet sich bei der Erfassung und Darstellung der Versöhnlichkeit, womit hier auf Deutsch die Irenik bezeichnet werden soll, eine grund-

¹⁾ D. Dr. Konrad: Die Schlesische Toleranz: Geschichtliches Erbe und politische Idee (Verlag der Schlesischen Evangelischen Zentralstelle: Düsseldorf, 1953). Über die staats- und gesellschaftspolitische Seite der Toleranz im benachbarten Polen, siehe Janusz Tazbir: Państwo bez stosów: Szkice z dziejów tolerancji w Polsce XVI i XVII w. (Warschau, 1967) sowie Sebastian Swidziński, „Religionstoleranz-Phänomene in Polen 1517–1663“ in R. Stupperich (Hrsg.): Kirche im Osten: Studien zur osteuropäischen Kirchengeschichte, Bd. 13 (1970), S. 67–73.

²⁾ Das soll nicht bedeuten, daß sich in Schlesien die konfessionellen Grenzen mit den sprachlichen deckten, wie sie etwa Barthel Stein um 1513 in seiner *Descriptio tocius Silesie*, herausgegeben von H. Markgraf (Breslau, 1902), S. 8, gezogen hatte. Im Reformationsjahrhundert war der Protestantismus auch im polnischen Sprachgebiet weit verbreitet und nach der Gegenreformation gehörte das polnische Sprachgebiet keineswegs geschlossen zum Katholizismus. Das Luthertum hatte sogar das Polentum mancherorts sprachlich besser als die Gegenreformation versorgt. Siehe z. B. Söhnel, „Die polnische Sprache auf dem linken Oderufer“, *Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens*, Bd. 14 (1915), S. 426 f.

³⁾ Der ostpreußische Ireniker Matthäus Praetorius legte 1685 in seiner *Tuba pacis* den päpstlichen Titel *Pontifex Maximus* in diesem Sinne aus.

⁴⁾ Über die ideengeschichtliche Etymologie von „Irenik“ und „Irenismus“, siehe Albrecht Brandenburg im *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 5 (1960), Spalten 749–750. Im Gegensatz zu Brandenburgs Definition wird aber hier „Irenismus“ sine ira et studio lediglich als Bezeichnung einer latenten Bereitwilligkeit zur Irenik gebraucht.

sätzliche Schwierigkeit. Die einzelnen Ansatz-, Ausgangs- und Sammelpunkte der Versöhnlichkeit unterliegen nämlich genauso wie die verschiedenen Bekenntnisse, die sie auf einen gemeinsamen Nenner bringen will, einer „Logik gegenseitiger Ausschließung“⁵⁾. Wer z. B. die getrennten Christen auf Grund eines gemeinsamen Geisterlebnisses einen will, schließt automatisch diejenigen aus, die den Sammelpunkt der zerstreuten Herde in den altkirchlichen Sakramenten der Taufe und des Altars sehen. In diesem Aufsatz werden deshalb nach der „Logik gegenseitiger Ausschließung“ die einzelnen Verkörperer der schlesischen Versöhnlichkeit unter den verschiedenen Sammelpunkten vorgestellt, durch die sie alle oder nur bestimmte bekenntnisbedingte Trennungen überwinden wollten, wobei es wiederum möglich ist, daß mehr als ein Ansatz-, Ausgangs- oder Sammelpunkt die einzelnen Brückenbauer bewegte.

Als Träger der einzelnen irenischen Richtungen in Schlesien kommen nun 1.) der mystische Spiritualismus, 2.) der lutherische Traditionalismus, 3.) der Kryptocalvinismus, gestützt auf die humanistische Bibelphilologie und Patristik, 4.) der Sozinianismus oder ethisch-naturwissenschaftliche Rationalismus und 5.) der katholische Reunionismus in Frage. Wie diese verschiedenen Quellen, die sich, wie gesagt, manchmal gegenseitig ergänzten, das breite Flußbett der schlesischen Versöhnlichkeit füllten, das soll nun sowohl in den folgenden Skizzen einzelner hervorragender Ireniker als auch in den kurzen Kennzeichnungen der oben genannten Strömungen, die die irenischen Brückenboote trugen, angedeutet werden.

1. Schwenckfeld von Ossig

Nicht nur am Eingangstor der schlesischen Reformation, sondern auch am Anfang der schlesischen Irenik verdient Caspar von Schwenckfeld (1489–1561) aus Ossig im Fürstentum Liegnitz einen Ehrenplatz. Mit Schleiermacher und Bonhöffer gehört Schwenckfeld zu den ursprünglichsten Theologen, die das Land hervorgebracht hat. Als Wegbereiter des Luthertums in Schlesien, der sich mit Wittenberg entzweite, weil nach seinem Dafürhalten Luthers Rechtfertigungslehre nicht genügend Nachdruck auf die Heiligung legte; als Urheber des Katechismusunterrichts, als einer der drei Reformatoren, nach denen in den ersten Jahren nach 1517 die neuartigen Glaubensgemeinschaften der Lutheraner, Zwinglianer und Schwenckfelder benannt wurden, so daß er als „typischer Vertreter des mystischen Spiritualismus“ in die Religionsgeschichte einging, und schließlich als ungewollter Gründer einer kleinen „Kirche“, die im achtzehnten Jahrhundert nach langen Verfolgungen von Schlesien nach Pennsylvanien auswanderte und dort

⁵⁾ K. E. Skydsgaard, „Why Lutherans Must Talk with Rome“, Dialog, Bd. 1, Heft 3 (Minneapolis, 1962), S. 12.

Schwenckfelds geistiges und kulturelles Erbe pflegt, bildet Schwenckfelds vielseitige und leicht verwirrende Persönlichkeit einen lebhaften Forschungsgegenstand in der Kirchengeschichte sowie der Religionssoziologie und -psychologie.

Aus der Fülle der Schriften, die sich mit Schwenckfeld und seinen Nachwirkungen befassen, soll hier nur auf Schwenckfelds „ökumenische Sendung“ hingewiesen werden. Schwenckfeld suchte „das mittel (Mittel) Czwischen dem vorigen gleihnerischen leben (im vorreformatorischen Katholizismus) vnd der itzigen fleischlichen freyheytt“ unter dem Luthertum von 1524⁶⁾. In Verfolgung dieses Zieles sprach Schwenckfeld wiederholt von einer „königlichen Strasse“⁷⁾ oder einem „mittleren Weg“, so daß man ihn einen „Apostel des Mittelweges“ und seine Mission eine „Reformation des Mittelweges“ genannt hat⁸⁾.

Als sich die Fronten des Abendmahlsstreites zwischen Luther und Zwingli versteiften, wollte Schwenckfeld diesen Zwiespalt mit Hilfe seines gelehrten Freundes Valentin Krautwald (1490–1545) auf Grund der humanistischen Bibelphilologie und Patristik lösen. Das philologische Bemühen Schwenckfelds und Krautwalds um eine einwandfreie Auslegung der Einsetzungsworte entsprang nämlich nicht nur dem Wunsche nach einer ihrem spiritualistischen Kirchenverständnis entsprechenden Abendmahlslehre, sondern auch der Suche nach einem Mittelweg zwischen Luther und Zwingli⁹⁾.

Schwenckfeld gab diese Vermittlungsversuche zwischen den oberdeutschen Theologen und sich selbst, sowie zwischen Luther und sich nie auf. Nachdem er 1529 Schlesien für immer verlassen hatte, veranlaßte er z. B. 1535 in Tübingen ein Religionsgespräch mit Martin Bucer (Strassburg), Ambrosius Blaurer (Tübingen) und Martin Frecht (Ulm), um im Zusammenhang mit der damaligen kirchlichen Umgestaltung Württembergs das beiderseitige Verständnis des Verhältnisses zwischen „Gemeinschaft der Heiligen“ und „Predigtamt und Sakramentsverwaltung“ einander anzugleichen. Im Jahre 1543 übersandte Schwenckfeld Luther einige Auszüge aus Luthers eigenen Werken, in

⁶⁾ Siehe Wolfgang Knörrlich: Kaspar von Schwenckfeld und die Reformation in Schlesien (Diss. Bonn, 1953), S. 100.

⁷⁾ Ohne inhaltliche Übereinstimmung mit Schwenckfeld nannten Georg Witzel (1560) und der Rektor des Danziger Jesuitenkollegs Franz Hacki (1689) ihre Reunionschriften *Via regia* bzw. *Regia via*.

⁸⁾ Siehe W. Knörrlich, a. a. O., S. 100, wo sich in Fußnote 50 die betreffenden Literaturhinweise befinden. Selina Gerhard Schultz: Caspar Schwenckfeld von Ossig (Norristown, Pa., 1946; wiedergedruckt, Stuttgart, 1962) enthält die Untertitel: *Spiritual Interpreter of Christianity / Apostle of the Middle Way / Pioneer in Modern Religious Thought*.

⁹⁾ Siehe Horst Weigelt: *Spiritualistische Tradition im Protestantismus: Die Geschichte des Schwenckfeldertums in Schlesien* (Berlin & New York, 1973), S. 47–106, vor allem S. 98–106.

denen er, Schwenckfeld, eine Übereinstimmung mit seinen eigenen Auffassungen zu erkennen glaubte. Solche Taten zeigen, daß Schwenckfelds „Lebensziel“ ein „ökumenisches“ war¹⁰). Außerdem hat Joachim Wach Schwenckfeld zum Vorbild des vornehmen Theologisierens erhoben¹¹), das unter den Gewitterwolken des Grobianismus und der von Melanchthon beklagten rabies theologorum friedlichere Zeiten, schönere Tage und stillere Stunden verhieß.

Trotz ihrer friedlichen Form ließen sich Schwenckfelds Lehrmeinungen jedoch kaum mit den amtlichen Bekenntnissen der schlesischen Landeskirchen Augsburgischer Konfession und später altpreußischer Union vereinbaren. Dogmengeschichtlich schwanken seine Positionen, wie die Elektronen nach Heisenbergs Unbestimmtheitsrelation, zwischen „mystischem Spiritualismus“ und „humanistischer Bibelphilologie“ hin und her¹²). In Bezug auf Schwenckfelds unvergänglichen Geist hat aber das Evangelische Schlesien, das Schwenckfeld und seinen Anhängern Jahrhunderte später ins Exil folgen mußte, längst eine „Heimholung des Ketzers“ vollzogen. Der schlesische Pietismus hat bis zu einem gewissen Grade Schwenckfelds Geist in sich aufgenommen¹³), und der landeskirchlich-lutherische Konsistorial- und Schulrat Karl Adolf Menzel (1784–1855) stellte Schwenckfeld bereits 1810 an die Spitze berühmter Schlesier, deren Leben er beschrieb¹⁴). Menzel selbst wurde wegen seiner unparteiischen Darstellung der deutschen Reformation von Johann Friedrich Böhmer (1795–1863) als „Schwenckfeldianer“ angesehen¹⁵). Ein zweiter schlesischer Schulrat und Geschichtsschreiber landeskirchlicher Zugehörigkeit, Fedor Sommer (1864–1930), würdigte die Glaubens- und Heimmattreue der Schwenckfelder in den historischen Romanen „Die Schwenckfelder“ (1911 ff.), Englisch „The Iron Collar“ (Pennsburg, Pa., 1956), und „Das Waldgeschrei“ (1915 ff.). Ernst Lohmeyer hat schließlich Schwenckfeld in den Schlesischen Lebensbildern mit dem Prädikat „Seele der Reformation in Schlesien“ ausgezeichnet¹⁶).

Auf der Ebene der Gemeinde pflegte das landeskirchliche Harpersdorf ein Jahrhundert lang den Friedhof der 1826 in Schlesien ausgestor-

¹⁰) Karl Ecke: Kaspar Schwenckfeld (gekürzte Neuausgabe einer theologiegeschichtlichen Monographie von 1911, Gütersloh, 1952), S. 87–94, hat dieser Frage einen besonderen Abschnitt gewidmet.

¹¹) Types of Religious Experience, Christian and Non-Christian (London, 1951), S. 144.

¹²) Über die unterschiedliche Einstufung von Schwenckfelds theologischen Meinungen zwischen Mystik, Humanismus und Luthertum, siehe H. Weigelt, a. a. O., S. 42–46.

¹³) Siehe z. B. Elisabeth Zimmermann: Schwenckfelder und Pietisten in Greiffenberg und Umgebung (Görlitz, 1939).

¹⁴) In Menzels Anhang zur Geschichte Schlesiens (Breslau, 1810), S. 825–832.

¹⁵) Siehe Johannes Janssen: Joh. Friedrich Böhmer's Leben und Anschauungen (Freiburg i. Br., 1869), S. 265.

¹⁶) Bd. 4 (Breslau, 1931), S. 41.

benen Schwenckfelder und veranstaltete 1934 unter Beteiligung amerikanischer Schwenckfelder eine Feier zur zweihundertjährigen Wiederkehr ihrer Auswanderung. Als die Harpersdorfer 1946 dasselbe Vertriebenenschicksal ereilte, wurden sie in Westdeutschland von einer Abordnung der Schwenckfelder Kirche aus Pennsylvanien mit Liebesgaben bedacht¹⁷⁾. Dieser letzte Liebesdienst unter einstigen und jetzigen Exulanten, unter Schwenckfeldern und Lutheranern, die früher in feindlichen konfessionellen Lagern standen, ist wohl das schönste Zeugnis für den Einfluß Schwenckfelds, dessen Lebensziel ein ökumenisches war und der das „Christentum der Tat“ für den besten Wirklichkeitsbeweis einer alle Gläubigen umschließenden unsichtbaren Kirche hielt.

2. Der lutherische Traditionalismus

Die Mehrzahl der evangelischen Schlesier hat sich in manchmal heftigem Gegensatz zu Schwenckfeld, Zwingli und Calvin einem melanchthonischen Luthertum angeschlossen. Die Einbürgerer dieses Luthertums, die zunächst von Breslau aus wirkenden Humanisten Hess, Moiban, Corvinus, Metzler und Trozendorff, um nur einige zu nennen, haben das evangelische Mehrheitsbekenntnis auf den klassischen Sockel humanistischer Bildung und eines damit verbundenen Geschichtsbewußtseins gestellt¹⁸⁾. Das christlich-humanistische Geschichtsbild Schlesiens, von Pancratius Vulturinus (1506) und Barthel Stein (um 1513) kurz vor der Reformation begonnen, wurde nämlich von Lutheranern wie Johann Hess, dessen *Silesia Magna* leider verloren, Franz Faber (*Sabothus, sive Silesia*, postum 1592 und 1720), Adam Curaeus (*Gentis Silesiae Annales*, 1571), fortgesetzt durch Jakob Schickfuss' *New vermehrte Schlesische Chronika* (1625), sowie Nikolaus Henels *Silesiographia* (1613 ff.) vollendet. In dieser landeskundlichen Geschichtsschreibung wurde nach Melanchthons Muster die *historia ecclesiastica* als „Zeugnis für die gesamte Heilsordnung, durch die Gott seine *Ecclesia aeterna* gründet“, mit der „*historia ethnica* als Zeugnis für die Erhaltungsordnung der Völkerwelt unter Gottes weltlichem Regiment“¹⁹⁾ mehr oder weniger nahtlos erworben. Jedenfalls hat Melanchthons neue Sicht der Weltgeschichte, die von den schlesischen Landeskundlern des sechzehnten Jahrhunderts auf die örtlichen Verhältnisse übertragen wurde²⁰⁾, dem schlesischen Luthertum

¹⁷⁾ Siehe Siegfried Knörrlich: *Die Zufluchtskirche zu Harpersdorf in Schlesien* (Ulm, 1963), S. 12–21.

¹⁸⁾ Der Verfasser hat diese Entwicklung in einem Aufsatz, „*The Institutionalization of Humanism in Protestant Silesia*“, *Archiv für Reformationsgeschichte*, Jg. 66 (1975), S. 256–274, umrissen.

¹⁹⁾ Über Melanchthons Neugliederung der Geschichte, siehe Adalbert Klempt: *Die Säkularisierung der universalhistorischen Auffassung* (Göttingen, 1960), S. 22–33.

²⁰⁾ Der Verfasser beabsichtigt, diese bewußte oder unbewußte Übertragung in einer besonderen Arbeit im einzelnen zu belegen.

den Besitzerstolz einer großen christlichen Vergangenheit verliehen, als deren Hüter und Reiniger man sich verstand.

Im Bewußtsein dieses Kulturbesitzes hat man einerseits die Beziehungen zur römischen Weltkirche nur zögernd abgebrochen. So bekannte sich z. B. Johann Hess (1490–1547) als einer der Reformatoren Breslaus „unverhohlen zu alten katholischen Institutionen“ und begab sich 1541 zum Regensburger Religionsgespräch, um einen endgültigen Bruch zwischen Wittenberg und Rom verhindern zu helfen²¹⁾, und so erkannte die Stadt Breslau „bis zum Abschluß des Tridentinums (1563) eine abgeschwächte geistliche Obrigkeit des Breslauer Bischofs“ an, während die Liegnitzer Superintendenten „ihn noch 1592 als zweite Instanz in kirchlichen Rechtssachen“ betrachteten²²⁾.

Umgeben von einer Wolke geschichtlicher Zeugen, wußte das schlesische Luthertum aber auch andererseits ohne Platzangst und Anlehnungsbedürfnis auf dem Boden des eigenen Bekenntnisses zu stehen. Diese unerschütterliche Haltung, die 1817 und 1830 unter dem Zwang der altpreußischen Union zum Geburtshelfer des schlesischen Altluthertums wurde, erklärt z. B. den zwar verständnisvollen, aber letzten Endes doch selbstbewußt ablehnenden Empfang, den der schlesisch-lutherisch Traditionalismus und Universalismus den Leibniz-Molanschen Unionsbestrebungen, die sowohl in die katholische Richtung Wiens als auch die reformierte Richtung Berlins gingen, angedeihen ließ²³⁾.

Auch in der Liturgik und Kirchenbaukunst hatte das schlesische Luthertum einen goldenen Mittelweg zwischen reiner Leere und abergläubischer Fülle gefunden, dessen stimmungsvolle Atmosphäre zur „irenischen Luft des Oderlandes“ (H. Aubin) beitrug. An der Abneigung des evangelischen Kirchenvolkes gegen einen Bildersturm ist die Ausbreitung des Calvinismus von den Spitzen der Gesellschaft in das Bürgertum gescheitert²⁴⁾. Dagegen war man mit einem „katholischen“ Zug zufrieden. Nirgendwo im evangelischen Deutschland haben sich altkirchliche Sitten und gottesdienstliche Gebräuche, sowie der Simultangebrauch der Kirchen, der nach 1945 durch die vertriebenen ost-

²¹⁾ Siehe Max Lackmann: *Credo Ecclesiam catholicam* (Graz, 1960), S. 49. Die älteren Lebensbeschreibungen von Hess durch Kolde (1846), Köstlin (1864 und 1874) und Bauch (1892) endeten vor dieser nachreformatorischen Tätigkeit.

²²⁾ Ernst Walter Zeeden: *Katholische Überlieferungen in den lutherischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts* (Münster, 1959), S. 66.

²³⁾ Siehe Joseph Becker, „Die Aufnahme der Leibniz-Molanschen kirchlichen Unionsbestrebungen in Schlesien“, *Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens*, Bd. 65 (1931), S. 358–390.

²⁴⁾ Über den bewaffneten Widerstand der Bevölkerung gegen die Abänderung der Kirchengebräuche durch den fürstlichen Calvinismus in Jägerndorf (1616), siehe z. B. die Urkunde im *Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens*, Bd. 4 (1895), S. 177–180.

deutschen Katholiken und Protestanten massenhaft in Westdeutschland eingeführt wurde, so lange wie in Schlesien erhalten. Hellmut Eberlein nannte das schlesische Luthertum des Reformationsjahrhunderts „eine Kirche des lauterer Evangeliums in äußerlich mittelalterlicher Form und Gewandung“²⁵⁾, und Hermann Aubin bemerkte in einem Vorkriegsgemälde Breslaus: „Der Protestantismus ließ die Ausschmückung der übernommenen Kirchen in friedlich-konservativer Gesinnung unangetastet, ja führte sie weiter, so daß noch in unserer Zeit St. Elisabeth z. B. im Innern etwas katholisch anmutete“²⁶⁾.

Wie die gemeinsame Freude an „den schönen Gottesdiensten des Herrn“ (Psalm 27, 4) und an der „Lieblichkeit seiner Wohnungen“ Lutheraner und Katholiken verbrüdete, das zeigte z. B. die hundertundfünfzigste Kirchweihfeier der Friedenskirche zu Schweidnitz. Der Fachwerkbau der Friedenskirche war 1652 von den überwiegend evangelisch gesinnten Einwohnern des Fürstentums Schweidnitz unter den demütigenden Bedingungen der Gegenreformation errichtet worden. Kaiser Wilhelm II. betrachtete das der Not entsprungene Zimmermannskunstwerk als schönstes evangelisches Gotteshaus Deutschlands. Die Kirchweih im Jahre 1802 wurde nun durch ein Orgelkonzert des Grüssauer Benediktinerabtes Georg Joseph Vogler begangen, dessen musikalische Meisterschaft der englische Dichter Robert Browning in einem „dramatischen Monolog“ verewigte. Im Festzug befanden sich außer Vogler noch weitere sieben katholische Priester der Stadtpfarrkirche und Schweidnitzer Klöster. Die Tatsachen, daß sich zur Reformationszeit die evangelischen Bürger und die Schweidnitzer Klöster besonders befahdeten²⁷⁾ und daß im Zeichen der Gegenreformation der Grüssauer Benediktinerabt Bernhard Rosa um 1665 hunderte von lutherischen Bauern aus seinen Stiftsdörfern vertrieben hatte²⁸⁾, verdoppelten den Stellenwert jener Friedensfeier. „Man sah in alledem ein Zeichen der für die damalige Zeit charakteristischen wohlwollenden Gesinnung beider Kirchen zueinander sowie der persönlichen Freundschaft der beiderseitigen Geistlichen. Die evangelischen Pfarrer der Friedenskirche erschienen bei der Liturgie selbst noch in den alten sehr kostbaren, reich verzierten Messgewändern, die bis 1945 in der Sakristei der Friedenskirche in einem besonderen Paramentenschrank ausgestellt waren“²⁹⁾.

²⁵⁾ Schlesische Kirchengeschichte (4. Aufl., Ulm, 1962), S. 45.

²⁶⁾ „Antlitz und Individualität Breslaus“ in Grundlagen und Perspektiven geschichtlicher Kulturraumforschung und Kulturmorphologie (Bonn, 1965), S. 757.

²⁷⁾ Siehe Kurt Engelbert, „Die Anfänge der lutherischen Bewegung in Breslau und Schlesien, V. Teil“, Archiv für schlesische Kirchengeschichte, Bd. 22 (1964), S. 178–190.

²⁸⁾ Siehe Ambrosius Rose: Abt Bernardus Rosa von Grüssau (Stuttgart, 1960), S. 60–67.

²⁹⁾ Hellmut Bunzel: Die Friedenskirche zu Schweidnitz (Ulm, 1958), S. 22.

3. Der Kryptocalvinismus

Ernst Siegmund-Schultze bezeichnete den Kryptocalvinismus als ein Übergangsstadium von der Wittenberger Reformation zur Genfer Theologie³⁰⁾, und Hans Jessen hat auf seine weite Verbreitung unter der schlesischen Oberschicht hingewiesen³¹⁾. Als Zwischenglieder dieser Entwicklung galten Melancthon und die nach seinem Vornamen benannten Philippisten, die eine Vermittlungsformel zwischen der lutherischen und calvinischen Abendmahlslehre suchten. Auf der Suche nach einer für beide Seiten annehmbaren Auslegung der Einsetzungsworte bedienten sie sich, wie Schwenckfeld und Krautwald, der humanistischen Bibelphilologie und Patristik. Zum Vergleich des Abendmahlsstreites hat besonders die anonyme und postume Exegesis perspicua et ferme integra controversiae de sacra coena (Leipzig, 1574) des schlesischen Arztes und bereits erwähnten Geschichtsschreibers Joachim Curaeus (1532–1573) beitragen wollen, die zwölf Jahre handschriftlich weitergereicht worden war und deren endliche Drucklegung die Unterdrückung des Philippismus in Kursachsen veranlaßte³²⁾.

Der schlesische Philippismus hat aber nicht nur unbeabsichtigt jene Explosion im Mutterland der Reformation ausgelöst, sondern, ebenfalls ungewollt, in der eigenen Heimat einen erst versteckten, dann aber an den Fürstenhöfen offen zu Tage tretenden Calvinismus gespeist. Während bei der Bekehrung zum Calvinismus der letzten Piasten und der Jägerndorfer Hohenzollern politische Gründe sowie die Verschwägerung mit deutsch-reformierten Fürstenhäusern und polnische Vorbilder mitgespielt haben mögen³³⁾, so hat doch schon lange vorher die Genfer Theologie eine zunehmende Anziehungskraft auf schlesische Gelehrte ausgeübt, die wohl ein logisches Lehrgebäude und strenge Gesetzmäßigkeit dem historischen Sinn und der ethisch-kulturellen Großzügigkeit, wie sie sich z. B. im Verhalten zu den „Mitteldingen“ ausdrückte, des Luthertums vorzogen. Unter dem Magnetismus dieser Anziehungskraft bildeten sich bald kryptocalvinistische Kreise um die berühmtesten schlesischen Gelehrten ihrer Zeit, den kaiserlichen Leibarzt Johannes Crato von Crafftheim (1519–1585), der ab 1564 in seiner Geburtsstadt Breslau residierte, sowie um den ebenfalls in

³⁰⁾ „Kryptocalvinismus in den schlesischen Kirchenordnungen“, Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bd. 5 (1960), S. 52.

³¹⁾ *Hospitium ecclesiae pressae in Hospitium Ecclesiae* (Bremen, 1954), S. 89.

³²⁾ Siehe Allgemeine Deutsche Biographie (ADB), Bd. 4 (1876), S. 645, sowie Siegmund-Schultze, a. a. O., S. 53 ff.

³³⁾ Friedrich Lucae: *Schlesiens curieuse Denkwürdigkeiten . . .* (Frankfurt a. M., 1689), S. 487 f., glaubte, daß durch die calvinistische Reformation Johannes à Lascos (Laski) in Polen den Schlesiern „gewaltig die Augen eröffnet“ worden seien. Lucae war bis 1675 der letzte (reformierte) Hofprediger des letzten Piasten; sein Vater Johannes (1600–1673) wurde 1660 der zweite reformierte Rektor des Brieger Gymnasiums und diente gleichzeitig als Superintendent des Fürstentums.

Breslau geborenen und 1575 nach seinen Studien in Wittenberg, Heidelberg, Padua und Genf dorthin zurückgekehrten Polyhistor Jacob Monau (1546–1603) ³⁴).

Aus derartigen Kreisen, die mit ihren schlesischen und europäischen Gesinnungsgenossen durch einen weitverzweigten Briefwechsel verbunden waren, sind nun eine ganze Reihe reformierter Theologen hervorgegangen, die wegen ihrem offenen Bekenntnis zum Calvinismus, der unter Habsburger Oberherrschaft weder den Schutz des Augsburger Religionsfriedens (1555) noch die Gunst des schlesisch-lutherischen Volkes genoß, ihre Heimat verlassen mußten. Im Ausland sind sie nun zu Vorkämpfern einer Vereinigung von Wittenberg und Genf auf Grund der schon oft zitierten humanistischen Bibelphilologie und Patristik geworden. Vielleicht wollten diese Auswanderer, die Schlesien nie vergessen haben und oft besuchsweise zurückgekehrt sind, nicht nur dogmatisch dem nach ihrer Überzeugung einzig richtigen Calvinismus, sondern auch sich selbst geographisch innerhalb des schlesischen Luthertums das Heimatrecht bewahren.

G. Hecht hat eine Liste von siebenundvierzig schlesischen Reformierten zusammengestellt, die bis zum Dreißigjährigen Kriege in der Kurpfalz, dem Brückenkopf des Calvinismus zwischen Holland und der Schweiz, eine Zuflucht gefunden hatten und dort „kulturell und geistig treibende Kräfte und führende Köpfe“ geworden waren ³⁵). Im Rahmen der „pfälzischen Irenik“ ³⁶) und des oberdeutschen Unionismus haben die folgenden Schlesier Pionierarbeit geleistet. Der berühmte Verfasser des Heidelberger Katechismus, Zacharias Ursinus (1534–1583) aus Breslau schrieb 1581 eine Admonitio Christiana, und der Heidelberger Hofprediger und Prinzenenerzieher Bartholomaeus Pitiscus (1561–1613) aus Schlaune bei Grünberg, der sich auch in der Geschichte der Mathematik als Erstherausgeber einer Trigonometrie einen Namen machte, ließ 1606 eine „Trewhertzige Vermahnung“ zum Kirchenfrieden erscheinen. Ferner veröffentlichte der Baseler Professor Amandus Polanus von Polansdorf (1561–1610) aus Troppau, der lutherisch erzogen, als Gymnasiast in Breslau unter den Einfluß des Philippismus kam, als Student in Tübingen die calvinische Vorherbestimmungslehre gegen Jakob Andreä verteidigte, in Basel, Genf und Heidelberg seine Ausbildung vollendete, sodann 1590 in Basel die theologische Doktorwürde und 1596 die alttestamentliche Professur erhielt, eine Symphonia

³⁴) Siehe J. F. A. Gillet: Crato von Crafftheim und seine Freunde, 2 Bde. (Frankfurt a. Ma., 1860), sowie Theodor Wotschke, „Aus Jakob Monaus Briefwechsel mit Beza“. Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens, Bd. 16 (1919), S. 314–348.

³⁵) Siehe G. Hecht, „Schlesisch-kurpfälzische Beziehungen im 16. und 17. Jahrhundert“, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F., Bd. 42 (1928), S. 176–222.

³⁶) So lautet der Titel einer theologischen Dissertation von W. Holtmann (Göttingen, 1960).

catholica sive consensus catholicus et orthodoxus dogmatum catholicus et orthodoxus dogmatum hodiernae ecclesiae ex praescripto verbi Dei reformatae (Basel, 1607; Genf, 1612).

An nächster Stelle soll nun vor dem erst jüngst in diesem Jahrbuch und den Schlesischen Lebensbildern³⁷⁾ behandelten Heidelberger Professor David Pareus (1548–1622) aus Frankenstein, der mit seinem *Irenicum* (1614), dem „bekanntesten und wirksamsten des 17. Jahrhunderts“, die schlesisch-reformierte Irenik in der Verbannung krönte, ausführlicher eines seiner unbekannteren Vorläufer gedacht werden, der höchstwahrscheinlich ebenfalls aus Schlesien stammte.

4. Bythner und Pareus

Der schlesische Irenismus calvinischer Prägung hat seine Söhne nicht nur nach Westen, sondern auch nach Osten gesandt. Wilhelm Bickerich hat anlässlich der Besprechung eines 1927 veröffentlichten Vortrages des polnisch-lutherischen Kirchengeschichtlers Edmund Bursche auf die Lehrtätigkeit schlesischer Philippisten und Kryptocalvinisten an evangelischen Schulen in Polen hingewiesen³⁸⁾. Bickerich vermutet, daß diesen Weg auch Bartholomaeus Bythner (Bittner) gegangen war, den sein polnischer Zeitgenosse Węgiński „Silesius“ genannt hatte³⁹⁾. Bythner, der Erzvater eines über Polen und Litauen verbreiteten Theologengeschlechts, diente bis 1624 als reformierter Pfarrer in Glambowice und Senior des Zatorer Kirchenkreises und danach bis zu seinem Tode (1629) als Pfarrer und Senior in Malice. Er wird in der Chronik der Evangelischen Gemeinde zu Krakau anlässlich eines Überfalles Krakauer Studenten auf das reformierte Pfarrhaus in Alexandrowice erwähnt, in dem er 1613 zu Gast war und bei dem er schwer verwundet wurde⁴⁰⁾.

Im Namen der „Brüder evangelischen Bekenntnisses im Königreich Polen“ hatte Bythner zwischen 1607 und 1609 ein lateinisches „Ireni-

³⁷⁾ Bd. 5 (Würzburg, 1968), S. 13–23. W. Bellardi, Schlesien und die Kurpfalz, Jahrbuch für Schles. Kirchengeschichte, 1972, S. 48 ff.

³⁸⁾ „Ein Programm des polnisch-christlichen Universalismus“, Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Bd. 16 (1929), S. 17.

Nach Bickerich, a. a. O., S. 6 und 17. Bickerich bezieht sich auf Andrzej Węgiński (Andreas Wengerscius): *Libri Quattuor Slavoniae Reformatae* (Neudruck, Warschau, 1973), S. 417, wo „Bartholomaeus Bythnerus Silesius“ steht. Węgiński (1600–1649) mag Bythner persönlich gekannt haben. Bickerich, a. a. O., S. 18, leitete Bythners schlesische Herkunft ferner von den Tatsachen ab, daß „keine Schrift von ihm erhalten“ sei, „die er in polnischer Sprache verfaßt hätte“ und die einzige von ihm veröffentlichte Predigt, „der evang. deutschen Gemein in Krackaw zum Newen Jahr geschenkt“, auf Deutsch gehalten und herausgegeben worden wäre.

⁴⁰⁾ Siehe Adalbert (Wojciech) Węgiński: *Chronik der Evangelischen Gemeinde zu Krakau*, deutsch bearbeitet von C. F. Wilhelm Altmann (Breslau, 1880), S. 61 f.

cum“⁴¹⁾ verfaßt, das 1612 zuerst gedruckt, 1618 in Frankfurt am Main wiederaufgelegt, und später von einem Mitglied der mit Polanus von Polansdorf verschwägerten Schweizer Theologenfamilie Grynaeus ins Deutsche übersetzt wurde. Ohne den Verfasser zu kennen, zählte Hans Leube Bythners Werk „zu den bedeutendsten Schriften der Unionsliteratur“, dessen Gedanken „sich in mancher Hinsicht mit den Vorschlägen, die Pareus in seinem *Irenicum* gemacht hatte“, berührten⁴²⁾. Leube lobte vor allem die große Sachlichkeit, Klarheit und Schlichtheit von Bythners umfangreicher Schrift. Obwohl Bythner angesichts der zweimal jährlichen Neuerscheinungen auf den Büchermärkten in Leipzig und Frankfurt ausrief: „*Bone Deus, quam aculeata adhuc quotannis prodeunt scripta!*“ – so hat er doch die vielfältigen Anregungen verarbeitet, die ein Jahrhundert vergeblicher Einigungsversuche ausgestreut hatte⁴³⁾.

Auf Bythners Seiten spiegelt sich Bucers Ansicht von einer abgestuften Wahrheit wieder, die zur lutherisch-orthodoxen Unterscheidung von *articuli fundamentales et non fundamentales* führte. Da tauchten der altkirchliche Traditionsgedanke von Erasmus, Witzel und Cassander, der später von Calixt übernommen wurde, wieder auf. Da wird der Vorschlag Erzbischof Cranmers, Calvins, sowie des Melanchthonschülers Andreas Frydz Mordzewski (1503–1572) erneuert, alle von Rom getrennten Christen zu versammeln, um den Papst im Sinne eines spätmittelalterlichen Konziliarismus zu beugen. Da wird das „verwaltungstechnische“ Einigungsverfahren des von 1543 bis 1549 in Emden als Ordner der ostfriesischen Kirche wirkenden polnischen Reformators Johannes Laski (1499–1560) empfohlen, das im Sendomirer Vergleich von 1570 Frucht trug. Auch die spiritualistische Überzeugung ist in Bythners „*Exhortatio*“ vertreten, daß die Partikularkirchen nur Teilwahrheiten besäßen.

Im einzelnen rief Bythner zu einer Vereinigung von Calvinisten, gemäßigten Sozinianern und Lutheranern auf, die sich zwischen Rom und den äußersten Arianern wie zwischen Amboß und Hammer befänden. Obwohl die Lehren des Papstes mit denen Christi ebenso wenig wie Feuer und Wasser vereinigt werden könnten, so wollte doch

⁴¹⁾ So nannte u. a. Wengierski in der angegebenen Krakauer Chronik, S. 61, Bythners Unionschrift, die anfänglich unter dem Titel: *Fraterna et modesta Exhortatio ad omnes per universam Europam reformatas ecclesias earumque pios ac fideles moderatores ac defensores pro unanimi in toto religionis Evangelicae negotio consensu . . .* erschien. Inhaltsangaben der zweiten lateinischen Auflage (Frankfurt a. M., 1618) befinden sich bei Hans Leube: *Kalvinismus und Luthertum im Zeitalter der Orthodoxie*, Bd. 1 (Leipzig, 1928), S. 195–199, und der dritten deutschen Auflage nach der polnischen Zusammenfassung durch E. Bursche bei Bickerich, a. a. O., S. 8–11.

⁴²⁾ Siehe Leube, a. a. O., S. 195 und 199.

⁴³⁾ Einen Abriß dieser Ideen bietet M. Schmidt, „Einigungsbestrebungen in Europa vom 16. bis 18. Jahrhundert“, in *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*, 3. Aufl. (RGG³), Bd. 2 (1958), Spalten 381–386.

Bythner außer den oben genannten Bekenntnissen auch Katholiken und Täufer als „Christen“ behandeln. Unter den Katholiken schloß er wohl auch die Griechisch- und Russisch-Orthodoxen ein, an die sich führende evangelisch-polnische Geistliche 1595–1599 gewandt hatten.

Die eigentliche Vereinigung sollte nach dem Beispiel des Sendomirer Vergleichs (1570) durch eine allgemeine Kirchenversammlung in Deutschland, dem „Herz aller evangelischen Nationen“, wo die Glaubensstreitigkeiten das größte Ausmaß angenommen hätten und daher auch bereinigt werden müßten, stattfinden. Die allgemeine Kirchenversammlung sollte durch Nationalsynoden in Frankreich, England, Schottland, Dänemark, Schweden, Livland, Litauen, Polen, Rußland, Siebenbürgen, Ungarn, Österreich, Mähren, Böhmen, Schlesien, Preußen, Pommern, den Niederlanden, der Schweiz und anderen Ländern vorbereitet und wiederum nach polnischem Vorbild und dem Beispiel Konstantins von den weltlichen Kirchenpatronen als den „nutritores ecclesiae verae“ geleitet werden.

Obwohl die Heilige Schrift die Richtschnur aller Entscheidungen sein sollte, so müßte doch jeder Standpunkt anerkannt werden, denn „überall [sei] ein Teil der Wahrheit, auf die allein die ersehnte Einigung sich stützen kann“. Als wichtigste Streitfragen betrachtete Bythner die Person Christi, deren Göttlichkeit mit Einschränkungen auch von den gemäßigten Sozinianern angebetet würde, die Realpräsenz und die Vorherbestimmungslehre. Dabei unterschied er zwischen grundlegenden Glaubenssätzen und theologischen Lehrmeinungen.

Was die Zeremonien betraf, so stimmte Bythner einerseits Melancthon zu, wonach die Gleichheit der Riten keineswegs notwendig wäre. Andererseits blieb er jedoch auf der calvinistischen Forderung bestehen, daß der Exorzismus bei der Taufe und die Ohrenbeichte, die damals zu den Wesensmerkmalen des Luthertums gehörten, abzuschaffen und das Abendmahl auf calvinische Weise durch Brotbrechen und Austeilung in die Hand der Gläubigen zu feiern sei. Durch diese Bedingungen habe Bythner, der übrigens auch scharfe Kritik an der Konkordienformel von 1577 übte, nach Leube, seine Schrift ihrer Wirkung auf das damalige Luthertum beraubt.

Trotzdem hat Bythners „Exhortatio“ einen langen Nachklang erzielt, wie die wiederholten lateinischen und deutschen Neuauflagen, zuletzt Zürich 1721, zeigen. Im Jahre 1636 empfahl der bekannte schottische Henotiker John Durie (1596–1680), der 1630–1633 und 1660–1674 das Reich bereiste, um ein „evangelisches Generalkonzil“ zu verwirklichen, den Evangelischen in Polen, Bythners Exhortatio . . . ad omnes Europae ecclesias, reges, principes etc. neu herauszugeben. Tatsächlich be-

auftragten die Senioren der großpolnischen und böhmischen Brüderkirche Bythners zwölften Sohn Johannes sowie den berühmten Bischof Johann Amos Comenius (1592–1670) mit der Überarbeitung des Buches, die aber anscheinend unvollendet blieb. Johannes Bythner hat noch auf dem einzigartigen Religionsgespräch zu Thorn (1645) den Vorsitz der reformierten Vertreter geführt, unter denen bei der Eröffnung zum Ärger Calvos der große lutherische Ireniker Georg Calixt (1586–1656) aus Helmstedt Platz nahm. Seines Vaters wurde noch 1689 in Johannes Bythners Nachruf gedacht, der ihn „magno parente major filius“ nannte ⁴⁴).

M. Schmidt betrachtete Bartholomaeus Bythner, wohl unter dem Eindruck seiner späteren Auflagen, einen Schüler von Pareus ⁴⁵), obwohl die Verhältnisse eher umgekehrt liegen. Bickerich hat allerdings im Irenicum (1614) des Pareus vergeblich nach einer namentlichen Spur von Bythners Erstausgabe (1612) geforscht, die ja als Stellungnahme der „Brüder evangelischen Bekenntnisses in Polen“ ohne Nennung des Verfassers erschienen war. Pareus hat jedoch den Wortlaut des Sendomirer Vergleichs von 1570 sowie zwei Adressen der polnisch-evangelischen geistlichen und weltlichen Kirchenführer aus dem Jahre 1578 an den Pfalzgrafen Ludwig VIII. in den Kapiteln XXII und XXIII seines Irenicum sive De Unione et Synodo Evangelicorum concilianda Liber Votivus Paci Ecclesiae & desiderijs pacificorum dicatus (Heidelberg, 1614) wiedergegeben.

Jedenfalls beschränkte Pareus darin seinen Friedensvorschlag auf Reformierte und Lutheraner und die fundamenti capita auf die Zehn Gebote, das Apostolicum, das Vaterunser und die Sakramente als Siegel der Gnadenwahl. Was Pareus an Weitherzigkeit abging, das hat er an systematischer Geschlossenheit gewonnen und damit unionsgeschichtlich und -gedanklich Epoche gemacht. In Anerkennung dieses Verdienstes und in Anspielung auf die hebräische und griechische Bedeutung seines Vor- und Nachnamens hat sein schottischer Zeit- und Gesinnungsgenosse John Forbes folgendes Anagramm auf Pareus, der von Hause aus Wängler hieß, geschrieben:

... Deo DILECTUS Hebraeis.
Graijs EX ORIENTE volo, praecipit lesus
Carpere iter memori servantem carmina mente,
PARUI, at ex alto tu Da Deus aethere pacem ⁴⁶).

5. Der Sozinianismus

Die von Franz Junius durch sein Irenicum (Genf, 1593), der ersten Schrift dieses Titels, biblizistisch begründete reformierte Irenik, die

⁴⁴) Siehe Bickerich, a. a. O., S. 21.

⁴⁵) RGG³, Bd. 2 (1958), Spalte 381.

dann durch die Silesii, vor allem Bythner und Pareus, durch die Stimmen der Kirchenväter und zeitgenössische Vorbilder bereichert und dogmatisch durchgebildet wurde, sollte von dem Irenicum Irenicorum, seu Reconciliatoris Christianorum hodiernorum Norma triplex; Sana omnium hominum Ratio, Scriptura sacra, & Traditiones (Amsterdam, 1658) des Danziger Arztes Daniel Zwicker (1612–1678) überboten werden. Zwicker zog nicht nur die Bibel und die Patristik, sondern auch den „gesunden Menschenverstand“ als Einigungsgrundlage heran. In diesem Sinne hat der schlesische Edelmann Thomas Pisecius (Pisecki) aus Martowitz, wohl im Fürstentum Oppeln, eine *Manuductio in viam pacis ecclesiasticae, per archicatholicam fidem, etc.* (Amstelaedami . . . quasi Eleutheropoli . . ., 1650) „sub nomine auctoris Iosephi Castim, quod per anagramma est, Pacis es ostium“⁴⁷⁾, erscheinen lassen. Ob es sich bei „Eleutheropolis“ um Freystadt in Niederschlesien oder um einen Euphemismus für Amsterdam handelte, wo viele Sozianer eine „Freistatt“ fanden, kann der Verfasser nicht beurteilen. Decknamen wurden von den Sozinianern häufig benutzt, da sie eine über ganz Europa, aber besonders in Polen und Holland, verbreitete Untergrundbewegung freier Geister waren, deren verbotene Bücher den Toleranzgedanken der Aufklärung beeinflussten. Ein für den schlesischen Irenismus aufschlußreiches Zusammenspiel des Zwickerschen Sozianismus mit dem einheimischen mystischen Spiritualismus hat die Warschauer Germanistin E. M. Szarota in Bezug auf das Duldungsdenken Daniel Casper von Lohensteins (1635–1638) nachgezeichnet⁴⁸⁾.

6. Bachstrom

Als eine Sammellinse der irenischen Regenbogenfarben, die wir bisher besprochen haben, erscheinen Leben und Werk Johann Friedrich Bachstroms (1686–1742)⁴⁹⁾. In dem von schlesischen Lutheranern 1632 gegründeten Rawitsch geboren, besuchte Bachstrom bis 1709 das Breslauer Elisabeth-Gymnasium, studierte in Jena, wo ein Mittelweg zwischen Orthodoxie und Pietismus versucht wurde, Theologie und Medizin, wurde als Pfarrer ins Fürstentum Oels berufen, vom Konsistorium aber abgelehnt, dann zum Professor am Gymnasium in Thorn erwählt, vom Rat der Stadt aber abgesetzt. Von einer Pfarrstelle in

⁴⁶⁾ Pareus, *Irenicum* (Heidelberg, 1614), *Oscula* () 2.

⁴⁷⁾ Siehe Christoph C. Sand: *Bibliotheca Anti-Trinitariorum, sive Catalogus Scriptorum, & succincta narratio de vita eorum Auctorum . . .* (Freistadii apud Joannem Aconium, 1684), S. 107 f.

⁴⁸⁾ Siehe Elida Maria Szarota: *Lohensteins Arminius als Zeitroman* (Bern und München, 1970), S. 248–258.

⁴⁹⁾ Siehe Hermann Ullrich, „Johann Friedrich Bachstrom: Ein Gelehrtenleben aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, *Euphorion*, Bd. 6 (1909), S. 28–58 und 320–349, sowie derselbe, *Allgemeine Deutsche Biographie* (ADB) Bd. 55 (1910), S. 664–667.

Polen wurde er danach von den Jesuiten vertrieben. In Warschau erwarb sich Bachstrom die Gunst der preußischen Gesandten, der Grafen Schwerin, und wandte sich den Naturwissenschaften zu, ohne der Theologie untreu zu werden. Von 1729 bis 1731 wirkte er als christlicher Kulturmissionar in Konstantinopel.

Am Ende dieses Zeitabschnittes (1731) erschien Bachstroms anonymes *Irenicum*, Die liebereiche Vereinigung der drey Haupt-Religionen des Heil. Röm. Reichs, wie solche allgemach oder Stückweise fürzunehmen sey; vorjetzo in dem einzigen Haupt-Artickel vom Heiligen Abendmahl, als dem Ersten Versuche, zu jedermans Prüfung aufs deutlichste und einfältigste vorgestellt durch einen dem Catholischen, das ist, dem Allgemeinen, vielmehr aber dem einzigen Christlichen Glauben Zugehörigen. Verlagsort war Görlitz, den Bachstrom „Friedens Burg“ nannte. Bezeichnenderweise mußte diese hunderundsechszehnjährige Abhandlung nach dem Willen eines osmanischen Stifters in der alten Kirchenbücherei von Horka bei Niesky mit anderen, wohl Bachstroms Missions- und Aufklärungstätigkeit in Konstantinopel betreffenden Schriften zusammengebunden werden.

Auf einer schlesischen Werbereise um Mitglieder zur Gründung einer Akademie in Konstantinopel wurde Bachstrom, angeblich auf Anstiften Warschauer Jesuiten, unter dem Verdacht von Landesverrat verhaftet, bald aber freigesprochen. Er wechselte danach zwischen Breslau, Görlitz, Freiberg in Sachsen und Dresden hin und her, unternahm Wanderungen im Riesen- und Erzgebirge und betätigte sich schriftstellerisch als Bibelausleger, als Ehrenretter des pietistischen Aufklärers Johann Konrad Dippel (1673–1734), als Frauenrechtler, als utopischer Weltverbesserer und Erfinder einer Schwimmvorrichtung. Im Jahre 1737 siedelte Bachstrom als Hausarzt und industrieller Berater, besonders in Sachen der Porzellanherstellung, der Prinzen Radziwill nach Litauen über, wo er wegen eines erneuten Briefwechsels mit Konstantinopel eingekehrt und im Gefängnis tot aufgefunden wurde.

Bachstrom verkörpert den Typ des rastlosen schlesischen Gott- und Einheitssuchers. Man könnte sein Leben mit den Laufbahnen Johann Schefflers (1624–1677), des schlesischen Sozinianers Joachim Pastorius (1611–1681)⁵⁰⁾, vor allem aber mit Quirinus Kuhlmann (1651–1689)

⁵⁰⁾ Siehe ADB, Bd. 25 (1887), S. 219–220. In Glogau als Sohn eines Predigers im Sozinianismus erzogen, machte sich Pastorius als Stadtphysikus in Elbing durch philosophische und pädagogische Schriften sowie lateinische Lobgedichte auf die polnische Geschichte bekannt, die ihm von polnischen König die Ehrenämter eines *Historius Regius*, *Secretarius Regius* und vom polnischen Reichstag den Adelstitel „ab Hirtenberg“ einbrachten. Als Geschichtspräsident am Gymnasium in Danzig ging er um 1655 zum Luthertum über und beschloß seine Karriere als Katholik und verheirateter Domherr in Frauenburg. Franz Hacki hat ihm Seite 209 seiner *Regia* via 1689 gewidmet.

vergleichen. Während aber Scheffler und Pastorius ihre inneren Spannungen durch Glaubens- und Berufswechsel zu lösen suchten, so vereinigte Bachstrom die Regenbogenfarben des lutherischen Traditionalismus, des mystischen Spiritualismus und des „Rosenkreuzes“ in der Sammellinse seiner Seele zu einem irenischen Lichtstrahl, dessen Brennpunkt der „einzige Haupt-Artickel vom Heiligen Abendmahl“ bildete.

Bachstroms Entdecker, Hermann Ullrich, bemerkte, daß Bachstrom geistesgeschichtlich und unionsgedanklich in den Fußstapfen des großen Leibniz wandelte⁵¹⁾, und Ernst Benz hat darauf hingewiesen, daß es der Spiritualismus war, der das henotische Lebenswerk des Lutheraners Leibniz beflügelte⁵²⁾. Außer diesem Höhenzug haben aber Bachstrom die naturwissenschaftlichen, oft mystisch-okkulten, Unterströmungen des „Rosenkreuzes“ bewegt, die Will-Erich Peuckert auf schlesischem Boden bloßgelegt hat⁵³⁾ und die nach der Kirchenspaltung durch Papsttum, Luthertum und Calvinismus eine Überwindung der konfessionellen Gegensätze durch eine „pansophische“, „philadelphische“⁵⁴⁾ Reformation erstrebten.

Alle diese Bestrebungen fanden nun in Bachstroms Vereinigungsbuch von 1731 einen auf die lutherische Realpräsenz hinauslaufenden Höhepunkt. Ullrich hat Bachstroms „für jene Zeit auffallende Reinheit der Sprache“ gerühmt, was vornehmlich auf die „Liebreiche Vereinigung“ zutrifft. In diesem Werk, das mit dem spiritualistischen Zugeständnis begann, alle drei Hauptreligionen, zu denen unter „Catholisch“ auch die Griechen gehörten, hätten „in ihrem Theilrecht gute und aufrichtige Meynungen von der Einsetzung Christi gehabt“, hat Bachstrom Luthers Abendmahlslehre einfach und umfassend auf den Stand der biblischen Geschichtlichkeit des Pietismus sowie der Vernünftigkeit und Naturwissenschaftlichkeit der Frühaufklärung gebracht. Durch das Erscheinungsdatum seines Buches, dem „Jahr, da diese Vereinigung höchst nötig war“, gab wohl Bachstrom zu erkennen, daß seine Überzeugungskraft der Vergangenheit angehörte, denn mit dem Fortschritt der Aufklärung wurden alle Unterscheidungslehren so wie so gleich gültig.

⁵¹⁾ Euphorion, Bd. 16 (1909), S. 28 f. und ADB, Bd. 55 (1910), S. 664.

⁵²⁾ „Leibniz und die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen“, Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, 2. Jahrg. (1949/50), S. 107.

⁵³⁾ Siehe Das Rosenkreuz (2. Aufl., Berlin, 1973), besonders S. 217–328, die das Verhältnis Abraham von Franckenbergs (1593–1652), der Sprachgesellschaften, der Schwenckfelder, sowie der Pan- und Christosophen zu einer neuen „liebreichen“ und geheimwissenschaftlichen Reformation beleuchten.

⁵⁴⁾ Über weitere Träger des in Anmerkung 53 gestreiften Gedankengutes (einschließlich Dippels), siehe Geoffry Rowell, „The Marquis de Marsay: A Quietist in 'Philadelphia'“, Church History, Bd. 41 (Chicago, 1972), S. 61–77. Mit „Philadelphia“ war das apokalyptische gemeint. Luthers Reformation wurde nach Offenbarung 3, 1–6, die „sardische“ genannt.

7. Der katholische Reunionismus

Verständlicherweise hat der römische Katholizismus die sich von ihm zur Reformationszeit lösenden Glieder zurückhalten und nachher wiedergewinnen wollen. So haben in den fünfzehnhundertzwanziger Jahren die schlesischen Oberherren, die böhmischen Könige Ludwig und Ferdinand, sowie König Sigismund von Polen als Nachbar und ehemaliger Landeshauptmann und Fürst von Glogau, ferner auch Herzog Georg von Sachsen als Fürst von Sagan, ja sogar Papst Hadrian, die evangelisch werdenden Schlesier vor der Abtrünnigkeit gewarnt. Als der Abstand größer wurde, bediente man sich katholischerseits zur Wiedergewinnung der „getrennten Brüder“ (Petrus Canisius) der Polemik, der Disputation, der gewaltsamen Bekehrung und mit dem 17. Jahrhundert der Irenik.

Die Polemik, die durch die Enthüllung der Charakterschwächen und Irrtümer der Reformer ihre Anhänger zur Besinnung und Umkehr bringen wollte, hat eigentlich der Lutherkommentator Johannes Cochlaeus begründet, der 1552 als Domherr in Breslau starb. Diese Methode wurde dann in Schlesien besonders von Konvertiten fortgesetzt, von Friedrich Staphylus (1512–1564), Johann Hess' Schwiegersohn, der nach 1552 sowohl vom Bischof in Breslau und Neisse als auch von König Ferdinand zu kirchlichen Ausgleichsverhandlungen verwandt wurde, bis zu Johann Scheffler, der zwischen 1663 und 1677 nicht weniger als fünfundfünfzig Streitschriften gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen schrieb. An den Disputationen mit den Jesuiten und ihren Zöglingen haben sich in Schlesien nicht nur die evangelischen Gelehrten und Gymnasiasten, wie z. B. der Breslauer Elisabethschüler Christian Wolff (1679–1754), dessen Philosophie später auch die katholische Theologie umgestaltete, sondern auch Frauen aus dem Volk erfolgreich beteiligt⁵⁵). Unter dem Motto: *Fit via vi* („wenn nicht anders, mit Gewalt“) waren auch die Lichtensteiner Dragonaden und die sog. Kirchenreduktionen (1653–1709), die gewaltsame Wegnahme evangelischer Gotteshäuser, wie der Name besagt, „Rückführungs“- oder, wie die Lichtensteiner Dragoner es nannten, „Seligmachungs“-Versuche.

Als diese Not am größten war, als das evangelische Herrscherhaus der Piasten erlosch (1675) und die Wiege der schlesischen Reformation, die Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, von der Kirchenreduktion heimgesucht wurde, als sich die osmanischen Heere zum letzten Mal zum Sturm auf die Grenzen des Reiches versammelten und die Protestanten in Ungarn den Halbmond der „Ungläubigen“ dem Kreuz

⁵⁵) Siehe Schefflers Streitschrift „Die kluge Frau“ nach Ernst Otto Reichert: Johannes Scheffler als Streittheologe (Gütersloh, 1967), S. 94 f., sowie Hermann Hoffmann: Die Jesuiten in Brieg (Brieg, 1931), S. 77.

der Gegenreformation vorzogen, da erschien wie ein Blitz aus düsterem Himmel die katholische Irenik in Gestalt des Bischofs Cristobal de Gentil y Royas y Spinola (1626–1695)⁵⁶⁾, der in dem Jesuitenpater Wolff, der später in Breslau wirken sollte, einen von vielen Mitarbeitern fand.

Zum Zwecke der Wiedervereinigung unternahm der in den Niederlanden als Sohn eines spanischen Generals geborene, in Köln erzogene und im diplomatischen Dienst des Wiener Hofes sich aufreibende Franziskaner, der nacheinander die Würden eines Titularbischofs von St. Stephan (1664), eines Bischofs von Knin oder Tinium (1666)⁵⁷⁾ und nach 1685 der Diözese Wiener-Neustadt bekleidete, von 1675 bis 1693 fünf Deutschland-, zwei Rom- und eine Ungarnreise. Er verhandelte mit allen evangelischen Fürsten des Reiches und ihren geistlichen Beratern. Sein Einigungswerk wurde durch Empfehlungsschreiben des Papstes, des Kaisers, mehrerer Kardinäle und der Ordensgeneräle der Jesuiten, Dominikaner und Augustiner unterstützt. An Spinolas „Einigungsmethoden“, d. h. den theologischen Gutachten, die die Quadratur des Zirkels der Einschließung von Standpunkten vollziehen sollten, die bisher von der „Logik gegenseitiger Ausschließung“ beherrscht worden waren, hatten lutherischerseits Leibniz sowie der damalige hannoversche „Landesbischof“ und Abt von Loccum, Molanus, und katholischerseits der französische Universalgeschichtler und Hofbischof Bossuet gearbeitet.

Unter diesen theologischen Gutachten verdient nun hinsichtlich der schlesischen Irenik ein „Causus“⁵⁸⁾ besondere Beachtung, weil er u. a. die Unterschrift des Freiherrn Friedrich von Lüdinghausen, genannt Wolff, S. J. (1643–1708) trägt, der in Breslau die letzte Ruhe fand. Der Causus, von Spinola für Papst Innozenz XI. vorbereitet, stellte die Kardinalfrage, wie Nichtkatholiken von einem katholischen Herrscher behandelt werden sollten, falls ihre Hirten zum römischen Gehorsam zurückkehren und das Tridentinum mit Vorbehalt annehmen würden. Sollten sie noch immer als Ketzer gelten? Sollten ihre verheirateten Seelsorger unverzüglich von katholischen Bischöfen zu Priestern ge-

⁵⁶⁾ Über den irenischen Einsatz „Spinolas“, siehe, kurzgefaßt, Manfred P. Fleischer: Katholische und lutherische Ireniker (Göttingen, 1968), S. 62 ff., wo weitere Werke vermerkt werden, sowie die in Anmerkung 23 angegebene Abhandlung von J. Becker.

⁵⁷⁾ Andreas Dudith (1533–1589), der seine letzten zehn Lebensjahre in Breslau als Mitglied des überkonfessionellen Kreises um Crato von Crafftheim verbrachte, diente einst als Bischof von Tinien, das zu Spinolas Zeiten zum größten Teil in türkischen Händen war. Über Dudiths Rolle in der schlesisch-reformierten Irenik, siehe Gillet, a. a. O., II, Kapitel 26 und 29.

⁵⁸⁾ Der Causus befindet sich unter den Leibnizhandschriften in der Niedersächsischen Landesbibliothek, Hannover, Irenica, I, vol. X, fol. 254v–262v. Über Wolff, siehe den Aufsatz von Hermann Hoffmann in Schlesische Lebensbilder, Bd. 3 (1928), S. 104–109, sowie Manfred P. Fleischer, „Father Wolff: The Epitome of a Jesuit Courtier“, in einer kommenden Ausgabe des The Catholic Historical Review.

weiht werden und sie dann Sitz und Stimme auf einem zukünftigen Reunionskonzil erhalten? Sollten ihre noch bestehenden Zweifel durch eine solche Kirchenversammlung zerstreut werden? Sollten den Rückkehrwilligen Zugeständnisse gemacht werden?

Unter den Jesuiten und Franziskanern, die diese Fragen im allgemeinen bejahten, während drei Dominikaner geschlossen widerstanden, war auch unser Pater Wolff, der seine „censura“ als Doktor der Theologie und Fakultätsdekan von Olmütz am 13. Oktober 1683 in Berlin erteilte, wo er wohl als österreichischer Gesandtschaftskaplan weilte, nachdem einen Monat vorher Wien befreit worden war. Pater Wolff hat dann um die Jahreswende 1683/84, als eben das österreichische Kaisertum durch den Sieg über die Türken im Sinne einer geschichtlichen Sternstunde, die man nicht nur geopolitisch, sondern auch „ökumenisch“ hätte nutzen können, in einen großen Raum gestellt worden war, Bischof Spinola nach Rom begleitet, um u. a. den Casus der Kurie zu unterbreiten. Sonst wissen wir nichts weiter von Wolffs Anteil an Spinolas Irenik, die nach unendlicher Mühe ergebnislos verlief.

In Livland geboren, als Page des „Jesuitenkönigs“ Johann Kasimir von Polen erzogen, als Student und Professor an den Jesuitenkollegs Böhmens und Mährens in der Gelehrtenrepublik emporgestiegen und wie Spinola als diplomatischer Vertreter des Wiener Hofes im Umgang mit Kaisern, Päpsten und Königen geschult, ist Pater Wolff später als zufälliger Vermittler der preußischen Krone (1701) und Begründer der alten Breslauer Universität, der Leopoldina (1702), bekannt geworden. Nach dem schlesischen Historiker G. E. Guhauer soll er die umstrittene Lehninsche Weissagung verfaßt haben, die in mittelalterlichem Latein eine mit dem Erlöschen der Hohenzollern gleichzeitige Einheit der Kirche und des Reiches vorkündigte⁵⁹). Jedenfalls hat Pater Wolff, der Vertraute von Fürsten, der Seelsorger von Aussätzigen und zum Tode verurteilter Deserteure, der Fiedensstifter von Erbstreitigkeiten, Eifersüchteleien und Klassenkonflikten, auch den „getrennten Brüdern“ Liebe und Verständnis entgegengebracht.

Die „dogmatische Verständigung“, wie Paul Tschackert die ganze Gattung des von Spinola versuchten Ausgleichs bezeichnete⁶⁰), erlebte in Schlesien noch eine Spätblüte. In Breslau hat der Domherr Carl Seltmann (1842–1911) bis 1903 die Zeitschrift *Ut omnes unum* herausgegeben, zu deren schlesischen Mitarbeitern Erzpriester Isidor Barndt

⁵⁹) Siehe G. E. Guhauer: Die Weissagung von Lehnin (Breslau, 1850), S. 127–135.

⁶⁰) *Modus vivendi: Grundlinien für das Zusammenleben der Konfessionen im Deutschen Reich* (München, 1908), S. 13. Der erst polemisch (Evangelische Polemik gegen die römische Kirche, 1885), dann aber im obigen Werke mehr irenisch eingestellte Kirchengeschichtler Paul Tschackert (1848–1911) stammte aus Freystadt (Niederschlesien).

(1816–1891) in Schweidnitz, Pfarrer Eusebius Stephan (1841–1896) aus Tworog, sowie ein Rektor Aberle in Cosel gehörten⁶¹). Seltmann, der seit 1905 als Honorarprofessor auch Vorlesungen über Johann Schefflers Mystik hielt, hat das Fazit fünfundzwanzigjähriger Reunions-tätigkeit in den Büchern Zur Wiedervereinigung der getrennten Christen (Breslau, 1903) und Kritiken und Neues zur Wiedervereinigung der getrennten Christen (Breslau, 1906) gezogen.

Seltmanns Zeitschrift wurde 1903 von dem damaligen Kaplan und späteren Geistlichen Rat Dr. Bernhard Strehler (1872–1945) unter dem Titel „Friedensblätter“ übernommen und 1906–1909 von dem späteren Geschichtsschreiber der Jesuiten in Schlesien und geistlichen Professor am Matthias-Gymnasium in Breslau, Hermann Hoffmann, 1878 in Glogau geboren, weitergeführt. Professor Hoffmann bildete in der Zwischenkriegszeit den katholischen Mittelpunkt der Una-Sancta-Arbeit in Schlesien und bemühte sich als führendes Mitglied des Internationalen Versöhnungsbundes besonders um eine Verständigung mit Polen und Frankreich. Er hat seine „Lebenserinnerungen eines katholischen Europäers“ unter dem Titel Im Dienste des Friedens (Stuttgart, 1970) veröffentlicht.

So erstreckte sich katholischerseits die goldene Eimerkette der schlesischen Irenik von Pater Wolff, dem Mitarbeiter Spinolas, über Carl Seltmann, der als Domherr das irenische Gegenstück zu seinem polemischen Amtsvorgänger Cochlaeus bildete und als Forscher sich mit der versöhnlichen Seite Johann Schefflers beschäftigte, bis Hermann Hoffmann, dem Professor am Matthias-Gymnasium. Das Matthias-Gymnasium war gewissermaßen die traditionelle Fortsetzung des 1659 in Breslau gegründeten Jesuitenkollegs, dem vielleicht Wolff durch die Erhebung zur Universität ursprünglich jene ökumenische Weite verleihen wollte, die unter den letzten Habsburgern, von der durch Karl XII. von Schweden 1707 erzwungenen Altranstädter Übereinkunft abgesehen, kirchenpolitisch nicht mehr zum Tragen kam.

8. Schlußbetrachtung

Das deutschsprachige Schlesiertum ist heute bis auf wenige Reste in den „ewigen Osten“ der Geschichte eingegangen. Im Verlaufe dieser Geschichte, die vornehmlich eine Geistesgeschichte gewesen ist, denn mit der Feder, nicht mit dem Schwert, haben die Schlesier ihre denkwürdigsten Taten vollbracht, hat die vierhundertjährige Irenik, oft in der Verbannung und manchmal unter abenteuerlichen Umständen,

⁶¹) Über die Ut-Omnes-Unum-Bewegung und ihre schlesischen Nachfolger, siehe Fleischer: Katholische und lutherische Ireniker, S. 192–264, oder derselbe, „Lutheran and Catholic Reunionists in the Age of Bismarck“, Church History, Bd. 38 (1969), S. 43–66.

einen Grundzug schlesischen Wesens gebildet. Obwohl das Hochziel der Irenik, die Kirchenvereinigung, auf Erden ebenso unerreichbar wie der ewige Friede sein mag, so gehört doch die Versöhnlichkeit als geistige Haltung und Charaktereigenschaft zu den höchsten menschlichen Tugenden, die als unveräußerlicher Kulturbesitz von den unter die altdeutschen Stämme und viele Völker verstreuten Schlesiern vererbt werden sollte.

Irenisch gesehen, endete das deutsch-schlesische Schicksal, das nicht etwa von den nach dem Zweiten Weltkrieg in die alte Heimat eingewanderten Polen, sondern von den 1945 in Potsdam vertretenen Weltmächten beschlossen wurde, mit einer vielfältigen Ironie. Die evangelischen Schlesier fanden sich in Westdeutschland oft in katholischen Gebieten und Kirchen wieder, die sie für ihre Gottesdienste benutzen durften, und den katholischen Schlesiern begegnete dasselbe unter umgekehrten Vorzeichen. Als im Zuge der „Rückgewinnung der polnischen Westgebiete“ auch die Gegenreformation in Schlesien wieder einmal triumphierte, wie es Kardinal Wyszyński einmal angedeutet haben soll, da befanden sich die deutschsprachigen Katholiken ebenso unter ihren Opfern wie die Evangelischen. Es gibt noch weitere Umkehrungen der Verhältnisse, wie z. B. die Tatsache, daß die St. Christophorus-Kirche in Breslau, die kurz vor und nach der Reformation der polnisch-sprechenden Minderheit als Predigtkirche diente, heute denselben Zweck für die kleine deutschsprechende evangelische Gemeinde der Stadt erfüllt ⁶²).

In solchem Kreislauf der Geschichte und Wechselspiel des Schicksals haben die geistlichen und weltlichen Dichter Schlesiens immer wieder das Gotteslob der irdischen Vergänglichkeit gesungen. In diesem Chore ist die schlesische Irenik ein tatsächlicher und wirklichkeitsbezogener Ausdruck der biblischen Wahrheiten gewesen, daß „wir hier keine bleibende Statt haben, sondern die zukünftige suchen“ und daß „in unseres Vaters Haus viele Wohnungen sind“. Den ersten Teil dieser Wahrheit haben die schlesischen Ireniker meistens am eigenen Leibe erlebt; den zweiten wollten sie hier auf Erden schon in die Tat umsetzen.

Manfred P. Fleischer
Universität Davis Californien, USA

⁶²) Siehe A. Sabisch, „Polnische Beiträge zur schlesischen Kirchen- und Kulturgeschichte“, Archiv für schles. Kirchengeschichte, Bd. 23 (1965), S. 257, Anmerkung 16.

Hermannseifen im Riesengebirge Protestanten mit Protest

Auf der böhmischen Seite des Riesengebirges liegt im langgestreckten Tal des Seifenbaches das ehemals deutsche Pfarrdorf Hermannseifen, Kreis Hohenelbe, von dem man in sechs Stunden Fußmarsch die Schneekoppe erreichen konnte¹⁾. Im Jahre 1654 zählte das Dorf 90 Familien, nämlich 40 mit Pferden, 15 Häusler und 35 Gärtler²⁾; im Jahre 1938 waren es 2700 Einwohner, darunter 500 Evangelische, die in der Hauptsache im Oberdorf, in Oberseifen, wohnten. Viele evangelische Bewohner hatte auch der abseits gegen Mohren gelegene Hermannseifener Ortsteil Johannesgunst, eine im Viereck mit regelmäßig angelegten Längs- und Quergassen errichtete ehemalige Bergmannsiedlung. Die Einwohner in dem höher gelegenen selbständigen Ort Polkendorf bildeten die knappe Mehrheit. Ihr letzter deutscher Gemeindevorsteher, Balthasar Erben, gehörte der evangelischen Kirche an³⁾.

Kirchengründung und Entwicklung zur Kirchengemeinde lassen sich für Hermannseifen beim Fehlen von Urkunden und sonstigen schriftlichen Nachrichten im einzelnen nicht verfolgen. Man hat hier wohl an die Gründung einer Kirche durch die Grundherrschaft zu denken.

Von der evangelischen Kirche in Hermannseifen erfährt man, daß sie unter Hannibal von Waldstein (1576–1622) in den Jahren 1598 und 1602 erneuert wurde⁴⁾. Im Jahre 1630 wurde sie dem Kirchenpatron Maria Magd., 1656 dem St. Wenceslaus geweiht. Die Änderung des Kirchenpatrons in verhältnismäßig so kurzer Zeit zeigt die Verwirrung in der Gegenreformation.

Über das Eindringen und die Durchführung der Reformation in den auf der böhmischen Seite des Riesengebirges liegenden Landgemeinden fehlt es weithin an zuverlässigen Quellen. Das Riesengebirge konnte jedoch bald nach der Einführung der Reformation wohl kaum ein Hindernis für die Lehre Luthers bedeuten, denn einmal fanden die vorreformatorischen Gedanken Johannes Hus auch bei den Deutschen

¹⁾ Alois Klug, *Im schönsten Wiesengrunde*, Kempten 1971, Oberstudiendirektor, schrieb unter diesen Titel *Erinnerungen an seine Jugendzeit in Hermannseifen*.

²⁾ Franz Xaver Kuhn, *Das Riesengebirge und sein Vorland zur Zeit der Rekatholisierung*, in: *Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen*, Prag 1932, 70 Jg., S. 314.

³⁾ Briefliche Mitteilung von E. Völpel, Kassel, Sohn des evang. Oberlehrers von Hermannseifen. Die Matrikeln (1784–1838, 5 Bd.) befinden sich im Staatsarchiv Zamsrk bei Pardubitz. Die Orgel soll nach Laun (Louny) gekommen sein.

⁴⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 321.

im Riesengebirge Anklang, zum anderen lebten an der schlesischen wie auch an der böhmischen Seite des Riesengebirges in den Städten und Dörfern Deutsche.

Auf der Suche nach neuen Lebensformen

Auch Böhmen befand sich in einem gärenden, nach neuen Lebensformen suchenden krisenhaften Zustand. Es scheint durchaus so gewesen zu sein, daß ein allgemeines Interesse an der Reformation schnell erwachte, wie uns Simon Hüttels „Chronik der Stadt Trautenau“ zu berichten weiß⁵⁾. Danach soll sich bereits 1522 reformatorisches Leben in der Kirche zu Trautenau, dem Hauptort des Riesengebirges, durchgesetzt haben. Eine in jener Zeit oft geübte Form des Protestes gegen die alte Kirche war die demonstrative Übertretung der Fastengebote, weiter das Abstellen der Wallfahrten, das Einschränken des Tragens von Heiligenbildern und das Abstellen des Taufens der Kinder in der Vorhalle.

Anstatt der Klappern und Schnarren in der Karwoche während der Passionspredigt ordnete der Reformator Johann Hintzius das Läuten mit der großen Glocke an; aus dem Fastentag wurde am Karfreitag der erste evangelische Festtag⁶⁾.

Der Rat der Stadt drängte auf Reformen, um die alte Kirche einer neuen Zeit anzupassen. Besondere Bedeutung gewann das Predigen. Der Jesuit Caspar Sirig betont im Jahre 1679/80, daß das Charakteristische der protestantischen Predigt die Trostpredigt sei⁷⁾. Allgemeine Unruhe breitete sich aus. Ein neuer Pfarrer, Johannes im Korbe, wurde von einem Ratsherrn, dem Seifensieder Matthäus Freyse, während einer Predigt zurechtgewiesen: „Eur pristerlicher wurden ambt ausgenommen, herr Johann im Korb, du leugst in hals, des doctor Martinus Luthers lehr ist recht, nach den Schriften der profeten und aposteln, das klare wort gottes, aber des pabsts und der papisten lehr ist falsch und erlogen“⁸⁾.

Ohne Zölibat

Die Reformbewegung kam auch im Riesengebirge lawinenhaft und unaufhaltsam in Fluß. Ein Zeichen für die Annahme der Reformation war beispielsweise die Tatsache, daß der Pfarrer von Trautenau, Wenzel Büttner, verheiratet war und der Bürgermeister die Paten-

⁵⁾ Simon Hüttel, Chronik der Stadt Trautenau, Hrsg. Schlesinger, Trautenau 1881.

⁶⁾ S. Hüttel, a. a. O. S. 179 und S 350.

⁷⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 65.

⁸⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 58

schaft bei seiner Tochter übernahm. Das Museum in Hohenelbe besaß ein Stadtbuch aus dem Jahre 1587, das auf dem Einband das Bild Luthers zeigte und auf der Rückseite das Bild Melanchthons. Das Taufbecken trug die Schrift: „Wer da glabt und getauft wjrt, der wjrt selig. Marci am letzten 1566“⁹⁾.

Das von Hermannseifen in etwa drei bis vier Gehstunden zu erreichende Städtchen Arnau soll bereits früher als Trautenau und Hohenelbe protestantisch geworden sein. Aus einer Arnauer Druckerei ist eine evangelische Streitschrift aus dem Jahre 1525 erhalten. Die evangelische Bevölkerung verjagt 1539 den katholischen Priester. In der katholischen Dechantei ist die Inschrift erhalten geblieben: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Auf dem Lande entstanden evangelische Gemeinden. Bei der Einweihung der evangelischen Kirche, Schule und des Friedhofs in Forst 1606 nahmen auch die evangelischen Pfarrer der Nachbargemeinden teil: Arnau, Altstadt, Freiheit, Hermannseifen, Hohenelbe, Langenau, Mohren und Trautenau. Die Forster Matrik (1606) nennt zwei evangelische Pfarrer von Hermannseifen: Bei der Taufe vom 25. 6. 1615 Caspar Albinus (Caspar Weiß?), seine Frau heißt Eva. Als Taufpate wird am 14. 2. 1617 genannt: Baltthassar Herolt, Pastor von Hermannseifen¹⁰⁾.

Das 17. Jahrhundert war, wie bekannt, bewegt und „aufgewühlt“. Der Dreißigjährige Krieg bestimmte die Geschichte. Nach der Schlacht am Weißen Berg bei Prag begannen die neuen Machthaber mit der Gegenreformation.

Der Weg zurück

Ein düsteres Kapitel unbarmherziger obrigkeitlichen Zugreifens begann. Hermannseifen gehörte seit 1522 dem bekannten Geschlecht Waldstein. Im Jahre 1623 wurden die evangelischen Pfarrer des Landes verwiesen, die lutherischen Bücher öffentlich verbrannt und die Kirchen der katholischen Kirche übereignet.

Der Widerstand der Bevölkerung war zunächst hart, sie wanderte z. T. aus. Die Herrschaft Hohenelbe verließen 1651 372 Personen, aus dem Kreis Königgrätz waren es 5477 Menschen, die ins „Luthertum“, also ins Ausland, gingen¹¹⁾. Die Mehrzahl der Zurückgebliebenen, die sich von der angestammten Heimat nicht lösen wollte, trat nur äußerlich

⁹⁾ Wilhelm Stöß, Das Evangelium unter den Sudetendeutschen, IV. Im Riesengebirge, in: Deutscher Evangelischer Volkskalender für Böhmen, Mähren und Schlesien, 1937, S. 36–41.

¹⁰⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 70.

¹¹⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 375.

wieder in die katholische Kirche ein, im Herzen blieben sie Luther weiter treu.

Dies zeigt deutlich ein Gedicht, das der Lehrer von Hermsdorf, Martin Roth, in seiner Chronik 1625 mitteilt. Das katholische Abschwörungsgedicht besteht aus zwei Strophen. Es wird aber sofort ein evangelisches Trutzgedicht, wenn man die Strophen statt untereinander nebeneinander setzt und die zwei nebeneinander stehenden Zeilen zusammen liest ¹²:

Ich sage gänzlich ab
Luthero bis ins Grab.
Ich lache und verspott
Luthero sein Gebot.
Ich hasse mehr und mehr
Luthero seine Lehr.
Bei mir hat keinen Standt,
Was Luthero ist verwandt.
Wer lutherisch verstirbt
In Ewigkeit verdirbt.

Der römischen Lehr und Leben
Will ich sein gantz ergeben.
Die Meß und Ohrenbeicht
Ist mir gantz sanfft und leicht.
All die das Papstumb lieben,
Hab ich ins Hertz geschrieben.
Alle römische Priesterschaftt,
Lieb ich mit aller Kraft.
Daß Himmelreich soll erben,
Wer römisch bleibt im Sterben.

Der Priestermangel und die Armut der Kirche hemmten die Gegenreformation und führten zur Zusammenlegung mehrerer Gemeinden. Hermannseifen gehörte zur Arnauer Dekanatsseelsorge.

Die Reorganisation der katholischen Seelsorge gewann jedoch durch die Errichtung des Bistums Königgrätz im Jahre 1664 eine feste Grundlage. 1677 wurde Hermannseifen dann wieder eine selbständige Pfarrgemeinde. Der aus Neuweiler am Rhein stammende Arnauer Dechant Kaspar Lang ¹³) beklagte sich bitter über die widerspenstigen Bewohner in Hermannseifen und Arnsdorf, die nicht zur Osterkommunion kamen, sondern lieber das Abendmahl aus den Händen der Buschprediger empfangen ¹⁴). Dechant Lang mußte sich dazu vom 4. bis 10. Juni 1639 vor den Schweden verborgen halten ¹⁵).

Trotz Mahnung blieben übrigens die Schulmeister in Hermannseifen und Forst evangelisch: „Ich habe sie schon oft zur Bekehrung aufgefordert und will sie wiederumb ermahnen, entweder sich zu bekehren

¹²) F. X. Kuhn, a. a. O. S. 371.

¹³) Nach Kuhn, a. a. O. S. 358 stammt Kaspar Lang aus Neuweiler am Rhein. Dieser Ort liegt im Leimental (Oberelsaß), hinter hügeligem Wald ca. 10 km vom Rhein entfernt, hart bei Basel, katholisch und früher zur schweizerischen Pfarrei Oberwil gehörig. Dechant Lang hätte also zum Erzbistum Basel gehört. Das Bistum hat seit der Reformation seinen Sitz in Porrentruy (Schweiz). Im Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt ist Lang in den Repertorien und Registern nicht verzeichnet.

¹⁴) F. X. Kuhn, a. a. O. S. 79.

¹⁵) F. X. Kuhn, a. a. O. S. 364.

oder fortzugehen. Gern würde ich gute und katholische Lehrer an ihre Stelle setzen, wenn ich sie nur haben könnte“¹⁶⁾.

Der Zehent steht grobenteils nur auf dem Papier und wird nie ganz geliefert, beklagt sich Dechant Lang¹⁷⁾. Er betrug nur 25 Scheffel. Der Naturaldezem bestand meistens aus Korn und Hafer. Auch Hermannseifen stand unter dem kirchenpolitischen Einfluß Wallensteins und erhielt die Weisungen durch die herzogliche Kammer von dem Oberverwalter Waldsteins, Gerhard von Taxis. Aus Hermannseifen, Forst und Mohren sollte ein neues katholisches Kirchspiel gebildet werden; es blieb aber nur bei Verhandlungen¹⁸⁾.

Im Jahre 1651 bekennt sich in den Städten zwar die größere Zahl der Bewohner bereits zur katholischen Religion, in den Dörfern aber blieben sie der evangelischen Kirche treu verbunden: Königinhof 94,4 %, Schurz 90,6 %, Jaromersch 86,5 %, Trautenau 82 %, Arnau-Neuschloß-Öls-Tschista 39 %, Unter-Tschemna 23,2 %, Unter-Wekelsdorf 18,2 %, Starkstadt 12,6 %, Ober-Tschemna 11,5 %, Hermanitz-Gradlitz 11,4 %, Nachod 9,9 %, Welehrad-Dubenetz 7,5 %, Weißpolitshan-Studenetz 5,2 %, Ober-Wekelsdorf 4,5 %, Wildschütz 3,5 %, Starckenbach 2,9 %, Adersbach 2,1 %, Krinsdorf 1,9 %, Hermannseifen 1,2 %, Schatzlar 1,1 % und Bischofstein 0 %¹⁹⁾.

Zwei Generationen lang, von 1650 bis 1693, kämpfte man um die Rekatholisierung. Eine zeitlang hielten sich die vertriebenen Pastoren auf den Gütern des Johann Christoph Waldstein in Hermannseifen und Hluschitz auf²⁰⁾. Kaspar Lang beklagte sich über den Grundherrn von Hermannseifen, Christoph von Waldstein, der obwohl katholisch, gegenüber seinen Untertanen zu nachsichtig sei. Ein Prädikant habe ungehindert das Abendmahl reichen können. Aus opportunistischen Gründen verhinderte Waldstein eine übereilte Durchführung der Reformationsdekrete²¹⁾. Ein kleiner Rest evangelisch Gesinnter blieb der Kirche Martin Luthers treu, der trotz aller Strafen und Bedrängnisse die Knie nicht beugte und den Glauben an ihr Evangelium den Kindern und Kindeskindern weitergab. Diese an Zahl gering gebliebenen evangelischen Riesengebirgler besuchten heimlich die in Schlesien liegende Zufluchtskirche in Michelsdorf, Kreis Landeshut, und in Weißbach. Hier auf der Herrschaft Černin hielten sich auch geflohene Prädikanten auf²²⁾.

¹⁶⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 83.

¹⁷⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 344.

¹⁸⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 95.

¹⁹⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 375.

²⁰⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 76.

²¹⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 97 u. 99.

²²⁾ F. X. Kuhn, a. a. O. S. 79.

Die Mauer 1650

Die Zahl der im Jahre 1650 über die Grenze nach Schlesien gehenden Protestanten, die dort evangelischen Gottesdienst beiwohnen wollten, wurde auf etwa 12.000 geschätzt²³). Besonders die Prädikanten in Schmiedeberg und im schlesischen Fürstentum Schweidnitz standen den heimlichen Protestanten als Seelsorger zur Verfügung, die auch oft nach Ostböhmen zu heimlichen Gottesdiensten kamen²⁴). Vom sogenannten „Ausgespann“ (191 m), zwei Kilometer südlich hinter dem Schmiedeberger Paß, führt die Schmiedeberg-Liebauer Straße in Kehren hinab in das bewaldete Goldbachtal und weiter über Klette und Städtisch-Hermsdorf nach Michelsdorf (560 m).

Am Beginn des Dorfes steht rechts an der Straße ein „Fürstenkretscham“, ein malerischer Block- und Fachwerkbau aus dem 16. Jahrhundert, dessen Grundmauern etwa 900 Jahre alt sein sollen und der seinen Namen von einem heimlichen Treffen deutscher Staatsmänner in der Zeit der Befreiungskriege herleitet²⁵).

Erwähnung verdient noch, daß die evangelischen Tiroler Bauern aus dem Zillertal, die 1837 bei Erdmannsdorf im Riesengebirge angesiedelt wurden, nach ihrer Ankunft in Liebau in Schlesien ihre erste gastliche Aufnahme in Michelsdorf fanden, wo sie in der dortigen Kirche den ersten evangelischen Gottesdienst in ihrer neuen Heimat feierten.

In Böhmen fand im 18. Jahrhundert eine fast ununterbrochene Kette von Bauernaufständen statt; auch protestantische Bestrebungen, die sich für eine freie Religionsausübung einsetzten, zeigte die spezielle Krise jener Zeit grell auf. 1709 versuchten es die Marschendorfer und Altbucher, sich gegen die Grundherrschaft aufzulehnen, denen sich die Untertanen der Herrschaft Hermannseifen anschlossen. Militär, 351 Gemeine und 40 Dragoner, unterdrückten den Aufstand; die Rädelsführer wurden hart bestraft.

Die Lasten der Schlesischen Kriege, die österreichischen Agrarreformen Josefs II., die Erinnerungen an die protestantische Zeit und ihre Verneinung durch die Gegenreformation führten 1775 erneut zu Aufständen. Es war übrigens die größte Erhebung im 18. Jahrhundert, die nicht ohne Wirkung auf die Gesamtpolitik Österreichs blieb.

Schon im Herbst 1774 sandten die Bauern aus der Gegend von Chrudim und Podebrad eine Bittschrift an Friedrich den Großen, er möge ihnen religiöse Freiheit erwirken, wenn es sein müßte, mit Waffengewalt²⁶).

²³) F. X. Kuhn, a. a. O. S. 79.

²⁴) F. X. Kuhn, a. a. O. S. 81.

²⁵) Vgl. „Der Schlesier“, Recklinghausen 1975, Nr. 3 vom 17. 1. 1975, S. 4.

²⁶) Emil Strauß, Bauernelend und Bauernaufstände in den Sudetenländern, Prag 1929, S. 100.

Besonders hartnäckig zeigten sich die Hermannseifener, denen sich die Untertanen aus Mohren, Polkendorf und Forst anschlossen. 2000 Aufständische zogen am 26. März 1775 über die Mohrner Berge vor das Schloß in Wildschütz, wo Güterdirektor Switezky dadurch in Bedrängnis geriet und gezwungen wurde, ihnen schriftlich verschiedene Freiheitspunkte zu gewähren²⁷⁾.

Das Toleranzpatent vom 13. Oktober 1781 ermöglichte es dann später den evangelisch Gesinnten, wieder eine Gemeinde in Hermannseifen zu bilden. Im Jahre 1782 hielt die Gemeinde ihren ersten Gottesdienst ab, und 1786 wurde ein neues evangelisches Gotteshaus eingeweiht, freilich noch ohne Turm und Glocken.

Die enge Verbindung nach Michelsdorf in Schlesien zur Mutterkirche blieb durch die Zeiten bestehen: An den hohen Festtagen besuchten sich die Gemeinden gegenseitig. So feierte die Gemeinde in Michelsdorf 1836 das 50., 1911 das 125. Jubelfest in Hermannseifen mit. 1912 hielt Pfarrer Steckert²⁸⁾ die Kirchenfestpredigt in Michelsdorf. In Zeiten der Not spendete die Hermannseifener Gemeinde 1922 der Mutterkirche 33.000 Mark zur Turmreparatur²⁹⁾.

Von Ungarn bis Saalborn

Erster Seelsorger der evangelischen Gemeinde in Hermannseifen wurde der aus Ungarn stammende Stephan Hoszu (1783–1784). Der zweite Seelsorger der Gemeinde, Magister Johannes Christian Bogenhardt, weihte das schlichte Bethaus ein. Er war am 9. September 1755 in Saalborn bei Bad Berka in Thüringen geboren worden und starb am 21. Dezember 1792 in Schönau an der Katzbach³⁰⁾. Als Ausländer sah ihn die katholische Behörde nur ungern in Hermannseifen. Deshalb richtete

²⁷⁾ Anton Nagel, Die Bauernaufstände von 1709 und 1775, in: Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgsvereines, Hohenelbe 1928, XVII. Jg., S. 54–56. Der Tschermnaer Oberlehrer entnahm diese kurzen Aufzeichnungen dem Urbarium der Herrschaft Wildschütz.

²⁸⁾ Pfarrer Steckert, geb. am 11. 12. 1878 in Reichenberg als Sohn des Heinrich Steckert, und der Franziska, geb. Preißler. Studierte Theologie in Wien und Leipzig. Vikar des Ev. Bundes in Deutsch-Gabel. Dort heiratete er am 16. 1. 1904 Maria Anna, geb. Pircher aus Teplitz-Schönau. Von 1909–1927 Pfarrer in Hermannseifen als Nachfolger von Pfarrer Stiller. Von 1927 bis 7. 7. 1941 (sein Todestag) in Haida. Als Pfarrer von H. kam er im Religionsunterricht bis Deutsch-Prausnitz. Er schuf das Kinderheim „Sonnabendhof“, genannt nach dem früheren Besitzer, dem Bauer Sonnabend. Er war Obmann der Hermannseifener Sängerriege. Befreundet war er mit Pastor Paul Haack, Berlin-Heiligensee. In der ersten Republik nahm er auch junge Tschechen auf, die deutsch lernen wollten. Den Lehramtskandidaten J. Chvojka aus Neustadt a. d. M., den Studenten der Medizin VI. Soukup aus Melnik, sowie dessen Cousine VI. Soukupová, Studentin der Philosophie aus Prag.

²⁹⁾ Klapper, Chronik von Michelsdorf im Riesengebirge, Michelsdorf 1922, II. Teil S. 21 und III. Teil, S. 41.

³⁰⁾ Freundliche Mitteilung von Pfarrer Johannes Grünewald, Selters über Büdingen.

er im Juli 1784 ein Immediatgesuch um Belassung seiner Pfarre an Kaiser Joseph II., das am 31. Juli in einen Kollektivvortrag der Hofkanzlei aufgenommen und dem Kaiser als Gesuch Nr. 7 am 3. August vorgelegt wurde. Referent war der Hofrat der Hofkanzlei, Greiner.

Die Kaiserliche Resolution erging am 5. August: am gleichen Tage schrieb Hentschel das Konzept eines Reskripts an das Böhmisches Gubernium, das vom Referenten Greiner und drei weiteren Beamten der Hofkanzlei, Gebler, Friberger (?) und Gelb genehmigt wurde. Die Expedition erfolgte am 8. August, an dem das Reskript von Zahlheim expeditiert wurde und wonach es am 12. August zur Registratur gelangte³¹).

Da Pfarrer Bogenhardts Geburtsort Saalborn tatsächlich im Weimarschen lag, durfte die Gemeinde Hermannseifen ihn als Geistlichen behalten, da nur kursächsische Untertanen kein Pfarramt in Böhmen übernehmen durften³²). Er blieb nur bis 1788 in Hermannseifen, um dann Pfarrer in Schönau an der Katzbach in Schlesien zu werden.

Der Kirchenvorstand von Hermannseifen bemühte sich nach dem Weggang von Bogenhardt, den aus Schlesien stammenden Kandidaten Ernst Wilhelm Schindler, geboren am 6. 11. 1757 in Liegnitz, berufen zu dürfen. Bei dem Mangel an deutschen evangelischen Geistlichen aus den österreichischen Ländern war es nicht verwunderlich, daß die Gemeinde sich um einen Nachfolger für Bogenhardt aus dem nahen Schlesien bemühte.

Der Kirchenvorstand reichte sein Gesuch am 23. Januar 1789 anscheinend zunächst unmittelbar bei der Vereinigten Böhmisches-Österreichischen Hofkanzlei in Wien ein (per. 1789 Jan. 23, Nr. 155); darauf deutet die Unterschrift des Böhmisches Obersten und Österreichischen Hofkanzlers „Graff Kollowrat“ auf der Rückseite des dritten Blattes.

Mit Indorsat der Hofkanzlei: „Dem königlichen Böhmisches Gubernium um fördersamsten Bericht zuzusenden. Per Sacram Caesareo-Regiam Maiestatem“, unterzeichnet von Karl Edler von Nikelsberg, von Jan. 24 wurde das Gesuch dem Böhmisches Gubernium zur Stellungnahme übersandt, prs. 1789 Jan. 28 (Prag); dann neuerlich offenbar nach Befragung des Kreisamtes Bydschow (nordwestlich von Königgrätz), prs. 1789 Febr. 3 (Gesuch als Beilage beige-schlossen).

³¹) Akten aus dem Österreichischen Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien I., Wallnerstraße 6a.

³²) Der Pastor Bogenhardt stammte aus dem Herzogtum Weimar, welches in den Schlesischen Kriegen auf der Seite der Feinde Österreichs stand. So erklärte es sich wohl, daß er in Böhmen persona non grata war und im Pfarramt in Hermannseifen nicht bleiben durfte.

Das Gesuch enthält die Bitte der protestantischen Gemeinde Hermannseifen, den Kandidaten Schindler „gnädigst zu verwilligen.“ Er ist zwar in Schlesien geboren, sein verstorbener Vater stammt aber aus Ungarn; er gehörte also zu den vielen Exulanten, die aus Glaubensgründen in der Zeit der Gegenreformation die österreichisch-ungarische Monarchie verließen.

Schindler ist schon zweimal examiniert worden, zum Predigtamt ordiniert und hielt sich bereits in Wernersdorf bei Landeshut in Schlesien auf. Damit die Behörde eher geneigt wäre, die Genehmigung auszusprechen, betonte der Kirchenvorstand, daß der neue Prediger auch die Möglichkeit habe, wohlhabende, für das gesamte Land nützliche „fabricirende Familien“ nachzuziehen.

Die Gemeinde wandte sich bereits an das Amt in Wildschütz, an das Kreisamt in Gitschin und das Gubernium in Prag. Diese Ämter lehnten alle das Gesuch mit der Begründung ab, das neue Toleranz-Patent Josephs schreibe vor, Wien sei dafür allein zuständig. Aus der Ferne könne sich aber die Kirchengemeinde Hermannseifen keinen Pfarrer leisten, da sie „schwach und arm“ sind, die Reisekosten zu hoch wären. Außerdem sei die Gemeinde schon sieben Wochen lang ohne Gottesdienst und Sakrament; auch Kranke und Schwangere verlangen den Seelsorger. Zwölf Kirchenvorsteher unterschrieben diese dringende Bitte nach einem neuen Seelsorger.

Es folgte dann am 13. März 1789 der Bericht des Böhmisches Guberniums an die Vereinigte Böhmisches-Österreichische Hofkanzlei in Wien, unterschrieben vom Oberstburggrafen von Böhmen, Ludwig Graf Cavrinani, dem Hofrat Johann Wenzel Freiherr von Margelik, der u. a. längere Zeit als Referent für geistliche und Cultusangelegenheiten beim böhmischen Gubernium wirkte, und Joseph von Boules.

Der Bericht kritisierte das eigenmächtige Vorgehen der Hermannseifener Gemeinde, sich selbst einen Pfarrer zu suchen und die Stellungnahme des zuständigen Superintendenten, dem der Theologiekandidat Schindler unbekannt sei und der den Kirchenvorstand auf die Vorschriften verwies, wie eine vakante Pfarrstelle besetzt werden solle. Seinerseits schlägt der Superintendent Paul Zellenka aus Krzischlitz (Křížlitz, nordwestlich von Hohenelbe) als Pastor der Gemeinde vor. Das Gubernium erinnerte zuletzt noch an das bestehende Hofdekret vom 13. März 1782, wonach kein Prediger aus Preußisch-Schlesien und aus Sachsen an eine in Österreich liegende Pfarrstelle berufen werden darf.

Schließlich wurde gefragt, ob der Gemeinde Hermannseifen nicht aus Rücksicht auf ihre Armut die Genehmigung zur Anstellung von Pastor

Schindler ausgesprochen werden sollte: denn bei der Berufung eines Pastors aus Ungarn oder Oberschlesien, gemeint ist wohl das Teschener Schlesien, entstünden tatsächlich höhere Kosten.

Verwaltung heißt eben auch „verwalten“

Das Reskript der Vereinigten Böhmisches-Österreichischen Hofkanzlei an das Böhmisches Gubernium vom 6. April 1789 fiel für die Kirchengemeinde Hermannseifen negativ aus. Die Berufung von Pfarrer Schindler wurde abgelehnt, weil der Zuzug einer Fabrikantenfamilie nach Hermannseifen als Täuschung angesehen wurde und nicht überzeugen könne, der Kandidat dem Superintendenten unbekannt sei und er deshalb seine Fähigkeiten in Wien vor dem Konsistorium erst noch nachweisen müsse. Dies würde der Gemeinde neue Kosten verursachen. Das Gesetz, preußisch-schlesische und kursächsische Untertanen in den österreichischen Landen nicht zum Pfarrdienst zuzulassen, müsse hier in diesem Falle angewendet werden.

Die Abstammung seines Vaters aus Ungarn habe nichts zu sagen. Der Vortrag der Böhmisches-Österreichischen Hofkanzlei vor Kaiser Joseph II. wurde unterschrieben von dem Hofkanzler Graf Kollowrat und dem Staatsrat Freiherrn von Kreßl; kaiserliche Resolution mit eigenhändiger Unterschrift „Joseph m. p.“.

Es fällt die befremdende Verhaltensweise des für die Kirchengemeinde Hermannseifen zuständigen Superintendenten auf, der als Staatsaufsichtsbeamter mehr die Interessen der katholischen Behörde wahrnahm, als sich mit den evangelischen Gemeindegliedern verbunden zu fühlen. Oder waren es nationale Motive, die den Superintendenten bewogen, den aus Schlesien stammenden Theologen abzulehnen? Ernst Wilhelm Schindler wurde dann Pfarrer in Tentschel und Rosenig bei Liegnitz, in Hermannseifen übernahm Karl Franz von Hoeniczka 1789 die Pfarrstelle ³³⁾.

Dr Herbert Patzelt

³³⁾ Josef Müller, Aus der geschichtlichen Vergangenheit der deutschen evangelischen Kirchengemeinde Hermannseifen im Riesengebirge, in Zeitschrift „Riesengebirgsheimat“, Kempten 1950 November Heft und Ernst Lehmann, Die Unverlierbarkeit evangelischen Kirchentums aus dem Osten, Bd. 2/Heft 1 Die evangelischen Sudetendeutschen, Düsseldorf 1970, S. 92.

**Reskript der Vereinigten Böhmischo-Österreichischen Hofkanzlei
an das Böhmisches Gubernium**

1784 Aug. 5, Wien

Konz. (Hentschel)

Seine Kaiserlich-Königliche Mayestät haben auf das bey allerhöchster Derselben unmittelbar angebrachte Gesuch des lutherischen Prediger zu Hermannseifen, Johann Christian Bogenhardt, um bey seiner Gemeinde belassen zu werden, allermildest zu entschlüssen geruhet, daß ihm, wann er seine Geburt aus dem Weimarischen erweist, die Pfarr nicht abgenommen werden solle, weil chursächsische Unterthanen allein von den akatholischen Pfarrdiensten ausgeschlossen sind, Weimar aber bekanntlich seinen eigenen Herrn hat, der von Chursachen nicht abhanget.

Wien, den 5ten Aug. 1784

Konzipirungsvermerk: Hentschel

Genehmigungsvermerk des Referenten: „eodem Greiner m. p.“

Mitzeichnung „eodem Friberger et Gelb“; „eodem Gebler“

Expeditionsvermerk: „expeditum: von Zahlhaim m. p. den 8ten Aug. 1784“

Vermerk des Konzipienten: „zur Registratur den 12. Aug. 1784“

Registraturvermerk: „ex actis No. 108 IV. A. 3. Pastoren betreffend“

**Hofresolution Kaiser Josephs II. an die
Vereinigte Böhmischo-Österr. Hofkanzlei**

1784 August 5, Wien

Ad Numerum 24 ex Aug. 1784

Auskunft-Bogen de dato 31ten July et praesentato 3ten Aug. 1784

Referens: Consiliarius Aulicus a Greiner

Resolutio Caesarea Regia

Ad 7. kann dem Bogenhardt, wenn er seine Geburt aus dem Weimarischen erweist, die Pfarr nicht abgenommen werden, weil kursächsische Unterthanen allein von den akatholischen Pfarrdiensten ausgeschlossen sind, Weimar aber bekanntlich seinen eigenen Herrn hat, der von Kursachsen nicht abhanget.

Joseph (e. h.)

Nach dieser allerhöchsten Entschliessung ist das Böhmisches Gubernium anzuweisen (eigenhändiger Vermerk Hofrat Greiners).
Expeditum den 5ten Aug. 1784 an das Böhmisches Gubernium

**Gesuch der evangelischen Kirchengemeinde A. C. in Herrmanseifen
(Kreis Hohenelbe, Böhmen) an Kaiser Joseph II. um Bewilligung der
Anstellung des Kandidaten Schindler als Pastor,
1789, Jan. 23, Herrmanseifen**

Euer Majestät

ad Numerum 49 ex April 1789

Da die Gemeinde zu Herrmanseifen Augspurscher Confession in Böhmen ihren Pastor durch einen Ruf nach Schlesien verlohren hat: So bittet sie Euer Kaiserl(iche) Majestät unterthänigst, ihr den hier befindlichen Candidat Schindler zum Pastor wiederum allergnädigst zu verwilligen, da er schon zweimal examinirt und zum Predigen confirmirt ist. Er ist zwar in Schlesien geböhren, sein verstorbener Vater aber war kaiserlich königlicher Unterthan aus Ungarn gebürtig. Er zieht durch seine Ansetzung zugleich einige wohlhabende und fürs ganze Land nützlich fabricirende Familien hieher. Wir haben uns schon an das Amt in Wildschütz, an das Kreisamt in Gitschin und an das k. k. Gubernium in Prag gewandt, unsere Bitte ist uns aber abgeschlagen worden, weil sie sich auf das Patent berufen. Da aber Euer Majestät schon in Lemberg und Hungarn ganz nationale Preußen und Schlesier als Prediger angestellt haben, so flehen auch wir um diese Gnade, indem wir so schwach und arm sind, daß wir uns keinen Prediger aus der Entfernung können kommen laßen, und wir und unsere Kinder gedachten Candidat Schindler so sehnlich wünschen und von Gott und Euer Majestät erbiten, um unser Seelenheil zu befördern.

Wir flehen um baldige Erhörung unser unterthänigen Bitte, da wir schon sieben Wochen lang ohne ordentlichen Gottesdienst und die heiligen Sacramente mit unsern Kindern leben müßen, auch Krancke und Schwangere nach einem Seelsorger verlangend schmachten. Wir bitten wiederholend um eine baldmöglichst gnädige Resolution von unserm gnädigsten Monarchen und huldreichen Landesvater und ersterben mit dem tiefsten Respect

Herrmanseifen in Böhmen
den 5. Januar 1789

Euer Majestät
getreue Unterthanen und
gehorsamst Bittende
Johann Görg Meßner
Frantz Barth
Augustin Großmann
Balthasar Klug
Joseph Tham
Wilhelm Stiller
Hanß Tham
Johan Erckner
Adam Stiller

Joseph Spiller
Johann Carl Friß
Johann Drescher

im Nahmen sämbtlicher
Gemeinde Augsburgischer
Confession

praes. den 23ten Jener 1789
ist signiret (156) 155

Ew. Majestät
bittet ehrfurchtsvoll
die evangelische Gemeinde zu Herrmanseifen
am Riesengebürge in Böhmen ihr

1. den Candidat Schindler zum Pastor
Augspurgscher Confession gnädigst zu
verwilligen, weil
2. wir zu arm sind, uns einen aus der
Entfernung mit vielen Kosten kommen zu laßen,
3. weil er schon zweimal examinirt und confir-
mirt ist, und wir ihn alle sehnlich wünschen,
4. weil wir schon sieben Wochen ohne
Gottesdienst und Sacramente leben müßen
und Kranke und Schwangere darnach ver-
langen, auch bey allen Stellen abge-
wiesen worden sind.

prs. 28ten Jänner 1789
prs. 3. Februar 1789

Indorsat:

dem königlichen Böhmischem
Gubernium und förder-
samstem Bericht zuzusenden.
Per Sacram Caesureo-Regiam Majestatem
Wien, den 24 den Jänner 1789
Karl Edler von Nikelsberg m. p.
155
No. 3495/211
(auf der Rückseite: 1065 „Graff Kollowrat“ e. h.)

**Bericht des Böhmisches Guberniums an die Vereinigte
Böhmisch-Österreichische Hofkanzlei in Wien, 1789 März 13,
Prag, (Ausf.): prs. 1789 März 21, (Wien), Nr. 625**

ad No. 49 ex April 1789
Tolleranz Sache

Hochlößlich Vereinte Hofkanzlei:

In dem beiverwarten allerhöchst bezeichneten Gesuch hat die evangelische Gemeinde zu Hermansaifen um die Anstellung des aus Preussisch-Schlesien gebürtigen Kandidaten Schindler als Pastor gebeten. Man vernahm hierüber das Bidschower Kreisamt, und trug demselben, bei dem in der Bittschrift erscheinenden Gegenstand, daß Schindler bei erfolglicher Anstellung einige wohlhabende Familien ins Land ziehen würde, die Anzeige auf, ob mit demselben etwa einige von den angeblichen Familien, und welche, hereingekommen sind, oder in was sich dieses Angeben gründe? Den Superintendenten A. C. lies man durch das Rakonitzer Kreisamt von dem Gesuch der Bittleger verständigen, und forderte sein Gutachten mit der Äusserung ab, was derselbe gemäß hierortiger Verordnung vom 1. Dezember v. J. in Betref den Zwischenverwaltung der zu Hermanseifen erledigten Pastorstelle veranlasset habe?

Bas Bidschower Kreisamt bemerket in dem auch mitfolgenden Bericht sub a, daß Schindler die Einwanderung wohlhabender Familien nur in der Absicht vorgegeben haben mag, um desto eher als Pastor angestellt zu werden, und unterziehet also bei dem weiteren Umstand, daß die Gemeinde nicht erweisen kann, daß Schindler in k. k. Staaten gebürtig, und über die zu diesem Amte erforderlichen Fähigkeiten geprüfet worden sey, der allerhöchsten Gnade, ob dem Gesuch der Gemeinde in der Rücksicht gefüget werden wolle, daß sie auf den Fall eines aus Hungarn oder Oberschlesien beiziehen müssenden Pastors in grössere Kosten veraset werden würde.

Nach der von dem Superintendenten beigebrachten, dem Rakonitzer Kreisamtsbericht sub b, zuliogenden Äusserung ist demselben der Kandidat Schindler gar nicht bekannt, und er trägt daher auf dessen Benehnung nach den bestehenden Vorschriften an, falls seine Aufnahme der Gemeinde bewilliget werden wolle, die Besorgung der Hermanseifer Gemeinde aber trug der Superintendent dem Pastor Paul Zellenka zu Krzischlitz auf, und belehrte zugleich die Gemeinde, wie sie sich zu verhalten habe.

625 prs. 21. Marty 1789

Das Bidschower Kreisamt bemerket in dem auch mitfolgendem Bericht sub a daß Schindler die Einwanderung wohlhabender Familien nur in

der Absicht vorgeben haben mag, um desto eher als Pastor angestellt zu werden und unterziehet also bei dem weiteren Umstand, daß die Gemeinde nicht erweisen kann, daß Schindler in k. k. Staaten gebürtig, und über die zu diesem Amte erforderlichen Fähigkeiten geprüft worden sey der allerhöchsten Gnade, ob dem Gesuch der Gemeinde in der Rücksicht gefüget werden wolle, daß die auf den Fall eines aus Hungarn oder Oberschlesien beziehen müssenden Pastors in grössere Kosten versetzt werden würde.

Nach der von dem Superintendenten beigebrachten, dem Rakonitzer Kreisamtsberichts sub b. zuliegenden Äußerung ist demselben der Kandidat, Schindler gar nicht bekannt, und er trägt daher auf dessen Benehmung nach den bestehenden Vorschriften an, falls seine Aufnahme der Gemeinde bewilliget werden wolle, die Besorgung der Hermanseifer Gemeinde aber trug der Superintendent dem Pastor Paul Zellenka zu Krzischlitz auf, und belehrte zugleich die Gemeinde, wie sie sich zu verhalten habe.

Dies Erhobene zeigt nun Gubernium mit dem Beisatz an, daß bei dem bestehenden Hofdekret vom 13. März 1782, vermöge welchen die Prediger aus Preussisch-Schlesien und aus Sachsen von den Pastorstellen ausgeschlossen sind, es bloß von der höchsten Gnade abhänge, ob dieser Gemeinde in Ruksicht ihrer Armuth die Aufnahme des Pastors Schindler bewilliget werden wolle, und solchem nach den Antrag des Superintendenten behörig zu präsentiren anzuweisen wäre?

Prag den 13ten März 1789

Ludwig Graf Cavriani m. p.
Johann Wenzel Freih. von Margelik
Joseph von Boules m. p.

Vortrag der Böhmischo-Österreichischen Hofkanzlei an Kaiser Joseph II., 1789 März 26, Wien, (Ausf.).

ad No. 49 ex April 1789

728

Eure Majestät!

Die evangelische Gemeinde zu Herrmanseifen in Böhmen, welche ihren Pastor durch einen Ruf nach Schlesien verlohren hat, bat in der beilliegenden höchstbezeichneten Bittschrift um Bewilligung, daß der aus Preussisch-Schlesien gebürtige Kandidat Schindler als Pastor dasselbst angestellt werde. Sie führte folgende Gründe an:

1stens: sie sey sehr arm, und könne sich keinen Prediger aus der Ferne kommen lassen.

2tens: sey Schindler schon zweymal examinirt, und zum Prediger konfirmirt worden.

3tens: sey Schindler zwar im Preussischen gebohren, aber sein Vater sey ein k. k. Unterthan gewesen, und Eure Majestät hätten ja auch in Lemberg und in Hungarn gebohrne Preusen und Schlesier als Prediger angestellt.

4tens: würde Schindler durch seine Bestellung einige wohlhabende Familien ins Land ziehen, und

5tens: sey sie schon 7 Wochen lang ohne Gottesdienst, und Sakramente.

Aus dem Berichte des hirüber vernommenen Böhmischen Guberniums kommt hervor, daß die Zwischenverwaltung der Herrmanseifer Pastorsstelle dem Pastor Paul Zellenko zu Krzischlitz von den Superintendenten sey aufgetragen, und auch die Gemeinde hiernach angewiesen worden. Der anzustellende Schindler sey dem Superintendenten gar nicht bekannt; die Angabe, daß er wohlhabende Familien ins Land ziehen werde, sey von Schindler wohl nur in der Absicht geschehen, um desto eher zum Pastor gewählt zu werden. Aber die Gemeinde sey wirklich arm, und würde in grössere Kosten versetzt werden, wenn sie einen Pastor aus Oberschlesien oder Hungarn berufen müßte.

Das Gubernium überläßt es daher der höchsten Entscheidung, ob der Gemeinde in Rücksicht ihrer Armuth, ungeachtet des Verbots, Prediger aus Preussisch-Schlesien und Sachsen zu Pastoren anzustellen, doch die Aufnahme Schindlers bewilliget werden wolle, bemerkt aber dabei, daß auf diesen Fall Schindler immer nach den bestehenden Vorschriften mit den Superintendenten sich benehmen müßte.

ex actis No. (108)

728. praes, den 5ten April 1789

Gutachten. Wie hier von dem Kreisamt angezeigt wird, und es sich auch aus dem Bericht des Superintendenten bestätigt; so ist erstens das Vorgeben des die Pastorsstelle ansuchenden aus Preussisch-Schlesien gebürtigen, und sich jetzt zu Wernersdorf unweit Landshut aufhaltenden Kandidaten Schindlers, als ob er eine ansehnliche Fabrikantenfamilie in das Land hereinbringen könnte, nicht hinlänglich begründet.

Zweytens kennt der Superintendent ihn nicht, weis also auch nichts von seinem Fähigkeiten; diese müßten sich mithin erst durch seine bei dem Konsistorio hier zu Wien zu beistende Stellung und Prüfung erweisen.

Fände ihn dieses nicht geeignet, so könnte er ohnehin nie angestellt werden, die Kosten seiner Herreise wären vergebens ausgelegt, und die Gemeinde müßte doch mit neuen Kosten einen anderen Pastor berufen.

Er hat also weiter nichts für sich, als daß er von seinem in Hungarn geborenen Vater abstammt, und man findet daher hierorts keine gegründete Ursache einzurathen, daß diesfalls von den allgemeinen Gesetze, welches preussisch- und chursächsische Unterthanen von inländischen Pastorsstellen ausschliesst, abgegangen werden könnte.

Jedoch etc.

(kaierliche Resolution)

Ich begnehmige das Einrathen der Kanzlei

Joseph m. p.

Wien, den 26. März 1789

Gf. Kollowrat (e. h.)

Kreßl (e. h.)

**Reskript der Vereinigten Böhmischo-Österreichischen Hofkanzlei
an das Böhmisches Gubernium von 1789 April 6, Wien, (Konz.), Nr. 728,
(zur Lesung 1789 April 11, zur Registratur 1789 April 12)**

728 zur Lesung den 11ten April 1789

An das k. Böhmisches Gubernium

de dato 6ten April 1789

Seine K. K. Mayestät finden die von der akatholischen Gemeinde zu Hermanseifen angeführten Beweggründe nicht von solcher Erheblichkeit, daß in Anbetracht des von derselben zum Pastor vocirten Candidaten Schindler von der bestehenden allgemeinen Vorschrift abgegangen werden sollte, welche von den innländischen Pastorsstellen die sächsisch und preußischen Unterthanen ausschließt, welches ihm k. Gubernio auf seinen in dieser Angelegenheit unterm 13ten Marty erstatteten Bericht, dessen Beylagen hiemit zurückfolgen, zur Wissenschaft und abweislichen Verabescheidung der Hermannseifener protestantischen Gemeinde bedeutet wird.

Wien, den 6ten April 1789

zur Registratur den 12. April 1786

Ex actis No. (108) Pastorn b(etreffend)

IV A 3 Pastoren-Anstellungen

Die Auswanderung der Schwenkfelder¹⁾ 1734 nach Pennsylvanien

Die Schwenkfelder wohnten besonders in einigen Orten um den Spitzberg im Herzogtum Liegnitz: Harpersdorf, Probsthayn, Armenruh, Langneuendorf, Zobten, Lauterseiffen, Hockenau und Löwenberg. Ein kaiserlicher Erlaß Karls VI. im Jahre 1719 beendete ihre Existenz in Schlesien. Da ihnen Veräußerungen ihres Besitzes (sie waren meistens Bauern und Weber) und Ausreise verboten waren, flohen 519 Schwenkfelder in kleinen Gruppen in den ersten Monaten des Jahres 1726 heimlich und mit wenig Gepäck über die Grenze nach Görlitz, wo sie mit den Stadtvätern vorher verhandelt hatten, und dann nach Berthelsdorf, im Bereich des Grafen Zinzendorf. Hier hatten sie ungefähr sieben friedvolle Jahre, bauten sich Häuser und hatten ihr eigenes Gemeindehaus, das bis heute erhalten geblieben ist, und von den hiesigen Schwenkfeldern 1972 auf ihrer Pilgerfahrt an die Schwenckfeld-Gedenkstätten besucht wurde. Es war nur eine Scheinruhe. Unter österreichischem Druck ließ die sächsische Regierung den Grafen Zinzendorf wissen, daß die Schwenkfelder nur noch für ein Jahr Aufenthaltsbewilligung hätten. Ein Angebot des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I., sich in der Nähe von Berlin anzusiedeln, um da Web- und Schleierbetriebe zu errichten, wurde nicht angenommen. Die Gründe hierfür sind nicht genau bekannt. Wahrscheinlich befürchteten die Schwenkfelder Kriegsdienst leisten zu müssen, vor allem aber waren ihre Gedanken schon auf Amerika gerichtet, denn von Graf Zinzendorf und seinen Mährischen Brüdern hörten sie über größere Siedlungspläne in Georgia und Pennsylvanien. Außerdem gingen 1730 und 1731 drei Söhne einer Schwenkfelder Familie Scholtz nach Holland, Ostindien und Pennsylvanien, sicher um Auswanderungsmöglichkeiten zu erforschen. Die Eltern dieser drei Söhne zogen im Jahre 1733 mit dem jüngsten Sohn und einigen Landsleuten nach Pennsylvanien, was wohl dann allen Berthelsdorfer Schwenkfeldern endgültig den Anlaß gab, nach Pennsylvanien auszuwandern.

Die erste Familie verließ Berthelsdorf am 20. April 1734²⁾. Die anderen folgten in gewissen Zeitabständen, da ihnen geraten wurde, davanzugehen, ohne große Aufmerksamkeit zu erregen. Der Sammelpunkt war Pirna. Vierzig Familien, insgesamt 180 Personen, trafen sich hier. Sie bestiegen am 28. April zwei größere Schiffe, die sie weiterbeförderten.

¹⁾ Die Schwenkfelder schreiben sich seit über einem Jahrhundert offiziell als Kirchengemeinschaft: Schwenkfelder, ohne „c“. Dieses „c“ belassen sie jedoch im Namen des Grafen: Caspar Schwenckfeld. Ich folge dieser Schreibweise.

Bald fuhren sie an Dresden vorbei, Meißen und waren am 2. Mai nachmittags in Wittenberg, wo sie anhielten. Es ging dann weiter, und in ihren Berichten notieren sie die Städte Dessau, Aken, Schönebeck. Am 6. Mai erreichten sie Magdeburg, wo sie unter der „sehr gefährlichen Brücke“ durchfahren mußten, dann außerhalb der Stadt über Nacht anhielten und sich einen größeren Brotvorrat besorgten, der bis Altona ausreichte. Am 8. Mai hielten sie in Tangermünde an. Am 16. Mai waren sie in Hamburg, am 17. Mai in Altona, wo sie mit großer Herzlichkeit von den mennonitischen Freunden van der Smissen empfangen wurden: „Sie hatten notwendige aber auch großzügige Vorbereitungen getroffen. Wir blieben elf Tage hier. Während dieser Zeit wurden wir reichlich und kostenlos versorgt.“ Über die Reise seit Pirna schrieb sie: „Was unsere Reise bis jetzt anbelangt, so muß gesagt werden, daß die Schiffe voll besetzt waren, daß wir es aber doch schafften. Wir hatten während des ganzen Tages ein Feuer an und konnten kochen, was wir wollten. Auch hatten wir stets gutes Trinkwasser, kostenlos. Zu unserem Zeitvertreib konnten wir zweimal am Tag an Land gehen.

Am 28. Mai bestiegen die Auswanderer drei holländische Schiffe. Jedoch mußten drei zurückbleiben: „Wir gingen alle an Bord außer Balthasar Hoffmann, dessen älteste Tochter und dessen Mutter, die im Sterben lag.“ Nach stürmischer Fahrt erreichten sie am 5. Juni Spaardam, kurz vor Amsterdam, wo sie wegen Windstille einen Tag liegen bleiben mußten. In Haarlem wurden sie von den mennonitischen Gönnern, den Brüdern Byuschans, herzlich empfangen. Ein Haus war besorgt worden, wo alle Schwenkfelder während ihres holländischen Aufenthalts wohnen konnten: „Vor dem Haus stand eine Wache, niemand zu uns zu lassen, der nicht Erlaubnis hatte. Auch verhandelten die Brüder Byuschans mit Herrn Captain Stittmann, der uns nach America führen soll auf ihre eigenen Kosten. Die mennonitischen Freunde übernahmen sogar die Unkosten von Altona bis nach Haarlem, wo wir fünfzehn Tage stille lagen. Sie bewirteten uns gar herrlich mit Fleisch, Fischen, allerhand Zugemüse, Bier, Coffée, Théé. Die Kinder bekamen täglich mehr als einmal viele Sorten Gebäck, etc. Wir wendeten ein, daß wir es nicht alle nötig hätten, es könnten sich einige noch selbst helfen. Aber alles Reden half nichts, die Brüder wollten es so haben. Sie baten jedoch,

2) Die nun folgenden Daten, Zitate, etc. entnahm ich besonders der „Reise-Beschreibung von Altona bis Pensylvanien“ (ohne Namen des Verfassers) in Erläuterung für Herrn Caspar Schwenckfeld und die Zugethanen seiner Lehre, Breslau und Leipzig, 1771, pp. 450–561, und Selina Gerhard Schultz: A Course of Study in the Life and Study of Caspar Schwenckfeld von Ossig (1489–1561) and The History of the Schwenckfelder Religious Movement (1518–1964), published by The Board of Publication of the Schwenckfelder Church, 1964. Ferner benutzte ich unveröffentlichte Berichte, wie „Early Montgomery County Settlers“, u. a. die mir Herr J. R. Rothenberger, Pastor an der Central Schwenckfelder Church zu Worcester, Pennsylvanien, freundlichst zur Verfügung stellte. An den Zitaten sind Rechtschreibung und Zeichensetzung hier und da geändert worden, um sie dem heutigen Leser verständlicher zu machen.

daß jene, die ihre Reise nach America hätten bezahlen können, ihren armen Brüdern helfen sollten, wenn sie erst einmal drüben sind. 224 Reichsthaler haben sie ohne das noch zu einer Armen-Casse in America beordert. Durch solch unerwartete und gnädige Hilfe von Gott schämten wir uns ob unserer Unwürdigkeit.“ Sie segelten dann nach Rotterdam weiter, wo sie am 21. Juni an Bord der „St. Andrew“ gingen, die von Kapitän Stittmann nach Amerika gebracht werden sollte. Allerdings mußten sie eine ganze Woche warten, bis das Schiff in See ging. „Während dieser Zeit wurde dem David Schubert ein Sohn geboren. Wir besorgten uns Proviant und Erfrischungen.“ Am 28. Juni ging die Reise mit Böllerschüssen los. Erst am 17. Juli erreichten sie nach stürmischer Fahrt den englischen Hafen von Plymouth, wo sie zwölf Tage verblieben. „In Plymouth hatte eine reiche Frau das ganze Volk auf dem Schiffe mit 125 Schilling beschencket, und da es geteilt worden, hat jede Person 4 $\frac{1}{2}$ Stüber englisch bekommen.“ — „Am 3. August starb David Hüblers kleinstes Kind, alt, ein Jahr und zwanzig Wochen und wurde nach Schiffs-Ceremonie in die spanische See begraben, mit Anstimmung des Liedes: Ach, wie elend ist unsere Zeit.“

Es folgten Tage mit hohem Seegang, so daß die Wellen über Deck schlugen „und das sitzende Volk unter Wasser kam, da wurde ein jämmerlich Geschrey.“ Am 9. August legte sich der Sturm. Das sechszehn Wochen alte Kind der Gregorius Scholtz-Familie starb. Am 18. August herrschte immer noch „continuierte Wind-Stille, dass denn bey dem schönen Wetter konnte gewaschen werden. Die Matrosen hatten viel Schiff-Arbeit und andere Verrichtungen, zu Mittag bey Austheilung der Speise, haben sie die Segel aufgezogen, der Wind war aber noch zu schwach, doch gegen Abend von Nord-West wurde er stärker. Den 10. wurde ein sehr grosser Fisch gesehen, welcher das Wasser als aus Röhren gewaltig in die Höhe spritzte. Die Nacht starb Abraham Jäckels kleinstes Kind alt ein und drei Viertel Jahr, das den 11. ins Wasser gesencket. Die Krankheit der Kinder bestand in sehr grosser Hitze, dabei übernatürlich Trinken, und Durchbruch. Nach Absterben wurde befunden, dass im Munde alles schwarz und verbrannt war.“

Obwohl der Wind schwach blieb, brach der mittlere und höchste Mast. Aufeinander stürmende Wellen ließen die „St. Andrew“ nicht vorwärtskommen. Am 18. August starb ein weiteres Kind, ein Jahr acht Wochen alt. „Es regnete stark, da denn zu merken wenn es stille wird, das Schiff nicht mehr zeucht, die Wellen aber wüten, so ist die qualhafteste Zeit auf den Schiffen, indem sie von dem hin- und wiederwerfen, der einen Seiten auf die andere, sich niemand weder setzen noch legen kann. Er verursacht sonderlich den Kranken nicht wenig Ungelegenheit. Diesen Tag ist der Mast wieder aufgesetzt worden.“

Es folgten stürmische Tage. „ Die Wellen sahen aus von weitem als hohe Gebürge.“ Am 18. August starb der kleine David Schubert, sieben

Wochen alt. Er war auf See geboren worden. Am 21. August folgte eine Windstille „oder Calma, da wir das Ruder angebunden und das Schiff also gehen und stehen lassen wie es will.“ Am folgenden Tag starb unerwartet eine Erwachsene, Maria Schubert. Sie war gerade dabei, ihren Kindern Suppe auszuteilen, als sie der Tod überraschte.

Wegen zunehmender Hitze mußte der Kapitän die Wasseration erhöhen. Das Bier war bereits nach vierzehn Tagen zu Ende gegangen. Das zugeteilte Wasser war „übel zu trinken, doch hat man kein anders so muss es schmecken. Es ist auch in einem Fasse schlimmer denn im andern. Mit dem Coffée kann es verändert werden, doch im Essen behält es seinen Geschmack. Sonntags hat der Kapitän den Kränksten was von seinem Essen gegeben, auch dann und wann mit Medicamenten gedient.“

Es scheint den Auswanderern Freude bereitet zu haben, Schiffe auftauchen zu sehen oder ihnen gar zu begegnen. Wenn immer dieses geschah, wird es in den Reise-Eintragungen vermerkt, wie am 22. August: „Gegen Abend sahen wir von ferne ein Schiff uns entgegen kommen. In der Abend-Dämmerung kamen wir zusammen, da denn die Capitains durch Sprach-Röhre auf englisch lang Unterredung hielten. Es war ein englisch Schiff, kam aus Barbados in America. Es war zwanzig Tage in See.“

Regnerische Tage und Nächte setzten ein. Sie waren willkommen, denn Regenwasser wurde aufgefangen. „Es wurde viel Regen-Wasser zum Trinken und Kochen aufgefangen. Solches ist gegen dem stinkenden Schiffs-Wasser ein herrlich Aqua-vitae.“ In der Nacht zum 29. August starb der zweite Erwachsene, der zwanzigjährige George Hoffmann. „Das weisse Friesel³⁾ war die Ursache.“ Am 2. September wurde „ein sehr grosser Vogel“ beobachtet. Das Schiff war zu weit südlich geraten, unter den 35. Grad, und die Hitze wurde fast unerträglich. Der Kapitän ließ mehr Wasser austeilen. Es kam ein stürmischer Seegang, und am 10. September tobte „ein völliger Sturm von Osten, welcher so heftig war, dass die Segel-Tücher alle haben müssen eingebunden werden, wie auch das Ruder oder Lenck angebunden, und also dem grausamen ungestürmten Meer überlassen. Es entsteht eine grosse Incommodité. In dem Schiffe, aller Orten, wo Löcher und Fenster sind, wird alles zugenagelt. Die Menschen müssen ohne Luft stecken, in so grosser Hitze, darzu das entsetzliche Werfen von einer Seiten auf die andere, da das Schiff auf der einen Seiten allewege eingeschöpft ist. Doch sey Gott gelobet, dass solch strenger Sturm nicht länger als acht Stunden anhielt. Am Nachmittage wurde das Schiff wieder aufgemacht.“ Am 12. September warfen die Matrosen das Lot in die Tiefe und fanden

³⁾ Friesel (Miliaria), heute als belanglos bezeichnete Hautkrankheit.

Grund, 45 Klafter⁴⁾ tief. Am 13. schwammen vier grosse Fische um das Schiff. Die Matrosen wollten einen fangen, doch war der Fisch zu schwer, und die Schnur zerriß. Am Nachmittag des 16. September setzte sich ein großer Vogel auf den obersten Segelbaum. Am 17. wurde wieder gelotet, zwanzig Klafter, achtzehn Klafter. Es war der Tag, da ein Matrose vom Mast herunter das erlösende Wort „Land“ rief und einige Male wiederholte. In der Nacht vom 18. zum 19. wurde der Anker in den Delaware-Fluß gesenkt. Des Morgens kam ein Bootsmann auf die „St. Andrew“, der auf dem Schiff blieb, um es nach Philadelphia zu lotsen. Ein Schiff kam von dorthier gesegelt. Es fuhr nach England. Kapitän Stittmann gab einen Brief an seine Frau in Rotterdam mit, um von der glücklichen Ankunft in Amerika zu berichten. „Abends starb die alte Reinwaldin aus Armenruh. Sie ist lange unpass gewesen. Um zehn Uhr wurde sie ins Wasser versenkt.“

Am 21. September gab es das erste frische Wasser an Bord, was etwas ganz Köstliches gewesen sein muß. Auch brachte Kapitän Stittmann, der an Land gerudert war, einen Sack Äpfel mit, die er verteilte. Es kamen Verkäufer aufs Schiff, die Früchte anboten und Semmeln. Zu Mittag des 21. wurde der Anker gehoben, und am 22. erreichte die „St. Andrew“ den Hafen von Philadelphia. „Der Anker wurde geworfen, die Canonen gelöset. Da kamen viele Leute aufs Schiff.“ Unter diesen vielen Leuten befand sich der Schwenkfelder Georg Scholtz, der ein Jahr vorher schon herüber gekommen war. Er brachte seinen jubelnden Glaubensgenossen Äpfel und frisches Bier.

„Den 23. dito mussten alle Manns-Personen so über 16 Jahr aufs Rathaus, um dem Herrn des Landes nemlich dem Könige von Gross-Britannien und Successors der Cron Engelland den Eyd der Treue abzulegen. Wir Schlesier, die wir gewissenhalber nicht schwören konnten, wurden auch ganz gerne damit verschont, durften nur die Treue mit einem Handschlage versprechen.“

In den Berichten dieser schlesischen Auswanderer befindet sich nichts Negatives, keine Klage, kein Bedauern. Immer wieder betonen sie das Gute. So beschließen sie ihre Eintragungen: „Wir haben einen sehr guten Capitain gehabt, welcher uns alles laut Contract gehalten, auch sehr geschickte Matrosen, welche mit uns sehr viel Geduld getragen. Unsre Kost auf dem Schiffe war, Sonntags Rindfleisch, Montags Reis mit Syrop, Dienstag Schweinefleisch und Erbsen, wir hatten ungemein schön Fleisch nur zu scharf gesalzen, Mittwoch Mehl, Donnerstag Rindfleisch und Graupe, wir nahmen Mehl vor Fleisch, die andern Tage Stockfisch, Syrop-Kasse und Erbsen. Auf dem Schiffe waren insgesamt 300 Personen, da kann leicht erachtet werden, was vor Commodité

⁴⁾ Ein Klafter = ungefähr 1,9 m.

seyen mag, da auch die Matrosen durchs ganze Schiff zu tun haben. Nun der Höchste sey gelobet, der uns in aller Gefahr so treulich beygestanden. Wir haben also unsre weite und gefährliche Reise im Namen des Herrn beschlossen und zu Ende bracht den 22. September 1734. Wir haben beynahe ein halbes Jahr damit zugebracht. Den 5. Oktober kamen noch die zurückgebliebenen zwei Familien glücklich an.“

Die Schwenkfelder zogen dann bald nord-westlich von Philadelphia ins Montgomery County, wo ihre Nachkommen heute noch ihre Besitzungen haben und wohlhabend geworden sind. Ihre Häuser und Kirchen zeigen ihren Reichtum.

Betont wird von amerikanischen Historikern, daß jene Schwenkfelder Einwanderung einige ganz besondere Züge aufweise: Sie schrieben täglich gewissenhaft ihre Erlebnisse nieder⁵⁾. Sie feierten ihre Ankunft in Amerika, indem sie einen Gottesdienst in Philadelphia⁶⁾ hielten. Dieser Gottesdienst wird heute noch in den Schwenkfelder Kirchen als „Gedächtnistag“-Gottesdienst jährlich wiederholt. Sie überraschten und verwundern heute noch viele Menschen dadurch, daß sie einige schöne Truhen mitbrachten, die nur Bücher enthielten⁷⁾. Das gab es bei keiner größeren Einwanderungsgruppe, selbst auf der „Mayflower“ nicht.

Uns Menschen von heute berührt ihre Treue. Sie pilgerten 1934 zur Zweihundertjahrfeier der Auswanderung und 1972 nach Schlesien. Auf dem Viehwegdenkmal bei Harpersdorf, wo über zweihundert Schwenkfelder verscharrt liegen, da man ihnen das kirchliche Begräbnis verweigerte, sprachen sie das Vaterunser laut in deutscher Sprache.

Als ich kürzlich wieder bei ihnen war, fragten sie mich nach dem Gottesdienst: „Are you a Schwenkfelder?“. Ich antwortete: „No, but I am a Silesian,“ und sie umarmten mich in großer Freude.

F. K. Richter

Technische Hochschule von Illinois, Chicago, USA

⁵⁾ Auch sind heute noch die Namen aller Ausgewanderten bekannt. Reuben Kriebel verfaßte den umfangreichen Band: Genealogical Record of the Descendants of the Schwenkfelders, Manayunk, 1879. Die Kirche selbst unterhält das Interesse an den ersten Siedlern durch die „Society of the Descendants of the Schwenkfeldian Exiles“, welche jährlich tagt.

⁶⁾ Dieser Gottesdienst fand am 24. September 1734 in Philadelphia unter der Leitung von Georg Weiss statt, ihrem religiösen Betreuer, der später offiziell ihr erster Pastor in der neuen Welt wurde. Bedauerlicherweise wissen wir weder wo der Gottesdienst stattfand noch worüber gepredigt wurde. Der mündlichen Überlieferung nach hat er im „Quaker Meeting House“ stattgefunden.

⁷⁾ Diese schönen Truhen befinden sich heute noch im „Schwenkfelder Museum“ der „Perkiomen School“ zu Pennsburg, Pennsylvania. Auch sieht man sie im Vordergrund auf dem Ölbild von Adolph Pannash: „Landing Of The Schwenkfelders From The St. Andrew“, in der Schlesien-Halle der Schwenkfelder Bibliothek, ebenfalls in Pennsburg, Pa.

Tschechische Namensformen im Kreise Kreuzburg Oberschlesien

Der Name Kreuzburg erinnert an die Erzählung „Aus einer kleinen Stadt“ von Gustav Freytag, in der er auch einiges aus der Vergangenheit seiner Geburts- und Heimatstadt Kreuzburg berichtet. Gewiß ist das interessant, und man möchte gern noch mehr wissen. Dafür gäbe es genügend Stoff. Aber der Historiker, vor dem das weite Feld der Geschichte liegt, muß sich zu beschränken wissen. Daher soll in der folgenden Abhandlung nur ein spezielles Gebiet der Historie, nämlich die äußerst schwierige Namensforschung, angesteuert werden.

Namen sind Reste einer viele Jahrhunderte zurückliegenden Vergangenheit und haben ihre eigene Geschichte. Lassen sie sich heute noch erklären bzw. deuten? Kann man das Geheimnis, das sie umgibt, lüften? Fragen über Fragen, die sich hinter den Namen verbergen. Aber wir haben an der Klärung dieses Sachverhalts ein unmittelbares, ja sogar persönliches Interesse; denn der Name begleitet uns unser ganzes Leben hindurch. Er gleicht einem Ritter, der mit geschlossenem Visier neben uns hergeht. Ob es gelingt, dieses Visier teilweise oder ganz zu lüften, hängt auch bis zu einem gewissen Grade von einem sachlichen und kritischen Bemühen ab; denn die Entwicklung der Namen verläuft oft den Lautgesetzen entgegen, was keinesfalls übersehen werden darf. So sollen nun die Namen, die in dieser kleinen Stadt sowie in ihrer näheren und weiteren Umgebung vorkommen, einer besonderen Untersuchung unterzogen werden.

Schauen wir uns zunächst einmal kurz in der nächsten Umgebung unserer Stadt um. Bekanntlich wurde der nördliche Stadtrand „Haken“ genannt. Aber mit dem „Haken“ hat es insofern einen Haken, weil man sich darunter nichts Rechtes vorstellen kann. Die Form eines Hakens hat diese Stadtrandsiedlung nicht. Jedoch hilft uns eine Kirchenbucheintragung, kurz nach 1700, weiter. Dort wird anlässlich der Geburt und Taufe eines Kindes vermerkt, daß dessen Eltern „na hagu“, d. h. auf dem Hag wohnten. Aus dieser polnisch formulierten Ortsangabe geht eindeutig hervor, daß es sich bei „hagu“ um nichts anderes, als um das deutsche Wort „Hag“ handelt. Der Hag, ebenso alt wie die Stadt, war ein parkähnlicher Platz außerhalb der Stadtmauern und diente der Bevölkerung vor allem als Festplatz, wo sich Junge und Alte vergnügten. Nachdem die Stadtmauern ihre ursprüngliche Bedeutung einbüßten, siedelten sich dort mit der Zeit verschiedene Stadtbewohner an. So ist aus dem Hag bzw. „Haken“ nach und nach ein bebauter Stadtteil geworden.

In unmittelbarer Nähe der Stadt lagen östlich von ihr die beiden Dörfer Schloß- und Oberellguth und westlich Niederellguth. Bei dem Städtchen Konstadt existierte auch ein Ellguth. Was bedeutet der Name Ellguth, polnisch „Lgota“ bzw. „Ligota“, der in Schlesien weit über 50 Mal vorkommt. Die urkundlich nachweisbaren Schreibweisen wie Elgot, Ellgott, Ellgut, Ellgoth usw. geben keinen Aufschluß über Sinn und Bedeutung dieses Namens. Er ist siedlungsgeschichtlich bedingt. Mit Ausgang des 12. Jahrhunderts scheint zum Zweck der Ansiedlung die Lust zur Waldrodung nachgelassen zu haben. Um aber die Leute dazu anzuregen, griff man in Böhmen und Mähren zu der Einrichtung der „Lhota“. „Lhota“, das auf das tschechische Verb „lehčiti“ zurückgeht, bedeutet levatio Erleichterung, wobei den Siedlern auf eine Anzahl von Jahren Freiheit von Zinsungen und sonstigen Lasten gewährt wurde. Diese Art der Besiedlung ist jüngeren Datums. Für den böhmischen Raum, wo viele Ortschaften den Namen „Lhota“ tragen, kann man ihre Gründung erst um das Jahr 1200 ansetzen. Im allgemeinen haben sich die „Lhotas“ bzw. „Ellguths“ an ältere, schon bestehende Dörfer oder Städte angelehnt und waren teils Vorwerke einzelner Grundherren, teils Kämmereidörfer, wie Nieder- und Oberellguth bei Kreuzburg. So wurde die ursprünglich böhmische Siedlungsform der „Lhota“ kurz nach dem Jahre 1300 auch nach Schlesien verpflanzt. Daß im Zusammenhang damit zur Zeit der Herrschaft der Luxemburger in Böhmen, unter denen Kaiser Karl IV. besonders hervorragt, böhmische Siedler nach Schlesien kamen, kann füglich angenommen werden. Der uns geläufige Ortsname Ellguth entstand auf die Weise, daß bei den slawischen Ortsnamen mit anlautenden lingualen Liquiden, wie „Lhota“ und „Lgota“ eine Umstellung erfolgte.

Noch zwei bekannte Ortschaften möchte ich zum Abschluß der kurzen Topographie erwähnen. Gottersdorf hieß 1389 Gothartowicz, 1406 Gotersdorf, polnisch Gotartów. Lowkowitz, altslawisch lovic (venator, Jäger), tschechisch lovec, hieß 1293 Leucowicz und Ditmarsdorf ¹⁾.

Um 1400 hat sich die aus Böhmen stammende adlige Familie von Studnitz in der Gegend von Konstadt, in Jeroltschütz, ansässig gemacht. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß mit ihr auch Bauern und sonstige Personen eingewandert sind. Außer Zweifel steht jedoch, daß die meisten Böhmen bzw. Tschechen während der Hussitenkriege nach hier kamen. Unsere kleine Stadt mit ihrer Umgebung ist von den Hussiten unter ihrem Führer Puchala über ein halbes Jahrzehnt, von 1428 bis 1434, besetzt gewesen. Daß nachher ein Teil von ihnen hier verblieb, ist nicht außergewöhnlich. Ein dritter Zuzug von Böhmen erfolgte etwas mehr als hundert Jahre später, nämlich im Zeitalter der reformatorischen Bewegung in Deutschland. Noch vor der Mitte des 16.

¹⁾ Schles. Regesten 1734, Lib. fund. Anhang G. 12, Dithmari villa.

Jahrhunderts wurden die Evangelischen in Böhmen von den katholischen Habsburgern ihres Glaubens wegen bedrängt und unterdrückt. Davon waren besonders die Böhmisches Brüder betroffen, die durchaus bereit waren, um des Glaubens willen, ihre Heimat zu verlassen. Um 1540 wurde das Herzogtum Brieg evangelisch und der Herzog war an dem Zuzug von evangelischen Siedlern aus Böhmen stark interessiert. Durch die Einwanderungen aus Böhmen kam also zu der vorhandenen Bevölkerung, die in der Hauptsache aus Polen und Deutschen bestand, noch ein drittes Volkselement hinzu, nämlich die Tschechen bzw. Mährer. Die Familiennamen dieser Bevölkerung haben sich im Laufe der Zeit durch Polonisierung bzw. Germanisierung oder andere Umstände mehr oder minder stark verändert. Ihre ursprüngliche Form kann, wenn überhaupt, nur durch eine gewissenhafte Untersuchung ermittelt werden.

Wir greifen als Beispiel die Familie Wunsch heraus, die einen an sich deutsch klingenden Namen besaß. Verfolgt man ihn aber historisch, so stellt sich dabei heraus, daß er vor ungefähr 250 Jahren „Wqż“ lautete. Aber Schwierigkeiten bei der Aussprache haben dazu geführt, daß im Laufe der Zeit aus dem polnischen Nasal „q“ ein „un“ und aus dem „ż“ (ähnlich dem zweiten „g“ in Garage) ein „sch“ geworden ist. Mit dem Familiennamen Rambo verhält es sich ähnlich. Von ihm sind die früheren Schreibweisen Rambok, Rumbok und als älteste Rumbač vorhanden, was soviel wie Holzfäller bedeutet. Äußerst schwierig ist es zu entscheiden, ob ein Familienname polnischen oder tschechischen Ursprungs ist. Als slawische Sprachen sind Polnisch und Tschechisch miteinander verwandt. Daher ging die Polonisierung der tschechischen Namen viel leichter, schneller und unauffälliger vor sich als die der deutschen. In manchen Fällen bedurfte es nur einer polnischen Umschriftung und der ursprünglich tschechische Zuname war als solcher kaum oder überhaupt nicht mehr erkennbar. Aber, wie schon oben erwähnt, besteht historisch kein Zweifel daran, daß sich in unserem Gebiet im Laufe der Jahrhunderte immerhin eine nennenswerte Zahl von Tschechen bzw. Mährer ansässig gemacht und mit der übrigen Bevölkerung verschmolzen hat. Dies im Nachhinein an den Familiennamen festzustellen ist nicht nur ein mühevolleres Unterfangen, sondern auch eine gewagte Sache. Nur die gewissenhafte Anwendung der historisch-philologischen Methode kann hier das Dunkel bis zu einem gewissen Grade aufhellen.

Zunächst untersuchen wir zwei bekannte und geläufige Familiennamen: Rataj und Schodlok. Rataj ist die slawische Bezeichnung für Bauer, die noch heute im Sorbischen (ratar) und Serbokroatischen gebräuchlich ist. Im Altschechischen bedeutet Rataj Pflüger, Ackermann. Freilich kann es zweifelhaft sein, welchem Volkstum dieser Namensträger angehörte. Da aber Rataj im Polnischen wenig gebräuchlich war, in Böhmen

und Mähren dagegen weithin nicht nur als Familien- sondern auch als Ortsname benutzt wurde, erscheint es sehr wahrscheinlich, daß die Träger dieses Namens tschechisch bzw. mährisch waren. Die Untersuchung des Familiennamens Schodlok über einen Zeitraum von mehr als 300 Jahren hinaus ergibt, daß sich seine Schreibweise, was früher oft vorkam, immer wieder änderte. Die älteste feststellbare Namensform ist Siodlak. Das spätere „Sch“ erklärt sich aus dem früheren „Si“. Siodlak könnte man auch von dem polnischen „siodlarz“ (Sattler) ableiten. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß Siodlak dem in Böhmen häufig vorkommenden Namen Sedlák (Dörfler) entspricht. Sedlák ist einer, der einen dörflichen Beruf ausübt, also Bauer ist. Der ebenfalls bekannte Name Sedláček ist eine Verkleinerungsform von Sedlák und bedeutet soviel wie Klein-Landwirt oder Bäuerlein.

Nun beschäftigen wir uns mit einigen Familiennamen, die auf die Endsilbe „ek“ enden und verhältnismäßig oft vorkommen, sowohl im Polnischen als auch im Tschechischen. Machen wir uns die Entstehung und den Sinn eines solchen Namens an einem Beispiel deutlich. Da ursprünglich nur Vornamen üblich waren, wurde der Junge, dessen Vater Michal hieß, Michálek, d. h. Kleinmichal genannt. Die Verkleinerungsform, die der Slawe besonders liebt, übertrug sich dann auf die Nachkommen, so daß die Endung „ek“ schließlich die Familien- bzw. Sippenzugehörigkeit bezeichnete. Da der Zuname Michálek in Böhmen sehr weit verbreitet war, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er tschechischen Ursprungs ist.

Namen sind nicht nur Schall, sie sollten auch eine konkrete Aussage sein. Deshalb war es naheliegend, daß Heiligennamen als Zunamen besonders gern bevorzugt wurden. In jedem Lande genossen gewisse Heilige eine besondere Verehrung. In Böhmen war es der Heilige Wenzel, tschechisch Václav. Davon ist der spezifisch böhmische Familienname Vašek, deutsch Waschek, abgeleitet. Ebenso verhält es sich mit dem Zunamen Walossek, der auf tschechisch Valouch, deutsch Valentin zurückgeht und woraus Valoušek entstanden ist. Das tschechische „V“ ist deutsch „W“, ou ist zurückgebildet worden zum „o“ und „s“ zum „ss“ geworden, so entstand der Name Walossek. Der Heiligename Stanislaus kommt im Tschechischen in mehrfacher Abwandlung vor: Staněk, Staš und Stasěk, womit die hiesigen Familiennamen Stanek, Stasch und Staschek zusammenhängen. Ähnlich ist es bei Bartholomäus, tschechisch Bartoš, Bartoň und Bartoněk. Hieraus entstanden die Zunamen Bartosch, Bartos, Barton und Bartonek.

Sehr schwierig ist festzustellen, ob der Name Wawrzinek polnischen oder tschechischen Ursprungs ist. Polnisch ist Wawrzyn der Lorbeer, Wawrzynek der Seidelbast und Wawrzyniec Laurentius bzw. Lorenz. Sowohl im Polnischen als auch im Tschechischen geht dieser Familien-

name auf den Heiligen Laurentius zurück. Im Tschechischen ist Vavřin ebenfalls Lorenz, wovon die beiden Formen Vavřinec und Vavřinek gebildet werden. In Umschriftung lautet Vavřinek polnisch Wawrzinek. Obwohl der Zuname Wawrzinek theoretisch auf tschechische Herkunft hinweist, kann dies aber mangels historischer Unterlagen sachlich nicht begründet werden.

Abgeleitet von dem Vornamen Jan (Johannes) ist der in Böhmen geläufige Familienname Janek. Auf tschechisch Tomas (Thomas) gehen Tomek, auf Adam Adánek und auf Markus Marek zurück.

Seltener sind die Familiennamen auf die Endung „ik“, wie Svornik, Jerik, Struhlik, Kuznik, Malik und Pawlik. Auch die Endsilbe „ik“ bedeutet Verkleinerung. Diese Namen sind verschiedenen Bereichen entnommen. Tschechisch Svornik bedeutet Nagel, das ist ein Name, der auch im Deutschen geläufig ist. Jerik, tschechisch Jeřik (Haselhuhn) ist ein Familienname aus der Vogelwelt, der auch im Deutschen vorkommt. Kuznik weist auf das altschechische kuzeň (Schmiede) hin; mithin ist Kuznik deutsch Schmied. Unzweifelhaft ist der Familienname Struhlik wegen des darin vorkommenden „h“ tschechischen Ursprungs und bedeutet Schaber, Hobler, Raspler. Die beiden Zunamen Maly und Malik gehören zusammen. Maly, tschechisch malý, ist der Kleine, malík ist der kleine Finger, übertragen der winzige Mann. Für diese Gruppe von Zunamen finden sich im Polnischen kaum Entsprechungen. Zu abwegigen Schlußfolgerungen kann die bekannte Form des Familiennamens Passek infolge des „ss“ verleiten. Zur Klärung des Sachverhalts kann die älteste urkundliche Schreibweise herangezogen werden, die in deutscher Umschriftung Paschek lautet und dem tschechischen Pašek entspricht. Dieser Name steht in Beziehung zu dem tschechischen Vornamen Pavel (Paul). Die Zunamen Pawlik (tschechisch Pavlík) und Paulusch (tschechisch Pavlouš) sind gleichfalls Abwandlungen von Pavel. Deutsches Gepräge trägt der mit Pawlik zusammenhängende Name Pawelke.

Der Familienname Honza ist einwandfrei die Tschechisierung des deutschen Vornamens Hans. Jelinek (Hirschlein) findet sich im Tschechischen in derselben Schreibweise vor. Gleiches gilt von dem Namen Drobek, tschechisch drobek (kurzes „o“), was Stückchen, Brocken, Krümel bedeutet. Dworzak ist polnische Umschriftung des tschechischen „dvořák“. Dies entspricht ahd. hovaman, mhd. hoveman, nhd. Hofmann bzw. Höfling, d. h. einem an einem fürstlichen Hof bediensteten Mann.

Abschließend ist erwähnenswert, daß auch die Vorfahren des bekannten sozialdemokratischen Führers August Bebel in der kleinen Stadt beheimatet waren. Am 18. März 1819 verstarb Barbara, die Witwe des Böttchermeisters Michael Beblo. Der Name Bebel erscheint auf einem

Zinnbecher mit dem Schmiedezeichen (Hufeisen) und dem Namenszug Adam Sigismund Bebel. Creutzburg, 3. Mertz 1804.

Von der kleinen Stadt gelangt man auf der nach Norden führenden Landstraße nach dem Städtchen Pitschen. Ihr Chronist²⁾ hat sich auch eingehend mit seinen Bewohnern beschäftigt und erwähnt u. a. die Familie Dalibor, welche in Pitschen und seiner Umgebung eine gewisse Rolle spielte. Die Dalibors gehörten in einigen Dörfern wie Polanowitz, Kochelsdorf, Woislawitz und Jaschkowitz zu den begüterten Bauern. Was verbirgt sich hinter diesem Familiennamen? Er ist slawischen Ursprungs und läßt sich aus dem Tschechischen ableiten, wo er bekannt und geläufig ist. An Dalibor erinnert noch heute in Prag die sogenannte „Daliborka“, ein Turm, in dem der Ritter aus dem böhmischen Kleinadel, Dalibor von Kozojedy, eine Kerkerhaft verbüßte und dem der Komponist Friedrich Smetana die Oper „Dalibor“ widmete. Dieser ärmliche Adlige war mit der Königsmacht dadurch in Konflikt geraten, weil er sich auf die Seite der Bauern und Armen gestellt hatte. Im Zusammenhang damit wurde ihm zur Last gelegt, den Burggrafen von Ploškovice erschlagen zu haben, weil dieser seinen Freund Zdeněk, der sich ebenfalls gegen Willkür und Ungerechtigkeit der Obrigkeit aufgelehnt hatte, hängen lassen. Milada, die Schwester des Burggrafen, bezeugte vor den Richtern die Schuld Dalibors, wofür er 1498 in den an der Nordseite des Hradšchin gelegenen Festungsturm geworfen wurde. Jedoch, von der Haltung Dalibors aufs tiefste beeindruckt, beschloß Milada, ihn zu retten, findet aber mit ihm im Kampf um Freiheit und Gerechtigkeit den Tod.

Da Dalibor mit einem Folterwerkzeug, genannt „Geige“ und Stricken, genannt „Saiten“ gepeinigt wurde, erzählte man sich später, er hätte im Kerker eine Geige gefunden und von selbst ausgezeichnet spielen gelernt. Darauf geht das lateinische Sprichwort zurück: Etiam Daliborem fames musicam docet oder tschechisch: Nouze naučila Dalibora housti (die Not hat Dalibor das Fiedeln gelehrt).

Ob eine etwaige verwandtschaftliche Beziehung zu dem Ritter Dalibor besteht, kann weder behauptet noch ausgeschlossen werden. Wenn diese spezielle Frage der historischen Wahrhaftigkeit wegen offen bleiben muß, so sind die Dalibors, wenn man dem Hinweis ihres Namens folgt, irgendwann aus dem Böhmischem eingewandert. Das trifft für die Dalibors zu, die Anfang des 14. Jahrhunderts im Herzogtum Münsterberg ein Gut von ungefähr 75 ha besaßen³⁾. Dieses Herzogtum hatte besonders enge Beziehungen nach Böhmen.

Daß unsere kleine Stadt mit dem einstigen Bischof der Böhmischen Brüder und berühmten Pädagogen und Philosophen, Jan Amos Comenius (Komenský), in Beziehung steht, ist Tatsache. Auf dem ehemaligen dortigen Lehrerseminar wurden die Zöglinge vor allem mit seiner

²⁾ Hermann Koelling, Geschichte der Stadt Pitschen.

³⁾ Cod. dipl. Sil. XVIII, 3552, 3669.

Didactica magna (Große Unterrichtslehre) und seinem Orbis pictus (Gemalte Welt) eingehend bekanntgemacht. Aber gänzlich unbekannt war Comenius zu seinen Lebzeiten hier auch nicht. Als die Böhmisches Brüder des Glaubens wegen ihre Heimat verließen, hielten sie sich, bevor sie in Lissa ansässig werden konnten, eine zeitlang mit ihrem Bischof in Schlesien auf, wo sie verschiedene Beziehungen anknüpften⁴⁾. In Verbindung zu ihnen standen u. a. der Gelehrte und Schulmann Samuel Hartlib aus Brieg und der schlesische Mystiker Abraham von Franckenberg⁵⁾, dessen Geschlecht in zahlreichen Orten des Kreises Kreuzburg ansässig war. Nach dem großen Brand von Lissa benutzte der Flüchtlingsstrom der Unität für seine Rückwanderung wieder denselben Weg über Liegnitz, Breslau, Ohlau und Brieg⁶⁾.

Comenius wurde am 28. März 1592 in der friedlich klappernden Mühle der kleinen Ortschaft Nivnice, etwa 10 km von Uherský Brod geboren. Im Jahre 1602 war in Uherský Brod (Ungarisch Brod) ein wohlhabender Bürger, der Vater des Jan Amos, Martin Komenský, gestorben; ein Jahr später starb auch seine Gattin Anna und bald nach ihr noch zwei Töchter, wahrscheinlich an einer Epidemie⁷⁾. Der Vormund des elternlos gewordenen Jan erhielt einiges Geld aus Komna, woher die Familie ihren jetzigen Namen hatte. Eigentlich hieß sie aber Segeš und war vor 1527 aus der Slowakei nach Mähren übersiedelt. In Clamores Eliae Fol. 13 gibt Jan Amos Comenius über seine Person folgendes an: Jan Amos Segeš Nivnický, po otce nazvany Komenský (Jan Amos Segeš aus Nivnice, nach dem Vater Komenský genannt)⁸⁾. Jahrzehntlang hat der Verfasser dieser Abhandlung das Geheimnis, das hinter seinem Namen verborgen ist, versucht aufzuklären. Es war zunächst eine große Hilfe, daß die Kirchenbücher der Stadt Pitschen fast bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts zurückreichen, wo der jetzige Familienname Sygusch damals Zegeš, Zeguš und später auch Ziguš bzw. Zyguš geschrieben wurde. (Das „Z“ ist polnische Umschriftung für das ursprüngliche „S“). Weitere Nachforschungen ergaben, daß die Zegeš von Anfang an in den Kirchenbüchern als „Freibauern“ bezeichnet wurden, ein eindeutiger Hinweis darauf, daß sie nicht zu der einheimischen Bevölkerung zählen konnten, die unter der Hörigkeit des Grundherrn stand, sondern zugewandert waren. Aber woher war diese Familie um 1550 gekommen? Der Verfasser der Geschichte der Stadt Pitschen weist darauf hin, daß in die Stadt und ihre Umgebung nicht nur Personen aus Deutschland, sondern auch aus Böhmen und Mähren, der Slowakei, ja sogar aus Ungarn eingewandert sind⁹⁾. Die neueste Biographie

⁴⁾ Milada Blekastad, Comenius 22, 165, 169, 524 und passim.

⁵⁾ Ibid., 81, 145, 153, 121, 177, 248.

⁶⁾ Ibid., 547.

⁷⁾ Ibid., 11.

⁸⁾ Ibid., 11, Anm. 37; 16, Abm. 56.

⁹⁾ Koelling, a. a. O., 9.

über Comenius läßt uns wissen ¹⁰⁾, daß die Familie Komenský (Segeš) in der Gegend um Ungarisch Brod beheimatet war, d. h. in einem Gebiet, wo gewiß auch ungarische Einflüsse vorhanden waren. Ob etwa der Name Segeš ungarisch ist, diese Frage muß offen bleiben, weil zu ihrer Beantwortung eine gute Kenntnis des Ungarischen erforderlich ist.

Aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Namen „Sygusch“ und „Segeš“ in irgendeiner Verbindung stehen. Der Vokalwandel in der betonten Silbe von e zu i bzw. y ist philologisch durchaus möglich. Auch das Konfessionelle spielt hier eine wesentliche Rolle. Die Familie des Comenius gehört den Böhmischen Brüdern an, und die Segeš waren, wenn sie vielleicht auch nicht den Böhmischen Brüdern angehörten, doch zumindest evangelisch; denn sonst wäre ihre Einwanderung in das um 1540 evangelisch gewordene Herzogtum Brieg weder möglich noch sinnvoll gewesen. Interessant ist es, daß der Familienname Sygusch bzw. Segeš noch heute in der Südslowakei vorkommt.

Nicht mehr als eine kleine Exkursion in die Geschichte können und sollen die vorausgegangenen Seiten sein. Wovon dort die Rede ist, gehört einer näheren bzw. ferneren Vergangenheit an. Soll sie begraben und vergessen sein? Oder ist sie es nicht wert, erschlossen zu werden, zumal es u. a. in ihr ganz persönlich auch um unsere Vorfahren oder wie Freytag sagen würde, um „Die Ahnen“ geht? Freilich sind uns unsere Vorfahren auf Grund des Zeitabstandes mehr oder weniger ferngerückt. Eine direkte Vorstellung von ihnen haben wir kaum. Was tatsächlich von ihnen übriggeblieben ist und wir als Nachfahren von ihnen ererbt haben, sind die Namen, deren einstmalige scharfe Konturen sich aber verändert oder fast zur Unkenntlichkeit verwischt haben. Manches kann noch erschlossen, wiederum anderes nur bis zu einem gewissen Grade geklärt werden. Schließlich muß manche Namensdeutung in der Schwebe bleiben oder es muß auf sie völlig verzichtet werden. Obwohl daher nur bedingte Ergebnisse zu erzielen sind, besteht die Berechtigung einer solchen Untersuchung darin, daß uns dadurch die Geschichte unserer Vorfahren persönlich näher rückt.

Dr. Kurt Sygusch

Lesehilfen

- ą = on (Nasal mit kurzem Vokal).
- č = tsch.
- č̣ = tsch.
- ň = nj (erweichtes n).
- ř = j (in Journal).
- š = sch.
- ṣ̌ = sch.
- ž = zweites „g“ in Garage.
- v = w (in tschechischen Wörtern).

¹⁰⁾ Milada Blekastad, Comenius. Versuch eines Umrisses von Leben, Werk und Schicksal des Jan Amos Komenský. Oslo, Prag. O. J.

Lebensbild eines schlesischen Kantors

Kantor, ein Fremdwort aus dem Lateinischen, auf deutsch „der Sänger“, weist auf eine Tätigkeit als Organist und Chorleiter einer Kirchgemeinde hin. Dies Amt wurde meist nebenamtlich ausgeübt. Neben dem kirchlichen Amte stand der Dienst als Lehrer einer Schule, besonders in dörflichen Verhältnissen. Der „Kantorlehrer“ war eine wichtige Persönlichkeit in der Gemeinde. Den Nationalsozialisten blieb es vorbehalten, die organische Verbindung von Kirchen- und Schulamt zu zerstören.

Nun muß es freilich auffallen, daß es das Wort Kantor in der Gemeinde, von der ich erzählen will, erst im 19. Jahrhundert gegeben hat. Die Reformation hatte zwar aufgerufen, die Kinder in die Schule zu schicken. Es hat aber Jahrhunderte gedauert, bis die allgemeine Schulpflicht jedes Kind in Stadt und Land erreicht hat. Dafür hat es lange auf dem Dorfe den „Kirchschreiber“ gegeben, der neben dem Pfarrer vermutlich der einzige war, der die Kunst des Lesens und Schreibens beherrscht hat. Ich zitiere aus den Kirchenbüchern der Gemeinde Geibsdorf, Kreis Lauban. Im Sterberegister des Jahres 1601 steht verzeichnet: „Barthel Krause, Kirchschreiber. Er starb im 76. Jahre seines Alters, den 8. November, nachdem er 34 Jahre allhier Schreiber gewesen ist“. Es folgen: David Halbrot 1602—1605, G. Zacharias Schuyrer 1606—1609, Jakob Hergesell 1610—1617. „Ist zu Lauban Glöckner gewesen 16 Jahre, allhier in Geibsdorf Kirchen- und Gerichtsschreiber 7 Jahre.“ Als Kirchenschreiber hatte er die Kirchbücher zu führen, wozu vermutlich noch der Organistendienst samt dem Mesnerdienst in der Kirche kam. Als Gerichtsschreiber hatte er die Kaufs- und Verkaufsverträge in Geibsdorf zu protokollieren. Er war also Standesbeamter und vertrat unser heutiges Katasteramt mit seinen Grundbuchangaben. Der Sohn gleichen Namens übernahm das Amt des Vaters. Er stirbt im Alter von 36 Jahren. „14 Jahre Schreiber allhier“, so steht es im Kirchenbuch.

Wir verfolgen die Entwicklung im 18. Jahrhundert. Kirchschreiber ist von 1670 bis 1700 Karl Heinrich Trendel. Ihm folgt von 1701—1709 Tobias Volkmar. „Er bekam die Vocation von Hirschberg zum Organisten und Direktor bei der neu auszubauenden evangelischen Kirche.“ Er war der Schwiegervater von Pfarrer Neunherz, in Geibsdorf 1696—1706, einem schlesischen Dichterpfarrer. In Hirschberg mögen sich die beiden wiedergetroffen haben, denn auch Neunherz bekam die Berufung an die neuerbaute Gnadenkirche in Hirschberg. — Nachfolger von Tobias Volkmar wurde Christoph Hübel, 1709—1734. „Er war ein Sohn des Richters Hübel in Gerlachsheim.“ Ihm folgte Johann Georg Wiesner 1734—1749.

„Er wurde am 2. Advent 1734 von einem Hochedlen Magistrat (von Lauban als der Patronatsbehörde) nach gehaltener Wahl von Leipzig hierher vociert und verrichtete in der Christnacht zum ersten Male hier sein Amt. Er hatte Jura studiert. Er verheiratete sich mit Jungfer Marie Rosine Dittmann, des Christoph Dittmann Tochter“. — Sein Nachfolger wurde 1750 Elias Hokoff. Er hatte Theologie studiert und war in Lauban Informator des laubanischen Waisenhauses gewesen“. „Er ward am 27. Januar von drei Ratsdeputierten als Kirchendiener, Schulmeister und Gerichtsschreiber vorgestellt. Er verheiratete sich mit der Witwe seines Vorgängers,.. — Zum ersten Male ist hier der Dienst als Schulmeister erwähnt neben dem des Gerichtsschreibers. Einen Schulmeister kann man nur berufen an einen Ort, in dem auch eine Schule besteht. Mit dem Dienste des Kirchendieners ist vermutlich beides gemeint, der Dienst als Mesner und Organist. Daß er die Witwe des Vorgängers heiratete, vielleicht auch heiraten mußte, um die Berufung nach Geibsdorf zu erreichen, war bestimmt keine leichte Zugabe. — Man übersehe nicht, daß die beiden letztgenannten Schreiber Akademiker waren, der eine Jurist, der andere Theologe.

Im 19. Jahrhundert gibt es keinen Dorfschreiber mehr. Christian August Bessert, dessen Lebensgeschichte erzählt werden soll, trägt den Titel eines „Kantors“.

Christian August Bessert, der spätere Geibsdorfer Kantor wurde am 27. April 1796 in Schadowalde Kreis Lauban geboren. Der Vater war Lehrer, aber frühzeitig verlor Bessert beide Eltern. Er war dann auf seinen Großvater angewiesen, der treulich für ihn sorgte, der auch des Enkel Lerneifer begünstigte. Er führte ihn dem Gymnasium in Lauban zu. — Oft erzählte Bessert später seinen Schülern, daß er „mit 12 Kaiser Groschen in der Tasche, aber mit festem Vertrauen auf Gottes Hilfe“ den Weg nach Lauban angetreten habe. Sein hauptsächlichstes wöchentliches „Stipendium“ sei ein Brot gewesen, das er sich allsonntäglich nach beendigtem Chordienste über eine Meile weit noch holen mußte. Nach des Großvaters Tode wurden die Verhältnisse für Bessert noch drückender. Er gab viele Privatstunden, aber die übermäßige Anstrengung schwächte seine Gesundheit. So sah er sich als Primaner gezwungen, seinen Lieblingswunsch, Theologie zu studieren und Pfarrer zu werden, aufzugeben. Er wählte den Beruf eines Volksschullehrers. Für seine Tätigkeit hatte ihn Schule und Leben hinreichend vorbereitet. Er war ausgerüstet mit gymnasialer Bildung, mit musikalischer Tüchtigkeit und mit einer im Privatunterrichte geförderten Lehrbefähigung. Dazu kam seine natürliche Ausrüstung: Der Kopf hell und klar, das Herz warm und weich, der Wille stark und fest. Das wertvollste Stück seiner Vorbildung war jedoch seine im Ernst des Lebens gereifte Persönlichkeit, durchdrungen von ungeheuchelter Frömmigkeit und von festem Gottvertrauen. Dies begründete den Segen seines Lebens.

Bessert wurde 1817 eine Hilfslehrerstelle in Gersdorf am Queiss übertragen. Schon 1818 wurde er als Kantor und Lehrer nach Kohlfurt berufen, wo er neben seiner Volksschule, im Verein mit dem Ortspfarrer Neumann, eine Privatschule eröffnete, die bald weithin berühmt wurde, und in der viele Zöglinge aus Stadt und Land, auch vom Adel, für das Gymnasium, das Lehrerseminar und das gewerbliche Leben vorbereitet wurden.

Im Monat März 1823 trat er das Amt des Kantors, Lehrers und Gerichtsschreibers der Gemeinde Geibsdorf an, das er 37 Jahre lang segensreich für Kirche, Schule und Gemeinde verwaltete. Seine Privatschule setzte er auch hier mit gleichem Ziel und gleichem Erfolge fort wie in Kohlfurt. Einem seiner Schüler, Leberecht Diesner, den er 1855 zur Aufnahmeprüfung in das Seminar zu Bunzlau schickte, sagte er: „Du bist der 72. Präparand, den ich vorbereitet habe, du sollst auch der letzte sein“. Er konnte aber nicht von seiner Arbeit lassen, darum sind dem 72. noch einige andere gefolgt.

Bessert war also zunächst Volksschullehrer. Was er hier geleistet hat, wird schon deutlich durch die Zahl der von ihm betreuten Kinder, die bis auf rund 200 anstieg. Gewiß, er bekam einen Adjuvanten, einen Hilfslehrer. Aber 100 Kinder blieben für ihn zu unterrichten, 100 Kinder der verschiedensten Altersstufen. Da mußten dann Privatschüler oder auch ältere Schüler helfen. Er wußte sich das Vertrauen und die Liebe seiner Schüler in hohem Maße zu erwerben. Sie verehrten in ihm einen treuen, väterlichen Freund, der es gut mit ihnen meinte, der auch mit dem schwächsten Geduld hatte und nie die Unkenntnis, sondern nur die Trägheit und den Ungehorsam strafte. Zu körperlicher Züchtigung konnte er sich nur sehr schwer entschließen, darin durchaus ein moderner Pädagoge, sondern durch ernste Worte suchte er Scham und Reue zu erwecken. Einer seiner ehemaligen Schüler bekennt: „Ein Eifer beseelte uns, als ob wir die größten Gelehrten werden wollten, und dies bewirkte die Geschicklichkeit des Lehrers und unsere gänzliche Hingabe an ihn, der in hohem Grade die vielen Gelehrten fehlende Kunst besaß, Kenntnisse und Fertigkeiten leicht und faßlich mitzuteilen, Fleiß und Lust rege zu erhalten, und so eine Menge von Schülern an Alter und Kenntnissen verschieden, mit gutem Erfolg fortzubilden. Die seit Pestalozzi viel gebrauchte Methode, Gehilfen aus der Zahl der fähigen Schüler heranzubilden, wußte er trefflich zu benutzen und oft leitete er nur das Ganze.“

Bessert hatte aber auch einen ausgesprochen sozialen Sinn. In den harten Wintern, als die Weberei fast ganz darniederlag, als die Kartoffeln, das Hauptnahrungsmittel der Armen, mißbraten und das Brot teuer waren, als „das Klagegedicht eines armen Webers“ umging, dessen erste Strophe lautet: „Ach, was soll ich Weber machen, und was soll

ich fangen an. Es ist nicht mehr zum Lachen, weil man kaum noch leben kann von der lieben Weberei, ja das sag ich ohne Scheu.“

In einem solchen Winter ließ Kantor Bessert den armen, durchfrorenen Kindern, ehe er ihnen geistige Nahrung reichte, einen Teller warmer Suppe geben, von der er einen ganzen Kessel voll gekocht hatte. Hier wurden die späteren Schulspeisungen, wie sie in der Zeit nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg üblich waren und in irgendeiner Form auch heute noch zu einem modernen Schulbetrieb gehören, vorausgenommen.

Zur Schule gehörte damals die Zahlung eines Schulgeldes. Wie oft hat Bessert manchen Taler Schulgeldreste in der Liste gestrichen, ohne die Armen noch einmal deshalb zu mahnen. Auch als dann den Lehrern in solchen Fällen Gemeindehilfe zugesichert war, damit sie nicht um einen Teil ihres Diensteinkommens kämen, hat Bessert diese Hilfe, um die betreffenden Eltern nicht zu beschämen, nur selten in Anspruch genommen. Freilich wurde Bessert dies Verfahren als Schwäche und als Vergehen gegen seinen Amtsnachfolger angerechnet, dem er dadurch seine Stellung erschwere.

Als Kantor und Organist leistete Bessert Hervorragendes. Sein eigener Gesang war kräftig und wohlklingend. Seine Orgel kannte er in- und auswendig. Alle kleinen Reparaturen machte er selbst. Bessert fand in Geibsdorf kein Choralbuch in der Kirche vor. Während des Gottesdienstes horchte er auf den Gesang der Gemeinde und ließ die gebräuchlichen Melodien von befähigten Privatschülern nachschreiben. Nachdem so die Melodien festgestellt waren, harmonisierte sie der Kantor, und so entstand allmählich ein Gemeindechoralbuch.

Der Gottesdienst wurde nicht bloß an hohen Festtagen, sondern auch an gewöhnlichen Sonntagen durch Kirchenmusik verschönt. Er wurden nicht bloß Motetten und andere religiöse Gesänge von einem gemischten Chor vorgetragen, sondern auch vollständige Kirchenmusiken mit Orgelbegleitung und Instrumentalmusik aufgeführt. Zu diesen musikalischen Aufführungen wußte Bessert alle musikalischen Kräfte in der Gemeinde mobil zu machen.

Der „Gerichtsschreiber“ Bessert war ein Sach- und Schriftkundiger, darum aber auch ein vielgeplagter Mann, der nicht nur die amtlichen Schriftstücke in Gemeindeangelegenheiten und im Verkehr mit dem Magistrat in Lauban zu besorgen hatte, sondern er war auch Briefschreiber der Geibsdorfer in ihren persönlichen Angelegenheiten. Die Kunst des Briefschreibens ging den Dorfbewohnern noch weithin ab. Und er wies keinen zurück. So kam er in die engste Berührung mit den Verhältnissen der Einzelnen. Keine Stunde der schulfreien Zeit, sei es

am späten Abend, sei es während der Mahlzeit, war ihm zu teuer. Der Gedanke, es möchte während seiner Abwesenheit jemand von ihm Rat oder Hilfe begehren, hielt ihn oft ab, eine Besuchs- oder Erholungsreise zu unternehmen. Kaum, daß er einmal im Jahre zu seinen Kindern oder seinem ehemaligen Schüler, dem Pastor Hergesell in Görlitz, reiste. Soll man es verschweigen, daß Bessert auch ein Patriot, vaterlandstreu war? Wir hören das Wort Patriotismus heute nicht mehr gern. Zuviel Überheblichkeit hat sich mit diesem Worte verbunden. Aber die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts ist nicht ohne den Patriotismus zu denken. — Hier sei nur erzählt, daß Bessert in der unruhigen Zeit der Jahre 1848—49 die Gemüter zu beruhigen versuchte und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit und zur Königstreue aufrief. Ja, er zog mit seinen Schülern, vaterländische Lieder singend, durch das Dorf. Dies aber erschien wiederum der Obrigkeit zu weit gehend. Diese Umzüge mußten unterbleiben.

Der eigentliche Reichtum seines Lebens bestand für Bessert in seiner Familie. Hier fand er den Ausgleich für die Berufsarbeit und Erholung. Dabei fehlten weltliche Zerstreuung so gut wie ganz. — Bessert war zweimal verheiratet. Seine erste Gattin, die Mutter seiner 5 Kinder, starb früh. Bessert hatte das große Glück, eine zweite Frau zu finden, die sich in großer Liebe der Kinder ihres Mannes annahm. Von ihr heißt es: „Still, emsig und mit ordnendem Sinne lag sie ihren Mutter- und Hausfrauenpflichten ob, der Sparsamkeit beflissen, während ihr Mann nach dem Worte des Herrn handelte: „Laß deine linke Hand nicht wissen, was die Rechte tut“.

Von Besserts drei Söhnen wurde der älteste Pfarrer, der zweite Arzt, der dritte Lehrer. Die älteste Tochter war an einen Arzt, die jüngere an einen Kaufmann verheiratet. — Enkelkinder wurden geboren. Kantor Bessert durfte sich des Glückes seiner Kinder und des Gedeihens seiner Enkelkinder freuen. — Aber gerade hier gab es schmerzlichen Verlust. Die älteste Tochter starb in den fünfziger Jahren, der Mann ein Jahr später. Fünf unerzogene Waisenkinder blieben zurück. „Ich muß wieder von vorn anfangen, muß noch einmal von vorn anfangen“, so pflegte Bessert denen zu sagen, die ihn in seinen dunklen Tagen besuchten. Und als er in der Kirche das Gedächtnislied „Mein Gott, ich weiß wohl, daß ich sterbe“ mit zitternder Stimme anstimmte, da entrann ein Tränenquell seinen Augen. — Der Großvater nahm das älteste der Waisenkinder Sidonie zu sich. Es hat später einen Lehrer Blum in Leschwitz bei Görlitz geheiratet. Die übrigen Kinder wurden unter die verschiedensten Kinder des Kantors verteilt.

Kantor Bessert besaß eine gute Gesundheit. Noch 6 Tage vor seinem Tode waltete er rüstig seines Amtes. Dann erkrankte er mit heftigen Rückenschmerzen. Ein starkes Fieber raubte ihm zwei Tage vor seinem

Tode das Bewußtsein. — In den Fieberfantasien glaubte er, vor seiner Klasse zu stehen. Er rief bald diesen oder jenen Schüler auf, ließ ihnen bald diesen oder jenen Spruch oder einen Liedervers sagen: „Sing, bet und geh auf Gottes Wegen“ — „Vater unser im Himmel“. — In den Morgenstunden des 10. Mai 1860 ist er sanft hinübergeschlummert in eine andere, bessere Welt. — Eine Marmorplatte mit der Inschrift bedeckte sein Grab: Ruhestätte des Herrn Christian August Bessert, Kantor, Organist und Lehrer hiesiger Gemeinde, geb. den 27. April 1796, gestorben, den 10. Mai 1860.

Sein Name möge hier stehen für die vielen schlesischen Dorfschullehrer, die oft in großer Armut wirkten, gute Geister in der Dorfgemeinde waren, aber heute schon lange vergessen sind.

Die Angaben über Bessert sind entnommen einem Gedenkblatt für Christian August Bessert, das einer seiner Schüler, Schulrat Leberecht Diesner, 1911 niederschrieb. Veröffentlicht wurde das Gedenkblatt in Nr. 1, 4 und 5, 7. Jahrgang des Monatsblattes der evang. Kirchgemeinde Geibsdorf mit Neukretscham. — Die übrigen Namen und Daten sind den Geibsdorfer Kirchenbüchern entnommen.

Dr. Hans Saalfeld

Schlesischer Orgelbau in zwei Jahrhunderten in der Sicht einer Umfrage aus dem Jahre 1924

Im Jahre 1924 versandte das Evangelische Konsistorium in Breslau an alle evangelischen Gemeinden in Schlesien Fragebogen, um über den derzeitigen Stand der Kirchenmusikpflege Auskunft zu erhalten. Die sich auf die Orgeln beziehenden Fragen lauteten: Ist eine Orgel vorhanden? Ihre Disposition? Erbauer und Erbauungsjahr? Wie ist der gegenwärtige Zustand der Orgel? Sind Nachweise über frühere Orgeln vorhanden? Das Jahr 1924 ist für Schlesien insofern ein interessantes Jahr, als genau 200 Jahre zuvor — also im Jahre 1724 — der wohl berühmteste schlesische Orgelbau begonnen wurde und 200 Jahre nach diesem großartigen Beginn die letzte bedeutende schlesische Orgelbauwerkstatt ihren Betrieb einstellte. Wie nicht anders zu erwarten, sandten nicht alle Gemeinden den Fragenbogen zurück. Immerhin liegen die Fragenbogen aus 583 von insgesamt 714 Gemeinden vor. Sie sind zum Teil mit großer Sorgfalt ausgefüllt, einige, darunter solche, auf denen man gern mehr lesen würde, sind nur flüchtig und zuweilen auch ohne Sachkenntnis bearbeitet. Besonders die Frage nach den früheren Orgeln ist oft ohne eine sorgfältige Antwort geblieben.

Eine statistische Übersicht über die im Jahre 1924 vorhandenen Orgeln würde nur den Fachmann interessieren. Damit etwas mehr geboten werden kann, wurde das Buch von Ludwig Burgemeister über den Orgelbau in Schlesien zu Rate gezogen; es ist fast gleichzeitig mit der Umfrage im Jahre 1925 in Straßburg erschienen. Die Angaben Burgemeisters und die Mitteilungen auf die Umfrage ergänzen sich gegenseitig.

Nach der Fertigstellung unseres Manuskriptes erschien in Frankfurt am Main eine Neuausgabe des Burgemeisterschen Buches, deren Bearbeiter ihrerseits die Ergebnisse der Umfrage in einem Nachtrag und in Fußnoten verwerten konnten. Wo auf diese Neuauflage Bezug genommen wird, ist erkennbar gemacht.

Nur an wenigen Orten wird im Jahre 1924 noch eine Orgel aus dem 17. Jahrhundert gespielt. Vor allem die Schweidnitzer Friedenskirche meldet, daß die von Gottfried Klose aus Brieg in den Jahren 1666—1669 gebaute Orgel noch ihren Dienst tut. Sie hat auf 3 Manualen und Pedal 60 klingende Stimmen. Bei dem Umbau durch die Schweidnitzer Firma Schlag und Söhne im Jahre 1912 wurde die mechanische Taktur in eine pneumatische verwandelt, Gehäuse und Register wurden über-

nommen bzw. überarbeitet. In Schweidnitz weiß man jedenfalls im Jahre 1924 nichts davon, daß das Gehäuse der Orgel in den Jahren 1777–1784 von Peter Zeitzius aus Frankenstein erneuert worden sein soll, wofür Ähnlichkeiten mit dem Prospekt der Strehleiner Orgel sprechen, die Zeitzius aufstellte. Auch den vielen zur Zeit die Schweidnitzer Friedenskirche besuchenden polnischen Touristen nennt man das Jahr 1666 als Baujahr der Orgel und Klose als den Erbauer.

In Schweidnitz steht auch noch eine kleine Orgel aus dem Jahre 1695 über dem Altar, deren Erbauer nicht genannt wird. Eine weitere kleine Orgel mit nur 12 klingenden Stimmen aus dem 17. Jahrhundert wird aus Rengersdorf am Queis im Kreise Lauban gemeldet. Ein sonst unbekannter Martin Weyner hat sie im Jahre 1646 gebaut. Sie ist wiederholt umgebaut worden (1783 durch Ambrosius Tauchmann aus Hoheneibe, 1818 durch einen Orgelbauer Hirt aus Hermsdorf bei Flinsberg, schließlich 1886 durch Schlag und Söhne); der Rengersdorfer Kantor scheint überzeugt zu sein, daß bei den Umbauten vieles vom alten Bestande erhalten blieb. Schließlich wird in Carolath im Kreise Freystadt das Alter der Orgel als eines Werkes aus der Mitte des 17. Jahrhunderts sicher richtig angegeben. Die Carolather Schloßkapelle wurde im Jahre 1618 als „ein Bauwerk, das für die Geschichte des evangelischen Kirchenbaues in Schlesien von einzigartiger Bedeutung ist“ vollendet (Günther Grundmann, Der evangelische Kirchenbau in Schlesien, S. 16). Die Abbildung (bei Grundmann a. a. O. Abb. 13) zeigt ein Gehäuse mit reichem barockem Figureschmuck. Über den Erbauer ist nichts bekannt.

Zu den ältesten im Jahre 1924 noch benutzten Orgeln dürfte auch das Werk in Domslau bei Breslau gehört haben. Burgemeister² zeigt eine Abbildung des Gehäuses (Abb. 16) und gibt für die Errichtung die Jahre 1710/25 an. In Domslau weiß man nichts über das Alter der Orgel. Die Angaben lassen aber darauf schließen, daß am Werk Erneuerungen stattfanden; trotzdem bezeichnet man es als veraltet.

Auch im 15., 16. und 17. Jahrhundert waren schlesische Orgelbauer in ihren Kirchen tätig. Obwohl die Fragebogen sich ausschweigen, seien – stellvertretend für andere – drei Orgelbauer erwähnt: Stephan Kaschendorf aus Breslau baute um 1460 in St. Elisabeth eine Orgel mit zwei Ausladungen und Türmen, Christian Crell vollendete in derselben Kirche im Jahre 1657 eine Orgel mit 35 Stimmen auf 3 Manualen und Pedal, und Wilhelm Haupt erbaute im Jahre 1635 eine Orgel für St. Maria-Magdalena mit 36 Stimmen auf 3 Manualen und Pedal.

Mit einem Kuriosum beginnt das 18. Jahrhundert; es wird aus dem durch die Süßmuthschen Glaswerkstätten später berühmt gewordenen Ort Penzig in der Oberlausitz berichtet: „Im Jahre 1700 erbaute der

Schulmeister Simon Richter mit seinem Sohne Michael in 13/4 Jahren eine Orgel; dieses ist die erste Orgel, die in der Chronik erwähnt wird“. Ob er wohl mehr Erfolg gehabt hat als der Sorauer Arzt Michael Hirschfeld, der im Jahre 1597–1602 bei der Aufstellung eines Orgelwerkes mit 3 Manualen und Pedal in St. Maria-Magdalena zu Breslau scheiterte? Was mag den Penzinger Kantor wohl veranlaßt haben, zur Selbsthilfe zu greifen?

Als Vorreiter der großen schlesischen Orgelbauer erscheint am Himmel des schlesischen Orgelbaus ein Mann, der sich in Italien Ruhm und Anerkennung erworben hat, ehe er sein letztes bedeutendes Werk in Schlesien aufstellte: Eugenio Casparini (MGG 2, 889 ff). Er stammt aus Sorau in der Niederlausitz, wo er im Jahre 1623 zur Welt kam, lebte und arbeitete in der Hauptsache in Padua, war auch in Triest und Venedig sowie in Wien und in Süd-Tirol tätig und starb auf der Reise in seine Heimatstadt Sorau in Nieder-Wiesa bei Greiffenberg im Jahre 1703. Der dortige Erweckungsprediger Johann Christoph Schwedler hielt ihm die Grabrede. Er gilt als einer der großen Mittler zwischen italienischer und deutscher Orgelbaukunst. Für Schlesien wurde auch sein Sohn Adam Horatio bedeutsam, der im Jahre 1676 zu Padua zur Welt kam und in Breslau im Jahre 1745 verstarb. Eugen Casparini errichtete in den Jahren 1697 bis 1703 zusammen mit seinem Sohn Horatio die Orgel in der Görlitzer Peterskirche, die mit ihren 56 Stimmen auf drei Manualen und Pedal damals als weltberühmtes Riesenwerk galt. „Der Bau bildet einen Markstein in der schlesischen Orgelbaukunst. Glanzvoll eröffnet er die Reihe der großen Werke des 18. Jahrhunderts.“ (Burgemeister S. 29 und 28). Heute steht von der ursprünglichen Orgel allerdings nur noch das Gehäuse, das in seiner architektonischen Gliederung ein Denkmal der italienischen Renaissance darstellt. Im Jahre 1894 baute die Firma Schlag und Söhne ein neues Werk mit 53 klingenden Stimmen ein. Das gegenwärtige Werk mit seinen 89 Stimmen und etwa 6500 Pfeifen stammt von W. Sauer in Frankfurt/Oder. Zur Zeit ist eine Erneuerung durch die Firma VEB Orgelbau Bautzen (vormals Eule) beabsichtigt. Der Sohn Adam Horatio Casparini erbaute im Jahre 1737 die Orgel für die Breslauer 11000-Jungfrauen-Kirche; sie fiel am 5. Januar 1807 bei der Beschießung Breslaus durch die Franzosen der Zerstörung anheim. Auch die St. Bernhardinkirche und die Christophorkirche in Breslau besaßen einmal Orgeln von Adam Horatio Casparini. Im Jahre 1727 erbaute Adam Horatio Casparini die Orgel in der Kirche zu Woitsdorf im Kirchenkreise Bernstadt-Namslau; sie hatte ein Manual mit 10 und ein Pedal mit 3 Registern und wurde im Jahre 1924 in unveränderter Gestalt benutzt. Nach polnischen Angaben ist sie erhalten – allerdings beschädigt.

Nur wenig später war in Breslau der einheimische Meister am Werke, „in dem der ganze schlesische Orgelbau seinen Gipfel erreichte“;

Michael Engler (Burgemeister S. 35). Die Engler kamen vom Neusiedler See im Burgenlande her nach der schlesischen Hauptstadt. Schon der Vater unseres Orgelbaumeisters war in Breslau als Orgel- und Instrumentenmacher tätig. Michael Engler wurde in Breslau im Jahre 1688 geboren; er starb daselbst im Jahre 1760. Sein berühmtestes Werk errichtete er in den Jahren 1724–1730 in der Nikolaikirche zu Brieg mit 56 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal. „Mit dieser Orgel trat Engler in die Reihe der großen Orgelbaumeister der Zeit . . . Als fertiger Meister und starke Persönlichkeit tritt er schon bei dieser seiner ersten großen Schöpfung auf den Plan.“ (Burgemeister S. 35 und 67). „Englers Orgeln verbinden mit dem silbernen Glanz eine edle fast schwärmerisch zu nennende Weichheit bei wohlgerundeter Klangfülle und waren sowohl im Ton als auch in ihren wertvollen Gehäusen vorzüglich dem Kirchenraum eingepaßt.“ (Hans Klotz in MGG 16, 97). Es gehörte große Geschicklichkeit dazu, das Werk in dem schmalen Kirchenschiff in Brieg unterzubringen. Wenn Günter Grundmann die Orgel als „eine der schönsten Barockorgeln Schlesiens“ bezeichnet, (Barocke Kirchen und Klöster in Schlesien, S. 216), gilt dieses Urteil auch dem Prospekt der Orgel, der sich in das gotische Mittelschiff der Kirche großartig einfügt. In den Jahren 1926–1928 wurde die Brieger Orgel unter Kirchenmusikdirektor Max Drischner restauriert; heute befindet sie sich nicht mehr in Brieg. Ihre Pfeifen waren nach Kamenz ausgelagert worden; sie fielen in Frankenstein in die Hände der russischen Besatzungsmacht. Max Drischner war der Meinung, daß sie eingeschmolzen wurden. Die Nachforschungen der Berliner Kirchenkanzlei hatten allerdings nur das Ergebnis, daß die Pfeifen wahrscheinlich unter der Anleitung von 'Kunst'-Offizieren in Kisten verpackt und als 'Beute' in die Sowjetunion verschickt worden sind. Mehr konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Daß man in den Wirren der Nachkriegszeit lediglich am Material der Orgel Interesse gehabt hat, bleibt zu befürchten. „Der Untergang dieser Orgel ist der schwerwiegendste Verlust für den schlesischen Orgelbau“ (Burgemeister² S. 117).

Als letztes großes Werk baute Michael Engler in den Jahren 1750–1761 die Orgel in St. Elisabeth zu Breslau, die erst sein Sohn vollendete. Er versah sie – wie seine Brieger Orgel – mit 56 Registern, diesmal jedoch auf 3 Manualen und Pedal. Allerdings kann nur das herrliche Gehäuse der Orgel noch als Werk Michael Englers gelten. Schon die Umbauten und Erweiterungen der Orgel durch die Schweidnitzer Schlag und Söhne in den Jahren 1878/1879 und 1907 waren einem Neubau des Werkes gleichgekommen. Und die vielbeachtete 'Restauration' durch die Firma W. Sauer aus Frankfurt/Oder in den Jahren 1939–1941 „stellte ein Muster der von der deutschen Orgelbewegung geprägten Disposition dar, deren Vorbild die Hamburger Schnitger-Orgeln bildeten . . . keine Renovierung historischen Bestandes, auch kein Nachbau einer Engler-Disposition“ (Burgemeister² S. 110). Der Gesamt-

charakter des Orgelwerkes habe nunmehr dem hanseatischen Orgeltyp angehört. Damals seien kostspielige Orgelbauten aus taktischen Gründen, d. h. um die Finanzierung durchzusetzen oft als Restaurierungen bezeichnet worden, was man fast als „Notlüge“ verstehen könne. Als am 20. September 1975 ein Feuer die ganze kupferverkleidete Renaissance-Haube des Turmes der Elisabethkirche vernichtete, blieb die Orgel unversehrt; das Löschwasser drang nur bis in die Gewölbe über ihr. Sie hatte auch den Krieg unbeschädigt überstanden.

Übrigens besaß auch die alte St. Salvatorkirche in Breslau eine Orgel Michael Englers. Die Kirche stand als Lehmfachwerkbau für 2000 Besucher am Schweidnitzer Tor, wo der hinter dem Neubau des Wertheim-Kaufhauses gelegene Platz als Salvatorplatz bis zuletzt die Erinnerung an sie festhielt. Die Kirche und mit ihr die Orgel wurden im Jahre 1854 durch Feuer vernichtet. Englersche Orgeln blieben unverändert erhalten in der Abteikirche zu Grüssau sowie — außerhalb Schlesiens — in Ölmütz (MGG 16, 95f). Weitere Engler-Orgeln standen in Schlesien einmal in der (nicht mehr vorhandenen) großen Bethauskirche zu Schmiedeberg im Riesengebirge und in Reichenstein im Kreise Glatz. Sie waren in den Jahren 1863 bzw. 1913 durch Orgeln aus Schweidnitz ersetzt worden.

In mindestens acht weiteren Gemeinden werden im Jahre 1924 noch Orgeln Michael Englers benutzt, z. T. noch in unveränderter Gestalt. Allerdings weiß nur einer der dort tätigen Kantoren, daß sein Instrument von dem großen schlesischen Orgelbauer aufgestellt wurde, die anderen geben nur das Baujahr ihrer Orgel an; daß es sich um Orgeln Michael Englers handelt, unterliegt keinem Zweifel. In Karoschke (Lindenwaldau) errichtete man im Jahre 1713 eine Kirche als Ziegelfachwerkbau, und Michael Engler versah sie im Jahr 1723 mit einer Orgel. Der dortige Kantor kennt die Geschichte seines Instrumentes genau. Er rühmt besonders den prächtigen Orgelprospekt. Restaurationen an der Orgel wurden ausgeführt durch die Orgelbauer Zittwer aus Glogau im Jahre 1764, Christian Peukert aus Oels im Jahre 1777 und 1817 durch Scheffler aus Groß-Hammer. Die Orgel hat 14 Stimmen auf zwei Manualen und Pedal. Für die aus dem 15. Jahrhundert stammenden Kirche in Schwanowitz im Kreise Brieg baute Michael Engler im Jahre 1737 eine Orgel mit 23 Stimmen auf zwei Manualen und Pedal. Nur hier kennt der Kantor den Erbauer seiner Orgel; er berichtet nichts über Veränderungen des Werkes und bezeichnet den gegenwärtigen Zustand als gut. In der Kirche zu Bielwiese im Kreise Steinau steht eine Engler-Orgel aus dem Jahre 1724; sie hat 10 Register fürs Manual und 2 fürs Pedal. Ein Register könnte später hinzugefügt sein. Die große Zufluchtskirche in Hünern im Kreise Trebnitz, die im Jahre 1604 als Fachwerkbau errichtet wurde, erhielt von Michael Engler im Jahre 1725 eine relativ kleine Orgel von nur 8 klingenden Stimmen. Im Jahre 1924 wird über den

schlechten Zustand der Orgel geklagt. Die Kirche in Hünern ist nicht mehr vorhanden. In Paschkerwitz im Kreise Trebnitz hat man beim Neubau der Kirche im Jahre 1839 die Orgel aus der alten Kirche wieder aufgestellt. Man weiß wenig von ihrer Geschichte, schätzt ihr Alter auf 250 Jahre, weiß dann aber, daß sie in der Zeit des Ersten Schlesischen Krieges von einer Breslauer Firma aufgestellt wurde. Man bezeichnet sie als altersschwach, rühmt aber ihren Prospekt. Michael Engler gab ihr, als er sie aufstellte, 14 Stimmen, bei dem Umbau scheint sie auf 10 Stimmen verkleinert worden zu sein. Auch in Mühlwitz im Kirchenkreise Bernstadt-Namslau weiß man nicht, daß das dortige Instrument im Jahre 1736 von Michael Engler aufgestellt wurde. Und aus Linden und Zindel, beide Gemeinden im Kirchenkreise Brieg gelegen, fehlen die Fragebogen. Engler baute die Orgeln in den Jahren 1721/22 (Zindel) und 1728 (Linden). Burgemeister² bringt Abbildungen der Mühlwitzer und der Zindeler Orgel (Nr. 37 und 25). Die Orgel in Zindel blieb erhalten. Wer mag schließlich wohl die Orgeln in Maliers (Malen) im Kirchenkreise Groß-Wartenberg (Baujahr 1727, 9 Stimmen), in Kaulwitz (Baujahr 1753, 10 Stimmen) und in Korschlitze („etwa 150 Jahre alt“, 8 Stimmen), beide letztgenannten Orte im Kirchenkreise Bernstadt-Namslau gelegen, gebaut haben? Alle drei Orte liegen in der Nähe von den Plätzen, an denen Michael Engler als Orgelbauer tätig war. Sollte er auch für ihre Aufstellung in Frage kommen?

Nach dem Tode Michael Englers führte zunächst der Sohn Gottlieb Benjamin Engler (1734–1793) und dann der Enkel Johann Gottlieb Benjamin Engler (1775–1829) den Betrieb weiter. Das bedeutendste Werk des Sohnes war die Orgel für den Neubau der Friedenskirche Zum Schifflin Christi in Glogau. Im Jahre 1775 – zwei Jahre nach der Fertigstellung des neuen Kirchbaus – wurde die Orgel eingeweiht; sie hatte auf zwei Manualen und Pedal 35 Stimmen. In Glogau gibt man das Alter der Orgel richtig an, kennt aber ihren Erbauer nicht. Die Schweidnitzer Orgelbauer Schlag und Söhne rüsteten sie mit Röhrenpneumatik aus und bauten sie in den Jahren 1853 und 1905 um; sie hatte zuletzt 37 Stimmen auf 3 Manualen und Pedal. Die Glogauer Friedenskirche ist im Jahre 1945 ausgebrannt. Brieg meldet im Jahre 1924 noch eine Orgel Gottlieb Benjamin Englers in der Trinitatis-(Begräbnis)kirche „Sie soll jetzt gründlich gereinigt und teilweise umgebaut werden.“ In Groß-Weigelsdorf bei Breslau (Kirchenkreis Oels) weiß man im Jahre 1924, daß die dortige Orgel im Jahre 1790/1791 von dem jüngeren Engler als Werk mit 16 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal erbaut wurde. Änderungen scheinen nicht vorgenommen worden zu sein; ihr Zustand wird als unbefriedigend bezeichnet. – Dem jüngsten Engler gehören mit Sicherheit drei Orgeln an, die im Jahre 1924 noch benutzt werden. Es sind die Orgeln in Schwoitsch (Breslau–Guentherbrücke), erbaut 1796/1797 (Registerzahl unbekannt), in Schwarzu im Kirchenkreise Lüben, erbaut im Jahre 1796 mit 8 Stimmen, sowie

die Orgel in der in den Jahren 1671–1708 erbauten Schrotholzkirche zu Groß-Hammer im Kirchenkreise Trebnitz, die im Jahre 1804 als 14-stimmiges Werk gebaut wurde. Widersprüchliche Nachrichten liegen vor über die Orgel in der Kirche zu Herrnprotsch (Breslau-Herrnprotsch), einem Fachwerkbau aus dem Jahre 1648. Burgemeister² meint, sie sei in den Jahren 1798/1799 von dem jüngsten Engler als Werk mit 11 Registern gebaut worden und sei im wesentlichen unverändert. In Herrnprotsch meint man, sie sei schon im Jahre 1740 – also wohl von dem großen Engler – gebaut worden und habe im Jahre 1856 einen Umbau erfahren. Es werden auch andere Register genannt als bei Burgemeister. Wer mag schließlich im Jahre 1790 die Orgel für die im Jahre 1754 erbaute Schrotholzkirche in Schlottau im Kreise Trebnitz errichtet haben? Außer dem Baujahr fehlt jede Nachricht. Sollte es etwa auch der jüngste Engler gewesen sein?

Die Nachfahren stehen in dem Rufe, daß sie zwar mit der gleichen Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt ans Werk gingen wie der Vorfahr, ihn aber an Begabung und Tatkraft doch nicht erreichten. Über den jüngsten Engler teilt Burgemeister aus einer Nummer der Schlesischen Zeitung vom April 1861 folgende Episode mit: Der Vater des Organisten Hesse, der sich von jeher für Orgelbau interessierte, habe Engler einst während der Arbeit auf dem Chor der Magdalenenkirche besucht, wo Engler damit beschäftigt war, die schadhaft gewordene Orgel instand zu setzen. „Engler, noch einen Zopf tragend und äußerst wortkarg, besah eine neugefertigte Zinnpfeife von allen Seiten und blies sie an, ohne von dem Besucher die mindeste Notiz zu nehmen. Auf die wiederholte Frage, was denn der Pfeife fehle, da sie doch sehr sauber gearbeitet sei und schön klinge, erwiderte Engler: Eigentlich gefällt mir die Pfeife doch nicht, worauf er sie mit Vehemenz vom Chor in die Kirche hinabschleuderte.“ Der letzte Engler blieb ehelos, er starb in Armut, „bei allen Schwächen eine achtenswerte Erscheinung, der letzte in der bedeutendsten Orgelbauerfamilie Schlesiens.“ (Burgemeister S. XXXVII)

Überlieferungen aus der Zeit Michael Englers lebten weiter und fanden ihre Pflege bei der Orgelbauerfamilie Müller in Breslau. Johann Christian Benjamin Müller (1791–1847) ging gleichzeitig mit dem jüngsten Engler bei dessen Vater in die Lehre; er wurde dann sein Mitarbeiter, später sein Konkurrent. Müllers Werkstatt wurde von seinen Söhnen Moritz Robert Müller (1803–1863) und Otto Müller († 1865) und seinem Enkel Alfred Müller (geb. 1833) weitergeführt. Eine Orgel von Johann Christian Benjamin Müller wird im Jahre 1924 noch in der Lehmfachwerkkirche zu Lossen im Kreise Trebnitz gespielt; sie hat 18 Register auf 2 Manualen und Pedal und wurde im Jahre 1815 gebaut. Derselbe Müller brachte die aus dem Jahre 1721 stammende Orgel in Massel im Kreise Trebnitz im Jahre 1816 auf den Stand des Jahres 1924. Das wichtigste Werk Moritz Robert Müllers im evangelischen Raum ist die

Orgel in der Langhans-Kirche zu Groß-Wartenberg, erbaut im Jahre 1854 als mechanisches Werk mit 28 Stimmen.

Da Groß-Wartenberg (heute Sykow) jetzt Wohnsitz eines polnischen evangelischen Pfarrers ist, kann man annehmen, daß Kirche und Orgel erhalten blieben und benutzt werden. Moritz Robert Müller baute im Jahre 1827 auch die Orgel in Groß-Tinz im Kirchenkreise Parchwitz mit 33 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal, die im Jahre 1924 noch unverändert ihren Dienst tat. Im Jahre 1854 war er auch in Polkwitz (Heerwegen) im Kirchenkreise Glogau tätig. Die 17stimmige Orgel, die er dort aufstellte, wurde im Jahre 1897 von den Gebrüdern Walter in Guhrau einem Umbau unterzogen. Otto Müller baute im Jahre 1864 die Orgel in der Kirche zu Straußeneu (Straußdörfel) mit 10 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal. Er renovierte die aus dem Jahre 1742 stammende Orgel in Leuthen bei Breslau im Jahre 1853. — Wir kehren zu den Orgelbauern des 18. Jahrhunderts zurück.

Einen sehr guten Ruf und hohes Ansehen genossen im Jahre 1924 noch die Orgeln, die aus den Werkstätten der Orgelbauerfamilie Meinert in Lähn hervorgingen. Die Kantoren, die sie spielen, bezeichnen ihren Zustand durchweg als gut bis befriedigend, gelegentlich werden sie als „gutes altes Werk mit sanften zarten Stimmen“ gerühmt (Harpersdorf). Besonderes Lob wird auch den Gehäusen zuteil, mancher Kantor macht sich mit einigem Stolz die Mühe, seinem Bericht eine Zeichnung seines Orgelgehäuses beizufügen (ebenfalls Harpersdorf). Die Familie Meinert war in mehreren Generationen und Zweigen vom Jahre 1721 an bis zum Ende des Jahrhunderts tätig. Das älteste, im Jahre 1924 noch benutzte Orgelwerk baute Johann Heinrich Meinert für die 3000 Besuchern Platz bietenden Grenz- und Zufluchtskirche in Gebhardtdorf im Kreise Löwenberg. Er versah es mit 22 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal. Für die eine ähnliche Besucherzahl fassende Zufluchtskirche in Harpersdorf im Kreise Goldberg baute derselbe Meinert im Jahre 1748 eine Orgel mit 26 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal. Sie wurde von Benjamin Reich aus Bolkenhain im Jahre 1864 erneuert. Von der Harpersdorfer Kirche standen im Jahre 1974 nur noch Reste der Umfassungsmauern. Das bedeutendste Werk dieses Meinert war die Orgel in der Gnadenkirche zu Freystadt, erbaut im Jahre 1746. Am Orte weiß man im Jahre 1924 nur von einem Umbau durch Schlag und Söhne aus Schweidnitz, der im Jahre 1904 erfolgte. Da aber die Zahl von 52 Registern und ihre Anordnung auf 3 Manualen und Pedal die gleiche geblieben ist, dürfte von dem ursprünglichen Bestande doch mehr als das prächtige Gehäuse erhalten geblieben sein. Von selbst versteht es sich, daß die Meinerts die Orgel für ihre Heimatstadt Lähn bauten. Johann Gottlieb Meinert baute sie in den Jahren 1786—1788 als zweimanualiges Werk mit 30 Stimmen. Im Jahre 1924 werden nur 27 Register angegeben, außer dem Glockenspiel scheinen die Pfeifen auf zwei Register zu fehlen. Derselbe Johann Gottlieb Meinert baute im Jahre 1773 die Orgel in Arn-

dorf im Riesengebirge mit 31 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal, von der die Schweidnitzer Schlag und Söhne beim Umbau im Jahre 1903 nicht nur das „sehr schöne reichgeschnitzte Gehäuse“, sondern auch die Registerzahl und deren Anordnung übernahmen.

Ein größeres Orgelwerk dieses Meinert, erbaut im Jahre 1781 mit 29 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal, tat noch in Gottesberg im Kreise Waldenburg seinen Dienst. Über einen Umbau oder eine Erneuerung wird nichts bemerkt. Weitere Orgeln Johann Gottlieb Meinerts, die unverändert blieben, werden im Jahre 1924 gemeldet aus der nach dem Jahre 1945 dem Verfall preisgegebenen großen Bethauskirche in Reibnitz im Kreise Hirschberg, gebaut im Jahre 1784 als zweimanualiges Werk mit 15 Registern, und aus Niebusch im Kreise Freystadt, wo sich ein einmanualiges Werk mit 14 Stimmen befand. Dort kennt man allerdings nur das Baujahr, nicht den Erbauer der Orgel. Ob bei dem Umbau der aus dem Jahre 1784 stammenden Meinert-Orgel in Boberröhrsdorf im Kreise Hirschberg durch die Schweidnitzer Schlag und Söhne (1836 und 1886) viel vom alten Bestande erhalten blieb, läßt sich nicht erkennen. Gegen Ende des Jahrhunderts baute Samuel Gottlob Meinert die Orgeln in Günthersdorf im Kreise Grünberg (Baujahr 1799, 23 Stimmen auf 2 Manualen und Pedal) und in Schweinitz im gleichen Kreise (Baujahr 1795, einmanualiges Werk mit 15 Stimmen). Von letztgenannter Orgel kennt man am Orte wieder nur das Baujahr, nicht den Erbauer. Es liegt nahe, auch für die Orgel in Wiesenthal im Kreise Löwenberg, die im Jahre 1798 aufgestellt wurde, einen Meinert als Erbauer anzunehmen. Wiesenthal liegt in der Nähe von Lähn. Sicher war ein Meinert aus Lähn im Jahre 1809 an der Orgel in Saabor im Kreise Grünberg tätig. Die dortige Orgel baute Franz Usler aus Glogau im Jahre 1755, Meinert und Hartig aus Neusalz (letzterer im Jahre 1820) bauten an ihr weiter unter Verwendung der brauchbaren Bestandteile.

Ein interessanter Bericht über das Schicksal einer Meinert-Orgel liegt aus Quaritz (Oberquell) im Kirchenkreise Glogau vor: „Auf einem Seitenbrett der Orgel ist folgende Eintragung zu lesen: Erbaut von Meinhart (sic) im Jahre 1757. Repariert von Mettner (gemeint ist Methner aus Neustädtel) im Jahre 1834. Umgearbeitet und völlig erneuert von Otto im Jahre 1861. Gestimmt und verbessert im Jahre 1866 E. Horn, Orgelbaumeister aus Breslau, A. Beck, Gehilfe. Repariert Peschel und Sohn, Orgelbau und Uhren aus Alt-Strunz bei Schlawa im Februar 1881. Unter Verwendung des noch brauchbaren Alten neu erbaut im Jahre 1893 von Gebrüder Walter in Guhrau und am 23. Juli 1893 eingeweiht.“

Für die weiteren schlesischen Orgelbauer des 18. Jahrhunderts muß die Nennung ihrer Namen und die Angabe ihrer im Jahre 1924 noch benutzten Orgelwerke genügen. Obwohl noch ins ausgehende 17. Jahrhundert gehörend und am Rande Schlesiens ansässig, sei zunächst der

Orgelbauer Samuel Näser aus Fraustadt genannt, der — laut Bericht aus Oyas im Kreise Liegnitz — im Jahre 1698 die dortige Orgel mit 10 klingenden Stimmen erbaute. Wenn der Bericht zutrifft, ist die Orgel aus einer älteren Kirche in die erst im Jahre 1712 erbaute neue Kirche in Oyas übernommen worden. Gleichzeitig mit dem großen Michael Engler war Johann Gottfried Wilhelm Scheffler in Brieg tätig. Er erbaute im Jahre 1758 eine Orgel mit 9 Stimmen für die Kirche zu Kreisewitz im Kreise Brieg, die Burgemeister² als nicht mehr vorhanden bezeichnet; der Bericht aus Kreisewitz fehlt. Schefflers Sohn Christian Friedrich Wilhelm Scheffler war ein Zeitgenosse des jüngsten Engler. Er erbaute im Jahre 1795 die kleine zweite Orgel in der Brieger Nikolaikirche. Sie hatte 11 Stimmen im Manual und 4 Stimmen im Pedal. Aus Rosenbach im Kreise Frankenstein wird berichtet, daß Christoph Krause aus Mittelwalde im Jahre 1731 die dortige Orgel gebaut habe. Ihr Zustand sei noch ziemlich gut. Eine Mitteilung über die Zahl der Stimmen fehlt. Die Orgel in Gräditz im Kirchenkreise Schweidnitz-Reichenbach stellte Johann Georg Neßling aus Waldenburg im Jahre 1746 auf. Der Zustand des Werkes, das auf zwei Manualen und Pedal 16 Stimmen hat, wird als befriedigend bezeichnet. Die große Bethauskirche in Petersdorf im Kreise Hirschberg, die man in den Jahren 1747/1748 erbaut hatte, wurde in den Jahren 1765/1767 von einem ortsansässigen Orgelbauer mit einer Orgel versehen. Johann Gottfried Herbst versah sie mit 38 Stimmen auf 3 Manualen und Pedal. Ihr Zustand wird als „sehr gut“ bezeichnet. Zuvor hatte Herbst im Jahre 1749 eine Orgel mit 26 Stimmen auf zwei Manualen und Pedal für die Bethauskirche in Striegau gebaut. Der Bericht aus Striegau fehlt. Das Striegauer Bethaus wurde im Jahre 1807 wegen Baufälligkeit geschlossen. Nach Herbsts Tod führte sein Schüler Christian Ferdinand Neumann den Petersdorfer Betrieb weiter. Er baute im Jahre 1788 die Orgel in Kaiserswaldau im Kreise Hirschberg als zweimanualiges Werk mit 20 klingenden Stimmen. In der Bethauskirche zu Seiferschau im Riesengebirge fügte er in das aus dem Baujahr der Kirche (1744) stammende Orgelgehäuse ein neues zweimanualiges Werk mit 23 klingenden Stimmen ein, und in Ottendorf im Kreise Bunzlau versah er die Bethauskirche im Jahre 1798 mit einem Orgelwerk, das auf 2 Manualen und Pedal 29 Stimmen besaß. Die Register der Orgeln werden im Jahre 1924 teilweise als gut, der Gesamtzustand der Orgeln zum Teil als befriedigend, zum Teil als leidlich bezeichnet. Auch die Kirche zu Guhrau (Kirchenkreis Guhrau-Herrnstadt) besaß ein von einem ortsansässigen Orgelbauer errichtetes Orgelwerk. Martin Benjamin Liebeherr baute es im Jahre 1776 als zweimanualiges Werk mit 32 klingenden Stimmen. Der Zustand wird als „trotz des Alters nach einem kleinen Umbau noch leidlich“ bezeichnet. Als „letzter bedeutender Vertreter des großen Orgelbaujahrhunderts, . . . wenn er auch nur ein Epigone ist“ (Burgemeister S. 72) gilt Peter Zeitzius aus Frankenstein. Er baute im Jahre 1777 die Orgel in der großen Bethauskirche zu Michelsdorf i. R. im Kreise Landeshut; sie wurde als zwei-

manualiges Werk mit 33 Stimmen errichtet und galt im Jahre 1924 als abgenutzt. 5 neue Stimmen waren bereits eingefügt.

Aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts seien noch die Werkstätten erwähnt, die ihren Betrieb einstellten, in der Zeit, als Orgeln mit mechanischer Traktur nicht mehr gefragt waren. In seiner Heimatstadt Neustädtel im Kreise Freystadt versah der Orgelbauer Methner im Jahre 1805 die Kirche mit einer zweimanualigen Orgel, die 23 klingende Stimmen hatte. Im Jahre 1824 baute Methner die Orgel in Priebus im Kreise Sagan als 19-stimmiges Werk. In Priebus bezeichnet man den Zustand als beklagenswert, ihren Erbauer kennt man nicht. Im Jahre 1828 baute Methner die Orgeln in Schöndorf (Kirchenkreis Bunzlau II) und Kuttlau (Kirchenkreis Glogau), beide als zweimanualiges Werk mit 18 bzw. 17 Stimmen. In Schöndorf bezeichnet man den Zustand als befriedigend. Methner war auch in Bielawe (Lindenkrantz) im Kreise Freystadt tätig. Die Nachricht von dort ist unleserlich. Friedrich Müssig aus Jauer stattete im Jahre 1831 die Kirche zu Hohenfriedeberg im Kreise Bolkenhain mit einer dreimanualigen Orgel aus; das Werk hatte 27 klingende Stimmen; im Jahre 1924 bezeichnet man es als veraltet, obwohl der Zustand als befriedigend gilt. Auch die 16-stimmige Orgel zu Tentschel im Kirchenkreise Parchwitz ist ein Werk Friedrich Müssigs. In Tentschel kannte man den Erbauer der Orgel nicht; ihren Zustand bezeichnet man als sehr mangelhaft. Weitere Orgeln Müssigs wurden im Jahre 1924 in Aslau im Kirchenkreise Bunzlau I (Baujahr 1827, 20 klingende Stimmen, im Jahre 1872 von Sander-Liegnitz umgebaut), in Koitz im Kirchenkreise Parchwitz (Baujahr 1830, 12 Register) und in Kupferberg im Kirchenkreise Schönau (Baujahr 1826, 23 klingende Stimmen) benutzt.

Weitere Orgelbauer mit ihren Orgeln:

Die Zahlen nennen das Baujahr der Orgel, die Anzahl der Manuale (römische Zahl) und der Register.

Kreise = Kirchenkreise

Eduard Theinert in Breslau

Groß-Leipe im Kreise Trebnitz 6 Stimmen

Charlottenbrunn im Kreise Waldenburg 1863 II 28

Andreas Iske in Sprottau

Nieder-Leschen im Kreise Sprottau 1840

Kunzendorf im Kreise Glogau 1840 10

Joseph Schinke in Hirschberg-Schmiedeberg

Lichtenberg im Kreise Görlitz I 1845 11

Stonsdorf i. R. im Kreise Hirschberg 1844 8

- Wang bei Brückenberg im Kreise Hirschberg 1844 6
 Schwerta im Kreise Lauban 1824 22
 Meffersdorf im Kreise Löwenberg II 1827 31
 Alt-Jäschwitz im Kreise Bunzlau I 1844 12
- Karl Friedrich Ferdinand Buckow in Hirschberg**
 Sohra im Kreise Görlitz III 1839
 Alt-Kemnitz im Kreise Hirschberg 1842 20
 Erdmannsdorf im Kreise Hirschberg 1840 20
- Wildner in Alt-Warthau bei Bunzlau**
 Hermsdorf im Kreise Goldberg 1877 12
 Modelsdorf im Kreise Goldberg 1876 12
 Altenlohm im Kreise Haynau 1854 18
 Kaiserwaldau im Kreise Haynau 1857 8
 Cunzendorf im Kreise Löwenberg I 1898 8
- Friedrich Ferdinand Hesse in Breslau**
 Riemberg bei Obernigk im Kreise Trebnitz
- Benjamin Reich in Bolkenhain**
 Harpersdorf im Kreise Goldberg 1864 27
 (Umbau einer Meinert-Orgel)
 Steudnitz im Kreise Haynau 1859
 Konradsdorf im Kreise Haynau 1836 19
 Wernersdorf im Kreise Hirschberg 1845
 Brauchitschdorf im Kreise Lüben 1852 16
 (Umbau durch Schlag und Söhne)
 Greibnig im Kreise Liegnitz 1866 10
- Gottfried Riemer in Brieg**
 Giersdorf im Kreise Glatz 1865 14
 Minken im Kreise Ohlau 1871
 Hussinetz (Friedrichstein) im Kreise Strehlen 1882 11
 Kirchberg im Kreise Neiße 1880
 Steubendorf im Kreise Ratibor 1873/74
- Reipke-Brieg**
 Mollwitz im Kreise Brieg 1880 II 15
- Vogel-Frankenstein**
 Längenöls im Kreise Nimptsch 1850 15
- Hermann Stiller in Freystadt**
 Deutsch-Wartenberg im Kreise Grünberg 1881 10
- Eduard Horn in Breslau**
 Lichtenwaldau im Kreise Bunzlau I 1870 12
 Nilbau im Kreise Glogau 1866 11

Traugott Wünsche in Breslau

- Fürsten-Ellguth im Kreise Bernstadt-Namslau 1856 19
Vielguth im Kreise Bernstadt-Namslau 1849 17

Johann Schneider-Breslau

- Metschkau im Kreise Striegau 1867 II 13

Robert Linsert in Schweidnitz

- Troitschendorf im Kreise Görlitz I 1890 14
Pilgramsdorf im Kreise Goldberg 15
Tätschwitz im Kreise Hoyerswerda 1895 7
Pommerswitz im Kreise Ratibor 1888

Nißler-Görlitz

- Leschwitz-Posottendorf im Kreise Görlitz I 1876 II 15
Rückenwaldau im Kreise Bunzlau I 1875/1876 II 15

Julius Röhle-Görlitz

- Alt-Kohlfurt 1916 8
Ödernitz-Niesky im Kreise Rothenburg I 1900 II 20
Creba im Kreise Rothenburg II 1902 II 12
Leippa (Selingersruh) im Kreise Rothenburg II II 13
Reichenau im Kreise Sagan 1896 II 7

Siegmund Goldmann in ?

- Prausnitz im Kreise Jauer 1811/1812 II 24

Eduard Wilhelm in Breslau

- Breslau-Hundsfeld 1890 II
Breslau-Klettendorf 1905 II 22
Schmolz im Kreise Breslau-Land 1908 II 15
Zobten im Kreise Schweidnitz-Reichenbach 1856 9
Dittmannsdorf im Kreise Frankenstein 1867 II 13
Stolz im Kreise Frankenstein 1908 18
Schreibendorf im Kreise Strehlen 1885 II 16
Steinkirche im Kreise Strehlen 19
Obernigk im Kreise Trebnitz 1908 20
Brustawe (Eichensee) im Kreise Groß-Wartenberg 1910 12
Hermsdorf u. K. im Kreise Hirschberg II 29
(wahrscheinlich im Jahre 1923 Umbau einer Orgel aus dem Jahre 1823 ?)

Wilhelm Postel in Liegnitz

- Naumburg am Bober im Kreise Sagan 1862 II 16

Joseph Lux in Landeck

- Landeck im Kreise Glatz 1848 II 10

- Haas-Leobschütz
 Oppeln 1864 25
 Mockerk im Kreise Ratibor 1878 8
- Hoffmann-Oberglogau
 Krappitz im Kreise Oppeln 1858
- Müller-Schultze-Oppeln
 Guttentag im Kreise Kreuzberg 1851
- Kurtzer-Gleiwitz
 Gleiwitz 43
- Gottlieb Anders in Oels
 Groß-Nädliitz (Nädlingen) im Kreise Breslau-Land 1859 II 15
 Prietzen im Kreise Bernstadt-Namslau 1865 II 15
 Zessel im Kreise Oels vor 1883
 Jackschönau im Kreise Oels 6
 Klein-Ellguth im Kreise Oels 1862 II 13?
 Schmollen im Kreise Oels 1853 II 20
 Malitsch im Kreise Jauer 1864 II 12
- Gebrüder Walter in Guhrau
 Breslau-Lissa 1877 II 12
 Geischen im Kreise Guhrau-Herrnstadt 1871
 Heinzendorf im Kreise Guhrau-Herrnstadt II
 Herrnlauersitz im Kreise Guhrau-Herrnstadt II 14
 Herrnstadt-Stadt II 20
 Herrnstadt-Land 1902 II 15
 Rützen im Kreise Guhrau-Herrnstadt 1859 II 11
 Nieder-Schüttlau im Kreise Guhrau-Herrnstadt 1872 II 12
 Wendstadt im Kreise Guhrau-Herrnstadt 1905 10
 Maltsch im Kreise Neumarkt 1907 II 17
 Groß-Bargen im Kreise Militsch-Trachenberg 1902 II 19
 Korsenz im Kreise Militsch-Trachenberg 1861 II 18
 Wüstegiersdorf im Kreise Waldenburg 1863 II
 Alt-Warthau im Kreise Burzlau I 1904 II 17
 Quaritz (Oberquell) im Kreise Glogau 1893 II 25
 (Umbau einer Meinert-Orgel)
 Weißholz im Kreise Glogau 1900 II 13
 Zerbau im Kreise Glogau 1911 II 11
 Königshain im Kreise Görlitz I 1875 II 13
 Rothenburg/Oder im Kreise Grünberg 1878 II
 Schlesisch-Nettkow im Kreise Grünberg 1866 II 17
 Haynau 1912 II 33
 Marklissa im Kreise Lauban 1869 II
 Bienowitz (Bienau) im Kreise Liegnitz 1859
 Kesselsdorf im Kreise Löwenberg I 1869 II 12

Ober-Görisseiffen im Kreise Löwenberg I	1911	II	19
Ober-Wiesa im Kreise Löwenberg II	1869	II	
Zedlitz im Kreise Lützen	1872	II	10
(Benutzung einer Orgel von 1774)			
Groß-Reichen im Kreise Lützen	1860	II	15
Freiwalddau im Kreise Sagan	12		
Bischdorf im Kreise Kreuzberg	1913	10	
Dittmansdorf im Kreise Neiße	1909		

Der glanzvolle Aufstieg der von Christian Gottlieb Schlag in Schweidnitz begründeten Orgelbauanstalt leitete zugleich das Ende des schlesischen Orgelbaus ein. Man könnte sagen, er brach wie ein Verhängnis über den schlesischen Orgelbau herein. Schlag stammt aus der Nähe von Zeitz in Sachsen; er verbrachte seine Lehrzeit bei einem Orgelbauer Schönburg in Schafstädt bei Merseburg, übernahm später eine Werkstatt in Jauer und verlegte seinen dortigen Betrieb nach Schweidnitz, als er mit einem größeren Umbau an der Orgel der Friedenskirche in Schweidnitz beauftragt wurde. Sein Bruder, seine Söhne, schließlich seine Enkel wurden Mitarbeiter und Teilhaber seines Betriebes. Indem die Werkstatt zur „zeitweilig bedeutendsten schlesischen Orgelbauanstalt“ wuchs (Fritz Seidel in MGG 11 Sp. 1736), trat zugleich an die Stelle des kunstvollen Handwerks ein mit Spezialmaschinen ausgerüsteter fabrikmäßiger Betrieb, in dem Orgeln in vorher nicht gekannten Mengen hergestellt wurden. In den 6 Jahrzehnten zwischen 1850 und 1910 haben über 1000 Orgeln die Schweidnitzer Werkstätten verlassen, wenn man Umbauten und Reparaturen mitzählt. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Schweidnitzer großen Anteil an der technischen Entwicklung und Verbesserung des Orgelbaus im 19. Jahrhundert hatten. An die Stelle der mechanischen Traktur tritt die Röhrenpneumatik; an der Erfindung der frei einstellbaren Kombinationen waren die Schweidnitzer beteiligt. Der Rollschweller stand allerdings der Registrierkunst im Wege; er galt sehr bald als der Orgel nicht wesensgemäß. Immerhin genossen die Schweidnitzer hohes Ansehen. Ein Glied der Familie wurde Vorsitzender des Vereins deutscher Orgelbaumeister; sie bauten u. a. die Konzertorgel der Berliner Philharmonie; auch die Orgel der Berliner Marienkirche stammte aus der Schweidnitzer Werkstatt. Einige Orgeln aus Schweidnitz gingen sogar nach Übersee. Dem Wachstum der Schweidnitzer Werkstätten kam das Verlangen vieler Gemeinden entgegen, anstelle einer als veraltet empfundenen Orgel ein damals als modern geltendes Instrument zu besitzen. So sind denn damals wahrscheinlich viele aus der Blütezeit des Orgelbaus stammende Werke ersetzt oder umgebaut worden, deren Erhaltung zu wünschen gewesen wäre. Dabei lieferten die Schweidnitzer oft Orgeln mit teils mechanischer, teils pneumatischer Traktur, so zum Beispiel in Festenberg, in Jauer, in Sagan, in Deutmannsdorf im Kreise Löwenberg. Der Festenberger Kantor bemerkt dazu: „ein System, das

sich nie bewährt“. Es lag im Zuge der Zeit, daß sich auch im Orgelbau nur der Großbetrieb behaupten konnte; und so stellten nacheinander allmählich alle schlesischen Orgelbauwerkstätten zugunsten der Schweidnitzer Orgelbauer ihren Betrieb ein. Auf die Gestaltung ihrer Orgelgehäuse hat das sogenannte Eisenacher Regulativ mit seiner Forderung, an die historischen Stile, möglichst an die Gotik, anzuknüpfen, eine ungünstige Wirkung ausgeübt.

Als eine Zeit des Verfalls gilt in der Gegenwart die Zeit, in der die Schweidnitzer Orgelbauwerkstätten den schlesischen Orgelbau beherrschten. „Es lag im Zuge der Zeit, daß viele Werke Schlags einem gewissen Zug zum Orchesterprinzip folgten“ (Fritz Seidel in MGG 11, Sp. 1737). Als die Orgelbewegung mit ihrer Forderung auftrat: „Zurück zu den von Bach verlangten polyphonen, nicht orchestralen Orgeln“ (Albert Schweitzer), endete etwa gleichzeitig mit dem Ende der Inflation nach dem Ersten Weltkriege die Tätigkeit der Schlagschen Werkstätten in Schweidnitz. So ruhmvoll die zwei Jahrhunderte schlesischen Orgelbaus im Jahre 1724 begonnen hatten, so sang- und klanglos gingen sie 200 Jahre später zu Ende.

Ungeklärt bleibt das Schicksal von vielen alten Orgeln, die im Jahre 1924 noch benutzt wurden. Da vom Jahre 1924 an die Generation der von der Jugend und Erneuerungsbewegung geprägten Kantoren und Pfarrer ins Amt kam, kann man vielleicht annehmen, daß erhalten und restauriert worden ist, was erhaltenswert war. Auch dürften Wirtschaftskrise, Kirchenkampf und Krieg nur in wenigen Fällen bedeutsame Leistungen auf dem Gebiete des Orgelbaus zugelassen haben. Dazu gehören gewiß die Neubauten in Breslau-Zimpel, Breslau-Carlowitz, die neue Orgel der Breslauer Hofkirche, um nur einige zu nennen. Unsere Fragebogen können uns über sie keine Auskunft geben.

Abkürzung MGG = Die Musik in Geschichte u. Gegenwart, Kassel 1949 ff

Arno Büchner

Die Kirchengemeinde Groß-Weigelsdorf Kreis Oels von 1926–1931

Eine Gemeinde vor den Toren Breslaus in den zwanziger Jahren

Die evangelische Gemeinde zählte unter 3789 Bewohnern 2634 Evangelische, die in 10 Ortschaften wohnten: Groß- und Klein-Weigelsdorf, Schleibitz, Dörndorf, Klein-Peterwitz, Kunersdorf, Wildschütz, Görlitz, Mirkau und Stein. Es war überwiegend eine Gemeinde der Landwirte, dazu eine Gemeinde des Adels – in fast jedem Ort war ein Schloß, in Stein sogar zwei –, aber auch der Arbeiter, nicht nur der Landarbeiter. Um der Nähe von Breslau willen – vom Pfarrgarten aus, ca. 11 km entfernt war der Turm von St. Elisabeth zu sehen – waren die Kleinbauern Kräutner, die ihr Gemüse oft mehrmals in der Woche nach Breslau brachten und verkauften. Der Kirchengemeinde gehörten 20,72 ha Pfarracker mit lehmigem Boden und 2,42 ha Wiese. Der Landbesitz war natürlich verpachtet. Einige Pächter benützten in den zwanziger Jahren noch die Pfarrscheune.

Die Pastoren

Wegen der nicht geringen Arbeit sollte der Pfarrer nicht unter 30 Jahren sein, also schon einige Amtserfahrung einbringen. Meine beiden Amtsvorgänger waren etwa je 20 Jahre in der Gemeinde tätig: Pastor Kresse von den achtziger Jahren bis zur Mitte des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts; sein Sohn war zu meiner Zeit Pastor im Kreise Jauer. Kresses Nachfolger war Pastor Johannes Börner, der 1925 als Superintendent nach Winzig Kreis Wohlau berufen wurde. Neben seiner Tätigkeit in Groß-Weigelsdorf arbeitete er im Breslauer Konsistorium für die evangelischen Eltern- und Volksbünde, also für die Erhaltung der evangelischen Schule. Auf dem Boden der Gemeinde habe ich seine Arbeit fortgeführt, z. B. mit einer regelmäßigen Haussammlung für diese Aufgabe. Von seinen Söhnen wurde Richard 1941 als Pastor nach Kraschnitz berufen, Heinrich an die Lutherkirche in Breslau. – Erwähnt sei, daß in der Nähe der Kirche noch der Grabstein von Senior Hansen aus den Anfängen des 19. Jahrhunderts erhalten war.

Das Patronat

Das Patronat ruhte auf den Rittergütern Groß- und Klein-Weigelsdorf. Der Besitzer war damals Freiherr von Strachwitz auf Bruschwitz Kreis Trebnitz. Da die Baulast 2/3 für ihn betrug, war für ihn das Patronat

keine unbedingte Annehmlichkeit. Es fehlte darum im Verkehr mit ihm nicht an Mißhelligkeiten. Einige Versäumnisse an den Bauten mußten nachgeholt werden. Bei meinem Einzug war eine Pfarrhauserneuerung unerläßlich. Die größte Erneuerung aber während meines Wirkens war die Erneuerung der Außenhaut von Kirchturm und Kirche. Nicht nur die Schäden wurden ausgebessert, sondern beide erhielten auch einen Farbton, so daß sich der Turm schon von der Landschaft würdiger abhob, wenn man seiner von der Bahnstrecke Breslau—Oels ansichtig wurde. Ein neuer Friedhofsteil entlang dem Pfarrgarten wurde in Benutzung genommen. In einem Wirtschaftsgebäude wurden Toiletten für Kirchen- und Friedhofsbesucher eingerichtet. Der Patron war katholisch, seine Frau evangelisch. Sie war eine Förderin von Paul Ernst. Eigenartigerweise erlosch das Strachwitz-Patronat am selben Tage, an dem ich Groß-Weigelsdorf verließ (1. 10. 1931). Das Gut Groß-Weigelsdorf war an eine Breslauer Landgesellschaft verkauft worden. Diese ließ das feuchte Pfarrhaus zersägen, so daß es wohnlicher wurde. Zu meinem Abschied schenkte ich der Gemeinde aus Konfirmandengaben die Erneuerung (Täfelung) der Sakristei und die Begradigung des Pfarrgartenzauns.

Verwaltung und Ämter

Der Gemeindegemeinderat war gut zusammengesetzt. Besonders wertvoll war mir die Mitarbeit des Grafen Karl Friedrich von Pfeil und Klein Ellguth auf Wildschütz, der auch ein regelmäßiger Kirchenbesucher war und für alle kirchlichen Angelegenheiten ein reges Interesse hatte. Ebenso waren mir als Mitarbeiter wert die beiden Groß-Weigelsdorfer Ältesten Hoppe (Lehrer i. R.) und Waschke. Kantor Renner war gleichzeitig Rendant der Kirchenkasse. Mit ihm war die Zusammenarbeit immer gut. Er betreute auch den Kirchenchor. Die große Gemeindevertretung war natürlich schwerfälliger, aber sie ließ mich auch nie im Stich. Kirchendiener und Totengräber war August Paul, der seine Obliegenheiten fleißig wahrnahm. Außerdem hatten wir noch einen Küster namens Schubert, der den Klingelbeutel trug. Wie wenig hektisch damals das Leben war, geht daraus hervor, daß das Pfarramt noch kein eigenes Telefon hatte. Wenn ich angerufen wurde oder selber anrufen wollte, schwang ich mich auf mein Fahrrad und fuhr zur nahen Post.

Der Gottesdienst

Die Gemeinde war nicht ausgesprochen kirchlich, sondern durchschnittlich, besonders das Kirchdorf. Besonders am Anfang hatte ich den Eindruck: es ist harter Boden. Aber als ich mit den Gemeindegliedern in Kontakt gekommen war, ließ sich unter ihnen arbeiten. An normalen Sonntagen waren etwa 60 Kirchenbesucher zu zählen. Voll war die

Kirche an Festtagen, auch an den volkscirchlich bedeutsamen, z. B. Totensonntag. An diesem Tage nahm ich die Gelegenheit zur Volksmission („Schriften“) besonders wahr. Am Heiligen Abendmahl nahmen jährlich ca. 700 Personen teil und mehr. Der katholische Einschlag in Kunersdorf mit katholischer Kirche (Sakramentsfreudigkeit) machte sich im Karfreitagsabendmahl so bemerkbar, daß an ihm Gemeindeglieder teilnahmen, die ich im Predigtgottesdienst nicht sah. Privatkommunionen hatte ich im Jahr 75 und kündigte zur Bekämpfung des Aberglaubens ab, die Hälfte dieser Kommunikanten wäre gestorben, die andre Hälfte wieder gesund geworden. Ich hielt mich an die sonntäglichen Perikopen, legte am Anfang aber meiner Predigt nur jeweils einen Vers aus ihnen meiner Predigt zugrunde, ging dann aber zum ganzen Abschnitt über, um den vollen biblischen Gehalt zur Geltung zu bringen. Im Frühling oder Sommer hielt ich gern mit einem Posaunenchor einen Parkgottesdienst im Park von Wildschütz oder Schleibitz. In einem solchen Gottesdienst ließen sich die Menschen besser ansprechen als in einer Stiftung der Vergangenheit, der sogenannten „Mirkauer Ewigkeitspredigt“ am frühen Nachmittag des 1. Sonntags nach Trinitatis in der Kirche. Im Mai hielt ich einen Jugendgottesdienst unter stärkerer Beteiligung der Jugend als Maiandacht. Einmal wagte ich mich auch an eine Lichtbildandacht mit aus dem heiligen Land von mir mitgebrachten Lichtbildern. Ich verband also das Überkommene mit neueren Anregungen. Im Kindergottesdienst richtete ich mit 3 Helferinnen die Gruppenbesprechung ein. Bibelstunden hielt ich in allen 10 Orten. In den Außenorten waren sie meist gut besucht. Außer in der Kirche fanden Gottesdienste in der Schloßkapelle zu Stein statt, ebendort auch Abendmahlsfeier am Gründonnerstag. Ärger hatte ich in Stein dadurch, daß ein Kandidat der sächs. luth. Freikirche bei der Schloßherrin E. von Klitzing erreichte, in der Schloßkapelle öfter Gottesdienst zu halten. Kirchengaustritte kamen während meiner Amtszeit nach meiner Erinnerung nicht vor. Aber es erfolgten auch nur wenige Wiedereintritte. Das Verhältnis zu den Lehrern war gut; einige waren kirchlich, z. B. der Mirkauer. Eine religionspädagogische Arbeitsgemeinschaft zwischen Pastoren und Lehrern hatten wir in Hundsfeld unter stärkerem Einsatz von Rektor Nitschke.

Die Gemeindekreise

Der Jungfrauenverein wurde von meiner Frau mit Liebe, Geschick und Erfolg geleitet. Anregungen für die Jugendarbeit empfangen wir in der Kreis-Arbeitsgemeinschaft, die unter Leitung von Pastor Treutler-Bogschütz stand. Auch mit den staatlichen Stellen der Jugendarbeit war die Zusammenarbeit gut. Unsere Arbeit wurde auch von dorthier gefördert. Um die Jungmänner mühte ich mich selbst. Aber wie meine Vorgänger kam ich über einen loserer Zusammenschluß nicht hinaus. Deutlich erinnere ich mich an einen Radausflug, den ich mit ihnen in

der Zeit der Kirschblüte nach Trebnitz machte. Besondere Freude machte uns die Arbeit in den Frauenkreisen, damals „Frauenhilfe“ genannt, mit besonderen Abzeichen und Liederheften. Wir hatten 2 Frauenkreise, einen in Groß-Weigelsdorf, den andern in Wildschütz. In Wildschütz gab es manche Auseinandersetzung zwischen Kirchlichen und Nichtkirchlichen. Aber gerade das machte die Arbeit lebendig und schön. Neu richteten wir auch einen Evangelischen Arbeiterverein mit Hilfe des Arbeitersekretärs Krause ein. Besonders anstrengend waren die Sonntage. Alle Kreise sollten nach Möglichkeit am Sonntag sein; ebenso wurden auch viele Amtshandlungen, auch Trauungen und Begräbnisse am Sonntag gewünscht und durchgeführt.

Besondere Veranstaltungen

Wir beteiligten uns gern an den großen kirchlichen Werken und luden sie zu uns ein. So hatten wir vom Evangelischen Bund Pfarrer Gabriel bei uns. Von der Frauenhilfe besuchte uns Pfarrer Forell aus Breslau. Wir pflegten das Interesse für die Mission durch Lichtbildervorträge, nicht nur im Kirchort. Die Sammlungen bei den Bibelstunden waren auch regelmäßig für die Berliner Mission bestimmt. Daß wir am Leben des Kirchenkreises teilnahmen, war uns selbstverständlich. Von 1926 bis 1929 gehörten wir dem Kirchenkreis Breslau-Land (Sup. Sorof Groß-Nädlitz) an; seit 1929 gehörten wir wieder wie früher zu Oels unter Sup. Pabst. Beim Kirchenkreistag 1927 hielt ich in der Kirche zu Silmenau die Predigt über 2. Tim. 2,9 „Aber Gottes Wort ist nicht gebunden“, die stärkeren Eindruck machte, am Montag nach Cantate. Beim Kirchenkreistag in Oels 1929 fiel mir das Referat über „Kirche und Gemeinde“ zu. In meiner letzten Amtszeit hatte ich die „Heimatglocken“, die Beilage unseres Kirchenblattes zu redigieren. Auch die andere Presseaufgabe hatte ich, die Beobachtung der marxistischen Presse („Volksfreund“). In meiner Gemeinde verbreitete ich den „Christlichen Hausfreund“.

Die Diakonie

Die Gemeinde war mit dem Mutterhaus „Bethanien“ in Breslau durch die Diakonisse Emma Hossenfelder verbunden, die in einem Teil der Gemeinde arbeitete. Angesichts des damals schon bestehenden Schwesternmangels hatte ich mir das Ziel gesetzt, jedes Jahr ein Mädchen oder eine Frau der Diakonie zuzuführen, was fast möglich war. So war es mir eine Freude, daß eine Witwe, deren einzige hoffnungsvolle Tochter ich hatte beerdigen müssen, mich später im Anschluß an einen Gottesdienst, den ich in Breslau gehalten hatte, in Schwestertracht aufsuchte und mich an mein Wort erinnerte, das ich ihr in schwerer Stunde gesagt hatte: der Meister ist da und ruft dich (Joh.

11,28). Ebenso war es mir eine Freude, daß mir unsere Diakonisse im Anschluß an meine Rückkehr aus einem Urlaub das Sammelergebnis überreichte, das für die fehlende dritte Glocke bestimmt war. 1929 konnten wir sie weihen mit der Inschrift „Im Kriegsjahr 1917 opferte ich mich dem Vaterland, im Notjahr 1929 erstand ich neu als Kunderin zur Ehre Gottes“.

Freude und Leid im Gemeindeleben

Besonders lag mir die persönliche Seelsorge am Herzen. Ich war fast jeden Tag mit meinem Rad unterwegs und lernte dabei auch den Wert regelmäßiger Eintragungen darüber kennen. Während einer Erkrankung der Schwester vertrat sie meine Frau einmal vier Wochen und gewann so das Vertrauen manches Hauses. Von dorfkirchlichen Bestrebungen her versuchte ich die Ehrenprädikate „Junggesell“ und „Jungfrau“ zu erhalten, mußte aber bald einsehen, daß das unmöglich war. Es war zu viel Heuchelei und Lüge damit verbunden. Ich beantragte darum selbst die Abschaffung, aber die große Gemeindevertretung war zunächst nicht dafür zu gewinnen. Nicht geringe Not machten mir auch die Selbstmörderbeerdigungen, für die damals noch kein besonderes liturgisches Formular bestand. Meine Last bezog sich dabei ebenso auf den diesbezüglichen Hausbesuch wie die Feier am Grabe.

1930 feierten wir die vierhundertjährige Einführung der Reformation in Groß-Weigelsdorf. Für den Festgottesdienst hatten wir unseren Generalsuperintendenten D. Zänker gewonnen. Ich hatte mich dabei an die von meinem Vorgänger übernommene Gemeindechronik gehalten. Nachher wurde das Datum von einer Stelle aus der Provinz angefochten. Zur Feier brachte unser Oberhirte auch die von uns beantragten Ehrenurkunden für die Ältesten Hoppe und Waschke mit. In der Adventszeit führte ich vor den Bibelstunden das Adventssingen bei Alten und Kranken durch; das war ebenso anstrengend wie freudebringend. Die Störung von Gottesdiensten in Berlin erinnerte mich an die Störung einer Bibelstunde in Wildschütz 1928 durch junge Kommunisten, die den Schulhof halb füllten; (sie waren wegen Bauarbeiten aus Peisterwitz gekommen) als ich ankam. Höflich fragten sie mich, ob sie auch an der Bibelstunde teilnehmen könnten, was ich bejahte. Es kam aber niemand ins Klassenzimmer mit, sondern sie betätigten sich durch Klopfen ans Fenster, wovon ich sie mehrmals nur für eine Zeitlang verscheuchen konnte, bis sie zuletzt aufgaben und den Hof verließen. Im Blick auf einige Bibelstundenteilnehmer, die erklärten, unter solchen Umständen könnten sie nicht mehr kommen, und auf Rat des Amtsvorstehers erstattete ich Anzeige gegen Schaar und Genossen. Ihre Vernehmung durch den Gendarmen bewirkte jedenfalls, daß sie künftig Ruhe gaben. Die politischen und kirchengeschichtlichen Ereignisse schlugen natürlich auch bei uns ihre Wellen. Schloß Schleibitz (Graf York von Warten-

der Zeit der Kirschblüte nach Trebnitz machte. Besondere Freude machte uns die Arbeit in den Frauenkreisen, damals „Frauenhilfe“ genannt, mit besonderen Abzeichen und Liederheften. Wir hatten 2 Frauenkreise, einen in Groß-Weigelsdorf, den andern in Wildschütz. In Wildschütz gab es manche Auseinandersetzung zwischen Kirchlichen und Nichtkirchlichen. Aber gerade das machte die Arbeit lebendig und schön. Neu richteten wir auch einen Evangelischen Arbeiterverein mit Hilfe des Arbeitersekretärs Krause ein. Besonders anstrengend waren die Sonntage. Alle Kreise sollten nach Möglichkeit am Sonntag sein; ebenso wurden auch viele Amtshandlungen, auch Trauungen und Begräbnisse am Sonntag gewünscht und durchgeführt.

Besondere Veranstaltungen

Wir beteiligten uns gern an den großen kirchlichen Werken und luden sie zu uns ein. So hatten wir vom Evangelischen Bund Pfarrer Gabriel bei uns. Von der Frauenhilfe besuchte uns Pfarrer Forell aus Breslau. Wir pflegten das Interesse für die Mission durch Lichtbildervorträge, nicht nur im Kirchort. Die Sammlungen bei den Bibelstunden waren auch regelmäßig für die Berliner Mission bestimmt. Daß wir am Leben des Kirchenkreises teilnahmen, war uns selbstverständlich. Von 1926 bis 1929 gehörten wir dem Kirchenkreis Breslau-Land (Sup. Sorof Groß-Nädlitz) an; seit 1929 gehörten wir wieder wie früher zu Oels unter Sup. Pabst. Beim Kirchenkreistag 1927 hielt ich in der Kirche zu Silmenau die Predigt über 2. Tim. 2,9 „Aber Gottes Wort ist nicht gebunden“, die stärkeren Eindruck machte, am Montag nach Cantate. Beim Kirchenkreistag in Oels 1929 fiel mir das Referat über „Kirche und Gemeinde“ zu. In meiner letzten Amtszeit hatte ich die „Heimatglocken“, die Beilage unseres Kirchenblattes zu redigieren. Auch die andere Presseaufgabe hatte ich, die Beobachtung der marxistischen Presse („Volksfreund“). In meiner Gemeinde verbreitete ich den „Christlichen Hausfreund“.

Die Diakonie

Die Gemeinde war mit dem Mutterhaus „Bethanien“ in Breslau durch die Diakonisse Emma Hossenfelder verbunden, die in einem Teil der Gemeinde arbeitete. Angesichts des damals schon bestehenden Schwesternmangels hatte ich mir das Ziel gesetzt, jedes Jahr ein Mädchen oder eine Frau der Diakonie zuzuführen, was fast möglich war. So war es mir eine Freude, daß eine Witwe, deren einzige hoffnungsvolle Tochter ich hatte beerdigen müssen, mich später im Anschluß an einen Gottesdienst, den ich in Breslau gehalten hatte, in Schwestertracht aufsuchte und mich an mein Wort erinnerte, das ich ihr in schwerer Stunde gesagt hatte: der Meister ist da und ruft dich (Joh.

11,28). Ebenso war es mir eine Freude, daß mir unsere Diakonisse im Anschluß an meine Rückkehr aus einem Urlaub das Sammelergebnis überreichte, das für die fehlende dritte Glocke bestimmt war. 1929 konnten wir sie weihen mit der Inschrift „Im Kriegsjahr 1917 opferte ich mich dem Vaterland, im Notjahr 1929 erstand ich neu als Kunderin zur Ehre Gottes“.

Freude und Leid im Gemeindeleben

Besonders lag mir die persönliche Seelsorge am Herzen. Ich war fast jeden Tag mit meinem Rad unterwegs und lernte dabei auch den Wert regelmäßiger Eintragungen darüber kennen. Während einer Erkrankung der Schwester vertrat sie meine Frau einmal vier Wochen und gewann so das Vertrauen manches Hauses. Von dorfkirchlichen Bestrebungen her versuchte ich die Ehrenprädikate „Junggesell“ und „Jungfrau“ zu erhalten, mußte aber bald einsehen, daß das unmöglich war. Es war zu viel Heuchelei und Lüge damit verbunden. Ich beantragte darum selbst die Abschaffung, aber die große Gemeindevertretung war zunächst nicht dafür zu gewinnen. Nicht geringe Not machten mir auch die Selbstmörderbeerdigungen, für die damals noch kein besonderes liturgisches Formular bestand. Meine Last bezog sich dabei ebenso auf den diesbezüglichen Hausbesuch wie die Feier am Grabe.

1930 feierten wir die vierhundertjährige Einführung der Reformation in Groß-Weigelsdorf. Für den Festgottesdienst hatten wir unseren Generalsuperintendenten D. Zänker gewonnen. Ich hatte mich dabei an die von meinem Vorgänger übernommene Gemeindechronik gehalten. Nachher wurde das Datum von einer Stelle aus der Provinz angefochten. Zur Feier brachte unser Oberhirte auch die von uns beantragten Ehrenurkunden für die Ältesten Hoppe und Waschke mit. In der Adventszeit führte ich vor den Bibelstunden das Adventssingen bei Alten und Kranken durch; das war ebenso anstrengend wie freudebringend. Die Störung von Gottesdiensten in Berlin erinnerte mich an die Störung einer Bibelstunde in Wildschütz 1928 durch junge Kommunisten, die den Schulhof halb füllten; (sie waren wegen Bauarbeiten aus Peisterwitz gekommen) als ich ankam. Höflich fragten sie mich, ob sie auch an der Bibelstunde teilnehmen könnten, was ich bejahte. Es kam aber niemand ins Klassenzimmer mit, sondern sie betätigten sich durch Klopfen ans Fenster, wovon ich sie mehrmals nur für eine Zeitlang verscheuchen konnte, bis sie zuletzt aufgaben und den Hof verließen. Im Blick auf einige Bibelstundenteilnehmer, die erklärten, unter solchen Umständen könnten sie nicht mehr kommen, und auf Rat des Amtsvorstehers erstattete ich Anzeige gegen Schaar und Genossen. Ihre Vernehmung durch den Gendarmen bewirkte jedenfalls, daß sie künftig Ruhe gaben. Die politischen und kirchengeschichtlichen Ereignisse schlugen natürlich auch bei uns ihre Wellen. Schloß Schleibitz (Graf York von Warten-

Mitteilungen des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e. V.

Im Berichtsjahr 1975 fand keine Mitgliederversammlung statt. Der Vorsitzende hatte aber die Aufgabe in verschiedenen Gremien die Belange des Vereins zu vertreten und über dessen Arbeit zu berichten.

Ich habe die traurige Pflicht, das Ableben folgender Mitglieder bekannt zu geben:

Dr. Hans Reitzig in Marburg/Lahn (verstorben am 6. 2. 1975), in Schlesien zu Krummhübel/Riesengebirge.

Pfarrer i. R. Gerhard Scholz in Langen/Hessen (verstorben am 5. 4. 1975), in Schlesien Pfarrer in Baumgarten bei Bolkenhain.

Frau Marianne Berger in Bergisch Gladbach (verstorben am 17. 6. 1975), in Schlesien zu Trebnitz.

Frau Gertrud Bunzel in München (verstorben am 15. 9. 1975), in Schlesien Pfarrfrau zu Reichenbach/Eule.

Pfarrer i. R. Fritz Schmidt in Bad Vilbel-Heilsberg (verstorben 5. 11. 1975), in Schlesien Pfarrer in Marschwitz Kreis Ohlau.

Als neue Mitglieder des Vereins darf ich begrüßen:

1. Vermessungstechniker Ekkehard Loch, 5880 Lüdenscheid, In der Landwehr 12
2. Stud. phil. et theol. Harald Marks, 6501 Lörzweiler, Lindenstraße 14
3. Pfarrer i. R. Hans Matthes, 4434 Ochtrup, Lambertiweg 38
4. Verw.-Angestellter Hans-Georg Neumann, 5140 Erkelenz-Hetzerath, Wiesenstraße 11
5. Pfarrer i. R. Fritz Straßmann, 4100 Duisburg, Schweizer Straße 110
6. Dipl.-Ingenieur Hans Sygusch, 7911 Wullenstetten, Albert-Schweitzer-Straße 28
7. Wirtschaftsingenieur Wolfram Thust, 6250 Limburg/Lahn, Kneippstraße 32
8. Pfarrer i. R. Bernhard Wirsich, 8450 Amberg, Alhartstraße 1

Auf drei Bücher möchte ich wiederum besonders hinweisen. Da ist zunächst der Registerband zu unserem Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte, der in seinen Registern nicht nur alle Aufsätze der Jahre 1953 bis 1972 und als Nachträge die von 1932 bis 1941 aufzeigt und damit Hilfe für das Suchen von bestimmten Themen ist, die behandelt wurden. Sachstichworte und Personen- und Ortsregister erweitern die Arbeitsmöglichkeit. Dazu kommt ein Aufsatz über die Geschichte des Vereins und ein Mitgliederverzeichnis mit Anschriften der Mitglieder. In der großen Reihe: Das Evangelische Schlesien — erschien 1971 als Band VI, Teil 1 von dem Hymnologen Arno Büchner dargestellt: Das Kirchenlied in Schlesien und der Oberlausitz. Hier wird in allgemeinverständlicher Sprache der große Schatz der schlesischen Kirchenliederdichtung dargestellt. Von 1531 bis 1971 reicht die Beschreibung der Choraldichter, von Adam Dyon bis zu dem lebenden Kurt Müller-Osten. Auch Dichter geistlicher Volkslieder und Melodienverfasser werden bekannt gemacht. Dieses Buch ist nicht nur ein solides Nachschlagewerk sondern als Geschenk für die junge Generation, die diesen Teil der Kirchengeschichte Schlesiens nicht kennt, interessant. — In dieser Reihe ist nun aber auch Ende 1975 der Abschlußband erschienen: Band VI, Teil 2: Die Schlesische Kirchenmusik im Wandel der Zeiten. — Der bekannte schlesische Kirchenmusiker Professor Dr. Fritz Feldmann hat sie dargestellt unter Mitwirkung namhafter schlesischer praktischer und theoretischer Kirchenmusiker. Der Überblick reicht von der vor-reformatorischen Zeit bis in die Gegenwart und ist auch im Vergleich mit der Darstellung von Kirchenlied und Kirchenmusik in anderen deutschen Landschaften fast einmalig, wenn nicht überhaupt einmalig. Auch dieses Buch wird den Mitgliedern herzlich empfohlen. Von den insgesamt 7 Bänden dieser Reihe sind sowieso schon 3 Bände vergriffen.

Außer diesen Büchern muß aber unbedingt noch auf ein kleines aber überaus informatives Büchlein hingewiesen werden. In der Reihe: Die Unverlierbarkeit evangelischen Kirchentums aus dem Osten — ist in einer Serie des Bandes II eine Reihe von Selbstdarstellungen ostdeutscher Kirchen und vor allem ihres Wirkens nach 1945 in Westdeutschland erschienen. Zu den Darstellungen über die evangelische Sudeten-deutschen, Karpatendeutschen, Deutschbalten hat sich nun der Band: Die evangelischen Schlesier — als 4. Heft gesellt. In den nur 115 Seiten wird eine großartige Fülle von Arbeit in Geschichte und Gegenwart aufgezeigt. Wer sich über die evangelischen Schlesier gestern und heute informieren will, darf einfach nicht an diesem Buch vorbeigehen.

Dr. Dr. Gerhard Hultsch
Siplinger Straße 5
8972 Sonthofen

Bücherbericht

Ernst Hornig, Breslau 1945. Erlebnisse in der eingeschlossenen Stadt.
Bergstadt-Verlag W. G. Korn, München 1975; 287 Seiten, Leinen.

Die Besprechung dieses ungewöhnlichen und unzeitgemäßen Buches soll mit einem Dank an den Verfasser beginnen. Der Altbischof der Schlesischen Kirche D. Ernst Hornig, der den Todeskampf Breslaus 1945 vom ersten bis zum letzten Tage miterlebte, hat in mühseliger Kleinarbeit zusammengetragen, was der eigenen Anschauung entgangen war. Darin liegt die besondere Qualität dieses Leidenszeugenberichts, den man in seiner nüchternen Sachlichkeit nur mit innerer Bewegung lesen kann. Dem, der weder die Stadt noch die Gesamtsituation jener Monate kennt, wird es freilich schwer fallen, sich ein zusammenhängendes Bild zu machen. Viele einzelne Geschichten, Schicksale und Randereignisse sind Mosaiksteine, die zusammenzufügen wohl nur dem gelingen wird, der die eigentümliche Lage von Kirche und Land im Schicksalsjahr 1945 aus eigenem Erleben kennt. Da liegt m. E. die Grenze dieses Buches: Es ist zu fragen, ob es den Nachgeborenen gegeben sein wird, mehr als drei Jahrzehnte gedanklich zu überbrücken und zu begreifen, was damals geschehen ist. Das fällt ja denen, die das Kriegsende bewußt miterlebten, heute oft schon schwer genug, und das wird den Leserkreis von vornherein stark eingrenzen.

In der Darstellung bildet der militärische Endkampf der „Festung Breslau“ nur den Hintergrund. Vordergründig ins Licht treten die unvorstellbaren Leiden von Menschen, die ohne Heim und Halt innerhalb des Stadtbezirkes ständig auf der Flucht waren und monatelang in der unmittelbaren Nachbarschaft des Todes lebten. Außer dem eigenen Leben besaßen sie so gut wie nichts mehr, von dem sie nicht schon längst Abschied genommen hatten. Sie standen im „Inferno des Jüngsten Gerichts“, wie es einer von ihnen formulierte.

Es ist tröstlich, zu lesen, daß es in dieser Hölle noch Engel gab, Schwestern, einige Ärzte und auch Pfarrer, die für andere ihr Leben einsetzten und zu einem nicht geringen Teil hergaben. Den Diakonissen aus dem Mutterhaus Bethanien, ihrer Oberin und ihrem Vorsteher wird hier zu Recht ein schlichtes Denkmal bleibender Dankbarkeit gesetzt. Auch in den dunkelsten Tagen des Todeskampfes der Stadt hat der Dienst der Liebe wie der der Verkündigung des Gotteswortes nicht aufgehört. Und nicht zuletzt gelang es den mehrfachen Vorsprachen von Geistlichen beider christlichen Kirchen beim Festungskommandanten General Niehoff, durch die Kapitulation dem Leiden und Sterben von Sol-

daten und Zivilisten zunächst einmal ein Ende zu machen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß diejenigen, die um ein Ende des Schreckens baten, damit ihr Leben aufs Spiel setzten.

Der Verfasser vermeidet es sorgfältig, einzelne Menschen besonders rühmend hervorzuheben oder seine eigene Rolle im Ablauf der Ereignisse herauszustreichen. Das haben andere zuvor getan, und sein eigener Einsatz wird nicht vergessen werden. Sein Buch sieht die Ereignisse in geistlicher Perspektive, und diese schließt Menschenruhm aus. Anspruchslos wird von Erfahrungen berichtet, die nur als Glaubenserfahrungen zu verstehen sind.

So sind die Erinnerungen von Ernst Hornig nicht nur ein Dokument des Untergangs der Stadt, die Schlesiens Hauptstadt war, sie sind vor allem ein Zeugnis von der Macht des „Glaubens im finstern Tal“. Wo menschliche Illusionen und politische Ideologien wie Spreu im Winde verwehen, da wird die rettende Hand und die heilende Stimme Gottes spürbar; da ist auch kein Platz für den Haß gegen Gewaltregiment und Feindesbrutalität; da bleiben sogar ungesagt Bitterkeit und Trauer um die verlorene Heimat. Und das ist vielleicht der stärkste Eindruck des Buches des Achtzigjährigen, daß es ohne Pathos im Licht der Ewigkeit niedergeschrieben ist.

Werner Bellardi

Fritz Feldmann — Die schlesische Kirchenmusik im Wandel der Zeiten. Band VI/Teil 2 der Reihe „das Evangelische Schlesien“, Verlag „Unser Weg“ Lübeck, 1975. 252 Seiten, Leinen.

Feldmann war vor der Vertreibung stellvertretender Direktor des musikwissenschaftlichen Instituts und des Hochschulinstituts für Kirchen- und Schulmusik der Universität Breslau. Danach war er Professor für Musikgeschichte und Musikwissenschaft an der Musikhochschule in Hamburg. Er ist ohne Frage der derzeit beste Kenner der schlesischen Musikgeschichte. Mit der Veröffentlichung einer Geschichte der evangelischen Kirchenmusik Schlesiens hat er einen lange gehegten Wunsch vieler evangelischer Schlesier erfüllt.

Der schlesische Beitrag zur evangelischen Kirchenmusikgeschichte wird in 8 Kapiteln dargestellt: die Kirchenmusik vor der Reformation, das Reformationsjahrhundert, das 17. Jahrhundert, die Zeit des Spätbarocks, die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (Schlesien unter Friedrich d. Großen), das 19. Jahrhundert, die Zeit um die Jahrhundertwende, das 20. Jahrhundert. Dem vorletzten Kapitel ist ein Beitrag Fritz Hamanns über die Bedeutung der schlesischen Lehrerseminare, ihrer Musiklehrer und ihrer Schüler für die evangelische Kirchenmusik in Schlesien beigelegt. Das

letzte Kapitel enthält u. a. die Gedenkrede Oskar Söhngens für Kirchenmusikdirektor Otto Burkert und einen Beitrag von Gotthold Richter über die Geschichte der Evangelischen Kirchenmusikschule der Kirchenprovinz Schlesien.

Für eine ausführliche Würdigung des Buches wären mehr musikwissenschaftliche Fachkenntnisse erforderlich, als sie dem Rezensenten zur Verfügung stehen. Immerhin darf er seinem Staunen Ausdruck verleihen über den Reichtum an musikalischer Leistung der schlesischen Landschaft, der vor ihm ausgebreitet wird, und über die außerordentliche Sorgfalt und den Fleiß, mit dem bei der Darstellung ans Werk gegangen wurde. Zwar sind die schlesischen Meister kaum über die Grenzen ihrer Landschaft hinaus berühmt geworden. Die Breite ihres Musikschaflens und dessen beachtliche Qualität sollten den Schlesiern aber Anlaß genug sein, nicht nur ihre Namen in der Erinnerung festzuhalten, sondern auch ihr Werk, wo es einmal möglich ist, zu pflegen.

In dem Abschnitt über Schlesiens protestantische Kirchenmusik in der Lutherzeit wird ein anschauliches Bild der liturgischen und musikalischen Gestalt des Gottesdienstes im 16. Jahrhundert gezeichnet. Hier ist (endlich) Material greifbar, mit dem der wohl bis in die Kreise der Amtsträger verbreiteten Meinung entgegengetreten werden kann, die derzeitige Gestalt des Gottesdienstes gehe nicht auf die Auflösungs-tendenzen der Aufklärung zurück, sondern habe im Gottesdienst der Lutherzeit schon ihr Vorbild. Der Leser darf sich freilich nicht verdrießen lassen, daß ihm in diesem Abschnitt unter Umständen Fachausdrücke (z. T. in lateinischer Sprache) begegnen, die ihm nicht ge-läufig sind.

Ein wenig zu hart dürfte das Urteil sein, daß gleichzeitig mit der Errichtung der Bethäuser, also nach der preußischen Eroberung, auf dem Gebiete der evangelischen Musikgeschichte in Schlesien ein kaum überbietbarer Tiefstand zu verzeichnen sei (S. 8). Zweierlei ist dem entgegenzuhalten: Einmal sind viele Bethäuser mit kostbaren Orgeln ausgestattet worden (Michael-Engler-Orgel im Schmiedeberger Bethause, Orgeln der Meinerts aus Lähn in den Bethäusern zu Hermsdorf/Kynast, Fischbach i. R., Arnsdorf i. R., Warmbrunn, Seidorf i. R., Lähn u. a.). Zum anderen zeigen Berichte aus dem Jahre 1924, daß gerade in den Bethausgemeinden ein reiches Instrumentarium von Streich- und Holzblasinstrumenten ehemals einmal im Besitz der Kirchen vorhanden war. Die schlesische Musizierfreudigkeit dürfte damit hinlänglich belegt sein, auch wenn das Urteil insofern berechtigt sein wird, als es an schaffenden Musikern gefehlt hat.

Die Frage nach dem „typisch Schlesischen“ wird schon bei der Darstellung der vorreformatorischen Gregorianik gestellt. Sie wird im Ver-

laufe der Darstellung immer wieder gestreift, bleibt aber doch einer besonderen Untersuchung vorbehalten.

Ein umfangreiches Literaturverzeichnis auf den letzten Seiten und zahlreiche Literaturangaben in Fußnoten zum Text geben jedem interessierten Leser viele Hinweise für weitere Nachforschungen. Zu bedauern bleibt, daß aus Sparsamkeit auf ein Personen- und Ortsregister verzichtet werden mußte.

Zwei corrigenda wurden bemerkt: S. 100 Nieder-Wiesa (nicht Nieder-Wiese), und der Todesort Christian Gregors ist mit Berthelsdorf in der Oberlausitz sicher richtig angegeben (S. 126). Dieses Berthelsdorf liegt in der sächsischen Oberlausitz im Kreise Löbau. Herrnhut entstand auf dem Boden der Berthelsdorfer Parochie (also nicht Berthelsdorf Kreis Sorau).

Mit dem vorliegenden Bande ist die von Gerhard Hultsch herausgegebene Reihe „Das Evangelische Schlesien“ zum Abschluß gebracht.

Sie enthält:

- | | |
|------------|---|
| Band I | Schlesische Kirchengeschichte (Hellmut Eberlein) |
| Band II | Silecia sacra – Historisch-statistisches Handbuch (Gerhard Hultsch) |
| Band III | Der Kirchbau (Alfred Wiesenhütter, Gerhard Hultsch) |
| Band IV | Das diakonische Werk (Beiträge vieler Verfasser) |
| Band V | Die äußere Mission (Erich Schultze) |
| Band VI/I | Das Kirchenlied (Arno Büchner) |
| Band VI/II | Die Kirchenmusik (Fritz Feldmann) |

Dem Herausgeber Gerhard Hultsch gebührt herzlicher und aufrichtiger Dank für die Mühe, mit der das Werk zum Abschluß gebracht werden konnte.

Arno Büchner

Jost Dahmen: Deutsche Zisterzienserkunst, 199 Seiten, 1 Titelbild, 90 Bildzeichnungen im Text, Leinen, Böhlau-Verlag Köln, 1974.

Das sehr gut informierende Werk von Dahmen über die deutsche und europäische Zisterzienserkunst, denn die Arbeit reicht oft über das eigentliche deutsche Gebiet hinaus, ist besonders in seinen Übersichten und grundlegenden Wertungen interessant. Zunächst werden kurz die einzelnen Phasen der Zisterzienserkunst von ihrem Ausgang in Burgund bis in den deutschen Osten und ihr zeitlicher Ablauf überblickt. Sodann wird in einzelnen Abschnitten der Ausgang aus Burgund und Südfrankreich behandelt, dann die Ausbreitung dieser Kunst in den Nieder-

landen, Elsaß-Lothringen, der Schweiz und im altdeutschen Gebiet, ihre Neuformung im Backsteinbau der nordostdeutschen Tiefebene, dann im süddeutschen und österreichischen Raum und schließlich in Schlesien. Dazwischen geschaltet sind Zusammenfassungen, Auswertungen und Deutungen über den Ausgang aus der Romanik, die große Zeit der Gotik bis zum Hallenbau und den großartigen Backsteinschöpfungen in Nordostdeutschland und schließlich die barocke Gestaltung bis zum Rokoko besonders im südlichen deutschen Sprachraum bis hin nach Schlesien. Die beigegebenen Zeichnungen vermitteln ein etwas schwaches Bild dieser Entwicklung. Photographien wären vielleicht eindrücklicher gewesen. Sehr ausführliche und gut informierende Anmerkungen und ein Register der Zisterzienserkonvente in dem umschriebenen Raum beschließen die Arbeit.

Die eindruckvollste Entwicklung aus der romanischen Wurzel und der Glaubensgrundhaltung der Zisterzienser von Bernhard von Clairvaux her im Übergangsstil wie in der reinen Gotik wird besonders deutlich. Hier ist im bewußten Gegensatz zu den Benediktinern ein Baudenken vorhanden, das die eigene Glaubenshaltung im Stein darzustellen versucht. Das Wirken der Bauhütten der Zisterzienser ist bis auf wenige Ausnahmen klar und folgerichtig. In bewußter Schlichtheit und Gradlinigkeit werden die Kirchen der Zisterzienser gestaltet. Jeder überflüssige Schmuck, jede Ungenauigkeit, jede Spielerei werden vermieden. Daher kennt diese schmucklose Bauweise nur und erst allmählich verzierte Dachreiter und keine prahlenden Türme. Auch die westliche Schmuckwand ist ganz der Sache, der Verkündigung, untergeordnet und dem Beispiel, das diese Zisterzienser geben wollten. Dabei ist das beiße keine gewollte oder ungewollte Primitivität, wie sie die grauen Betonklötze unserer armseligen Architektur zeigen. Die Kapitelsäle, die Refektorien und die Dormitorien geben ein schönes Zeichen dafür ab, wie man künstlerisch großartig zu formen vermag, ohne dem Material auch nur den geringsten Zwang anzutun. Das zeigt sich dann in unnachahmlicher Weise im gotischen Backsteinbau im Nordosten Deutschlands, ob in Kolbatz, Oliva, Pelplin, Lehnin oder Chorin. Man kann nur klagen über die allenthalben vorhandene Barbarei, die so viele dieser Klosteranlagen und Konventskirchen zu Ruinen gemacht hat. Welche Wunderwerke sind doch im Ziegelbau hier errichtet worden, also in einem spröden Material, das nicht gefügig war wie der Haustein. In diesen Bauten drückt sich zugleich das Vorbild aus, das diese kolonisierenden Mönche ihrer Umgebung, ob heidnisch oder christlich, gaben vom schlichten Gottesdienst bis zum Landbau in seinen vielfachen Formen. Diese oft monumental zu nennende Strenge und Klarheit geht mit dem Ende der Kolonisationszeit zu Ende. Der Orden mußte andere Aufgaben übernehmen, Aufgaben im Schuldienst und der Seelsorge im pfarramtlichen Dienst. Das war es aber meines Erachtens nach nicht allein. Die Grundstruktur des Ordens hatte sich überlebt oder war zerbröckelt.

Ihre bernardische Wesenheit war geschwunden. Es gab keine Bauhütten mehr. Sie konnten doch von Konvent zu Konvent ziehen, denn im Zeitalter nach dem zerstörerischen Dreißigjährigen Kriege und der Gegenreformation boten sich Aufgaben in Hülle und Fülle. So entsteht nun der Barockbau mit all seiner nicht immer echten Pracht, seinem Stuck, seinen Fresken und Wandmalereien. Das paßt einfach nicht zum Wesen des Zisterziensertums. Im Barockzeitalter gibt es keine Unterschiede mehr zwischen den einzelnen Orden, jedenfalls nicht in der Baugesinnung. Die Konvente der Benediktiner sind ebenso überladen wie die der Augustiner Chorherren, Prämonstratenser oder Zisterzienser. Bestes Beispiel bietet Zwettl in Österreich oder Leubus in Schlesien. Heinrichau oder Grüssau sind auch nicht anders. Das ist alles imposant aber nicht zisterziensisch, allenfalls dort und das gibt es auch, wo man in Bau und Ausgestaltung zurückhaltend ist. Übrigens die Anmerkung von Dahmen S. 151 stimmt nicht, daß nach der Säkularisation von 1810 durch den preußischen Staat, in Österreich geschah dies schon erheblich früher wie auch im übrigen Westen, die zweckentfremdeten Ordensbauten baufällig wurden und zerfielen und erst nach 1945 vom polnischen Staat in Schlesien vorbildlich restauriert wurden. Die Klosterkirche in Leubus wurde 1937 restauriert. Die Konventsbauten waren Heil- und Pflegestätten. Sie wurden 1945 — nicht von deutscher Seite — sehr in Mitleidenschaft gezogen. Grüssau wurde 1921 von Prager **deutschen** (hat Dahmen vergessen) Benediktinern übernommen und fiel 1945 völlig unzerstört in polnische Hand. Der Staat übergab es Zisterziensern aus Wachau. Die deutschen Benediktiner wurden vertrieben und sind nun in Bad Wimpfen am Neckar. Die schlesischen Zisterzienserbauten wurden alle im Barock entweder neu erbaut oder so völlig umgebaut, daß sie einer Neuschöpfung aus dem Geist des Barock gleichkommen.

Jürgen Schölzel: Nimptsch in Schlesien, Vorzeit, Frühzeit, Mittelalter. 285 Seiten, 18 Bildseiten, Broschur, mit Zeichnungen im Text. J. G. Herder-Institut, Marburg/Lahn, 1974.

Die vorliegende Arbeit ist im Rahmen der wissenschaftlichen Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas im Auftrage des J. G. Herder-Institutes als Band 94 erschienen. Das Buch umfaßt einen Zeitraum von ca. 3500 v. Chr. bis ca. 1434 mit einigen weiteren Nachrichten bis zur Einäscherung der Stadt 1633 n. Chr., also die Vorzeit bis zum Ende der Hussitenkriege. In den ersten rund 50 Seiten wird das Ergebnis vorgeschichtlicher Forschungen sehr ausführlich dargestellt in dauerndem Gespräch und Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen polnischen vorgeschichtlichen Forschung. Profilschnitte und Zeichnungen von Gefäßen und Gefäßbruchstücken ergänzen den Text und verdeutlichen ihn in der Weise, daß die Dauerbesiedlung auf dem Nimptscher

Berg von der Steinzeit über die Keltenzeit, die germanische Besiedlung und die Slawenzeit deutlich wird. Ein besonderes Merkmal wird unwiderleglich, nämlich daß germanische Silingen noch im 3. bis 6. Jahrhundert nach Christus auf diesem Berge gegessen haben. Dies erweisen nicht nur der germanische Töpferofen sondern zahlreiche irdene Reste und schließlich der Ortsname selbst, der diesem Ort von den Slawen gegeben wurde, weil sie hier Deutsche (Nêmbci = Stumme bzw. Unverständbare) antrafen und mit ihnen zusammenwuchsen. Die slawische Zeit klingt aus mit dem jüngsten slawischen Wall, eine Holz-Erde-Steinkonstruktion aus dem 12./13. Jahrhundert. Diesem vor- und frühgeschichtlichen Kapitel werden in 20 Seiten Quellen angehängt, die Nimptsch im Spiegel von Quellen aus der Zeit vor 1200 betrachten.

Das 3. Kapitel beschäftigt sich mit dem Leben und den Einrichtungen der slawischen Kastellanei Nimptsch und ihrem Umkreis. Diese Kastellanei lag in einem schlesischen Kerngebiet und umfaßte wesentlich den Gau der slawischen Sleenzane. Aus diesem Grunde war sie bereits früh von Böhmen und Polen hart umkämpft, da sie einen Schlüssel zum Lande darstellte, für die Böhmen zur Eroberung und für die Polen zur Abwehr bzw. auch zur abschließenden Besitznahme. Auch die kirchliche Einrichtung der Slawenzeit wird klar. In der Holzburg hatte der Kastellan eine eigene Andachtsstätte, die Burgkapelle. Außerhalb, in der „Altstadt“ war eine Adalbert-Kirche (der Name des Kirchenpatrons zeigt wiederum die böhmisch-polnische Beziehung auf), die den Marktbesuchern im Marktdorf-Altstadt diente. Der Berg, mit Palisaden umgeben, hatte in slawischer Zeit nur diejenigen Einwohner, die für die Aufgaben des Kastellans gebraucht wurden. Das war also in erster Linie das militärische Aufgebot, das der Kastellan zur Sicherung der Grenze gegen Böhmen benötigte. Dazu gehörten aber auch die Familien. Der Burgberg war nicht nur eine Kaserne. Das zeigen die Funde aus dieser Zeit. Sie erweisen aber eben auch, daß in slawischer Zeit der Ort Nimptsch kaum einige Bedeutung als Handels- und Fabrikationsort hatte, so sehr die polnische Forschung sich auch bemüht einiges davon zu finden. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit den Anfängen des mittelalterlichen Deutschtums in und um Nimptsch. Dieser Entwicklung waren von Anbeginn enge Grenzen gezogen einmal durch die stärkere slawische Bevölkerung im Sleenzanengau und zum anderen durch die platzmäßige Enge auf dem Berg Nimptsch. Das ergab eine Reihe von Problemen, wenn sich hier eine Stadt im eigentlichen Sinne entwickeln sollte. Dazu kam, daß diese alte Siedlung in Konkurrenz zu Reichenbach/Eule und Frankenstein von vornherein in einer schwierigen Lage war, als diese neuen Städte aus wilder Wurzel genügend Raum im Rodungsland ebenso hatten wie einen echten Umkreis deutscher Rodungsdörfer, die der Stadt gute Erwerbsmöglichkeiten ermöglichten. Nimptsch lag im Süden des zu ihm gehörigen Gebietes in einer unglücklichen Randlage. Das hat sich bis 1932 nicht geändert. Und in

diesem Jahre verlor die Stadt auch noch die Kreisführung. Der Kreis wurde aufgeteilt, die Kreisbehörden verschwanden. Die Stadt büßte Einnahmenquellen ein. Um 1280 ist etwa die Gründung der deutschen Stadt vorgenommen worden. Damit begann aber erst eine lange Entwicklung. Hier stand zunächst das alte Kastellaneirecht neben dem neuen deutschen Recht, der herzogliche Vogt neben den deutschen freien Bürgern. Die Gründung war erfolgt einmal, um die Grenzen besser schützen zu können durch eine wehrhafte Bevölkerung und zum anderen, um wirtschaftlich bessere Nutzung zu erreichen. Diese Entwicklung berichtet ein 5. Kapitel, das deutlich zeigt, daß diese Pläne kaum in Erfüllung gingen. Erst sehr allmählich setzt sich die deutsche Stadtverfassung durch mit der allmählichen Verschmelzung der beiden Bevölkerungsteile und ihrer rechtlichen Gleichstellung. Ein deutliches Zeichen für diese Allmählichkeit ist die Gründung und Erbauung der Stadtkirche (S. 170—184). In der Gründungsurkunde von 1295 wird ausdrücklich festgestellt, was bei den städtischen, weil allein deutschen Begründungen sonst nicht vorkommt, daß die neue Stadtkirche, auf die deutsche Bürger nicht verzichten wollen, „tam Poloni quam Teutonicis“, Polen so sehr wie Deutschen, dienen soll. Es war zunächst und eigentlich immer eine Kleinkirche, die der geringen Bevölkerungszahl angemessen war. Nach dem Brande der Stadt 1633 und damit auch dem Abrennen der Kirche wurde diese unter Benutzung der Brandreste wieder aufgebaut. Der Zinnturm, im Stadtwappen erscheinend, wurde erst 1541 errichtet. Beim Neubau von 1633 dürfte man auch Baureste der von den Hussiten zerstörten Adalbertkirche in der 'Altstadt' benutzt haben. Gemeinde und Gotteshaus wurden nach 1520 evangelisch. 1692—1707 war die Kirche rekatholisiert gewesen. Die 1701 neubegündete katholische Gemeinde benutzte nach Rückgabe der Stadtkirche die Peterskapelle in der Burg.

Nachdem die Stadtkirche 1857 als baufällig abgerissen wurde, wurde an ihrer Stelle am Marktplatz 1864—1866 die neue evangelische Kirche erbaut. Die Polen haben die alte katholische Kirche auf der Burg dem Verfall preisgegeben und dafür die evangelische Stadtkirche in eine katholische Kirche umgewandelt. Seit 1311 gehörte Nimptsch mit seinem Weichbild, wenn auch oft verpfändet, zum Herzogtum Brieg. Unter, bzw. nach Georg II., wurde wie in Brieg das Schloß von den gleichen Bauleuten wie das zu Brieg um- und neuerbaut und mit Renaissancezierart versehen. Dieses Bauwerk sank 1735 in Asche. Es blieb allein ein wuchtiger achteckiger Turm übrig, der 1965 einstürzte.

Der letzte Abschnitt befaßt sich mit der Hussitenherrschaft in Nimptsch 1429—1434. Die Hussiten hatten wie schon früher die Böhmen erkannt, daß Nimptsch für die Beherrschung des mittelschlesischen Landes ausschlaggebend war, und die Deutschen erkannten zu spät, daß ihre Freiheit vom Besitz von Nimptsch abhängig war. Von dieser und den Zwingburgen in Ottmachau und Pitschen gingen nun die organisierten Raub-

und Plünderungszüge aus, in denen so viele schlesische Städte und Dörfer zerstört und unendlich viel Blut vergossen wurde. Nach vielen vergeblichen Belagerungen wurde Nimptsch schließlich 1434 freigekauft. Viele Einwohner waren nicht übrig. Der Stadt mußten lange Zeit die Abgaben an den Herzog erlassen werden. Diese grauenvolle Zeit wurde von der sozialistischen Geschichtsschreibung „eine der schönsten Seiten der Geschichte Schlesiens“ genannt. Der letzte Krieg war einer der wenigen, der Nimptsch verschonte. Das Weichbild von Nimptsch, das mit dem alten Kreis identisch war, umfaßte 37.618 ha; der reine Bodenwert dieses Areals betrug 1973 DM 902.844.000,—. Heute besitzt kein Deutscher hier noch einen Quadratmeter. Die Arbeit wird abgerundet durch einen umfangreichen Anhang mit über 50 Seiten Anmerkungen verschiedenster Art. Die beigegebenen Bilder geben ein weiteres Verdeutlichen. Vielleicht setzt der Verfasser in so gründlicher Weise die Behandlung der Neuzeit fort. Es wäre wünschenswert. In jedem Falle ist diese gründliche Arbeit der Durcharbeit wert und macht diese uralte Siedlung dem Leser deutlich.

Günter Jacob: Der Christ in der sozialistischen Gesellschaft. Theologische Probleme und Folgerungen. Ein Sagorsker Vortrag. 48 Seiten, broschiert. Evangelisches Verlagswerk Stuttgart, 1975.

Dieser Vortrag wurde 1974 im Rahmen theologischer Gespräche im Kloster Sagorsk bei Moskau gehalten. Die Zusammenfassung des Vortrages und eine Zusammenfassung eines Kurzreferates von Erzpriester Borovoy und ihre offizielle Unterzeichnung machen dieses Dokument wichtig. Jacob behandelt marxistische Einsprüche gegen die christliche Lehre wie: Kein Platz für einen Gott in der Welt von Technik und Wissenschaft. Ein Gott der Projektionen und der Spiegelungen ist entlarvt. Ein Gott als Herrscher oder Vaterfigur hält die Menschen in Unmündigkeit und lähmt ihren Willen zur Weltveränderung. Fragen und Anklagen der Nichtchristen und Christen: Wie stimmen der Glaube an Gott und die Leiden der Menschen in der Welt zusammen. Diesem Teil, der das Bekenntnis zu Gott und seine atheistische Bestreitung behandelt, folgt dann der 2. Abschnitt über: Rechtfertigung und Gesellschaft. Der Schlußabschnitt befaßt sich dann mit: Christlicher Glaube und Ideologie, wobei der Versuch einer positiven Würdigung der Ideologie gemacht wird. Die Fragestellung ist nicht neu. Auch die Antworten sind es nicht, jedoch ihr Gegenwartsbezug. Und schon aus diesem Grunde ist die kleine Schrift lesenswert und lesenswert. Vielleicht sagt das am besten ein Satz aus der Zusammenfassung: „Trotz ideologischer Non-Koexistenz gibt es praktisch Kooperation im Miteinander von Christen und Marxisten in der Arbeit für Frieden und Gerechtigkeit“.

The Pfitzner Story 1802–1975. Herausgegeben von Pastor Carl Pfitzner. Lutheran Publishing House, Adelaide, Australien. Leinen, 216 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 1975.

Carl J. Pfitzner hat in unermüdlicher Arbeit die Geschichte der Familie Pfitzner in Wort und Bild zusammengetragen. Es ist an Hand dieser Großfamilie die Geschichte der Auswanderung von Altlutheranern aus Niederschlesien 1854 bis 1867 nach Südaustralien, wo diese Auswanderer den Kern der lutherischen Kirche Australiens und den Kern des dortigen Deutschtums bildeten. Die Pfitznern stammen aus Parchwitz und Umgebung, wo auch noch 1945 Pfitznernachkommen lebten. In einer Reihe von reich vor allem aus der Familiengeschichte bebilderten Abschnitten wird der Ursprung der Pfitznern, soweit wie möglich, umschrieben, die schlesische Heimat, der Grund der Emigration, der zur Zeit der Auswanderung eigentlich bereits überholt war, die Auswanderung und Schiffsreise und schließlich die Ankunft in dem neuen Land und ihr Neubeginn als tüchtige Landwirte, begrüßt von der Regierung und den Beamten. Ihre fleißige und fromme Arbeit hat Früchte getragen. Diese Lutheraner haben sich zu wichtigen landwirtschaftlichen Produzenten ebenso entwickelt, wie ihr kirchliches Leben vorbildlich wurde. Es ist interessant diese Geschichte über 150 Jahre mitzuverfolgen, und in ihr auch ein Stück Glaubensgeschichte mit schlesischer Eigenart mit zu erleben.

Gerhard Hultsch

PHILIPP, Guntram: Die Wirksamkeit der Herrnhuter Brüdergemeinde unter den Esten und Letten zur Zeit der Bauernbefreiung. (Vom Ausgang des 18. bis über die Mitte des 19. Jahrs.), Bd. 5 der Forschungen zur Internationalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, hg. v. H. Kellenbenz, Verlag Böhlau, Köln, 1974, Broschur, XVI, 470 S., 1 Karte, 4 Abb. und zahlreiche Tabellen im Text.

„Es gehört zu den würdigsten und reizvollsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft, das zu Ende Gelebte zu erforschen, die Bedingungen der damaligen Existenz, die Ursachen des Untergangs, die Notwendigkeit des Abstrebens zu begreifen.“ (XI, Anm. 2) Dieser Satz von R. Wittram steckt hinter der knappen Begründung Philipps, weshalb ihn das Thema gereizt habe, nämlich wegen „der historisch abgeschlossenen Entwicklung“ (XI). Man könnte das vielleicht auch anders sagen, höflicher, eine Spur weniger brutal; aber: manches im Geschäft des Historikers grenzt wohl an Nekrophilie; und noch einmal aber: dann würde wohl auch

nicht so erstaunlich deutlich, was hier verloren gegangen, abgestorben ist, welche Leistung, welches „Charisma“. Gerade die Herrnhuter mit ihrem ausgeprägten Sinn für das Medium des Liedes und die Liturgie (vgl. auch S. 228ff.) haben, wie diese, sehr sauber gearbeitete Untersuchung zeigt, besonderes geleistet. Bis in alle Details und unter Ausschöpfung aller denkbaren Quellen wird die Geschichte der Brüdergemeinde unter den Esten und Letten dargestellt: beginnend mit einem Überblick über ihre Geschichte, fortgesetzt durch Darstellung der äußeren und inneren Gegebenheiten wie Raum, Bevölkerung, Verfassungs- und Rechtsstruktur und die ländliche Sozial- und Wirtschaftsstruktur, behandelt das Werk dann die Bauernfrage und Agrargesetzgebung vom Ausgang des 18. bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts, die Entstehung und Geschichte des 'Livländischen Werkes' bis gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts, das 'Livländische Werk' zur Zeit der Agrarreform und endlich den Einfluß der Herrnhuter Brüdergemeinde auf das Sozial- und Wirtschaftsleben der Esten und Letten.

Es ist dies ein – insgesamt gesehen – kurzes aber enorm gewichtiges Kapitel der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, geprägt vom zugleich weltoffenen und streng gezügelten Geist Zinzendorfs. Manches Vorurteil wird revidiert werden müssen, so etwa dies einer einlinigen theologischen Ausrichtung, die keine Abweichungen geduldet habe, und dies betrifft besonders die sog. „Nationalgehülfen“, also nichtdeutsche Helfer. In diesem Zusammenhang zitiert Philipp ein bedenkenswertes Wort Zinzendorfs: „Es ist kein Mensch bekannter mit der Lehre als es sein Herz erfahren hat, und daher kommt's, daß wir so unterschiedlich reden. Es wäre nicht gut, wenn wir lernten aus einem Munde zu reden. Es wäre sophistisch, es wäre gelerntes Ding. Wir kämen besser in der Welt durch, aber beim Heiland bestünden wir nicht halb so gut.“ Denn „sobald die Wahrheit zum System wird, so hat man sie nicht, weil unser Wissen Stückwert ist und bleibt.“ (Zinzendorf, Evangelische Gedanken, S. 170 und 9, Philipp S. 243 und 243, Anm. 86)

Auch wenn die Wirksamkeit der Herrnhuter im Baltikum durch die konzentrierten Angriffe der Obrigkeit seit den 20er Jahren des 19. Jhs. praktisch zum Erliegen kam, so zeigt doch Philipps Untersuchung, daß der Einfluß der Herrnhuter im Laufe des gesellschaftlichen und nationalen Emanzipationsprozesses der Esten und Letten in vielerlei Hinsicht von ungeheurer Bedeutung war (vgl. S. 250ff. bes.). Und diese Tatsache wird auch nicht durch das Zerbrechen der Vertrauensbasis zwischen den deutschen und den 'nationalen' Brüdern geschmälert. Allerdings ist es wohl fraglich, ob man es mit Wittram (s. o.) allein dem Geschichtswissenschaftler überlassen sollte, „die Ursachen des Untergangs, die Notwendigkeit des Absterbens zu begreifen“, ob dies zu vermitteln nicht eine weit größere Aufgabe wäre.

KÖHLER, Günter (Hg): Pontifex nicht Partisan. Kirche und Staat in der DDR von 1949 bis 1958. Dokumente aus der Arbeit des Bevollmächtigten des Rates der EKD bei der Regierung der DDR Propst D. Heinrich Grüber. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart, 1974, Leinen 222 S., Reg.

Mit der Kirchengeschichte der neuesten Zeit verhält es sich nicht anders als mit der neuesten Geschichte, die man auch gerne Zeitgeschichte nennt: sie ist immer zugleich eines der faszinierendsten und schmerzlichsten Kapitel überhaupt, sind die Wunden doch noch frisch, die enttäuschten Hoffnungen noch farbig und der Gedanke, wenigstens dieses eine Mal das Rad der Geschichte wenigstens um eine halbe oder viertel Speichenbreite zurückdrehen zu können naheliegend.

So wird es wohl jedem Leser des vorliegenden kompendienhaften Dokumentarbandes über die Bemühungen von Propst Grüber aus den Jahren 1949–1958 gehen. Der in sieben Abschnitte gegliederte Aufbau zeichnet anhand von Dokumenten und eingeschobenen Überleitungen die Tätigkeit der Vermittlung zwischen Kirche und Staat in der DDR von 1949 bis 1958 nach. (I. Von der Gründung der DDR bis zum Juni 1953, II. Die Vereinbarung zwischen Staat und Kirche im Juni 1953, III. Ende 1953 bis Februar 1956, IV. Februar 1956 bis Ende 1956, V. 1957 bis Juli 1958, VI. Die Verhandlungen zwischen Staat und Kirche im Jahre 1958 bis zum Kommuniqué am 21. Juli 1958, VII. Das Ende der Bevollmächtigtenfunktion.) Vieles in diesem Buch ist typisch deutsche Geschichte der 50er Jahre, manches wohl auch allzu typisch deutsch, wie etwa Bischof Kurt Scharf's Kennzeichnung Grübers als eines „der verdienstesten Männer in der Christenheit unserer Tage“. Mitunter sind die Zwischentexte zu lakonisch, man wünschte sich mehr, dann wieder möchte man sie wegdenken, denn die Dokumente sprächen allein wohl eine noch härtere Sprache. Fast möchte man lapidar sagen: ein ganzes Buch voll deutscher Möglichkeiten und deutscher Fehler, die geringsten allerdings lobenswerterweise auf kirchlicher Seite. Eines der mutigsten Dokumente ist wohl ein Interview von Bischof Dibelius aus dem Jahre 1958, in dem es heißt: „Es geht darum, daß die Gemeinschaft, in der wir leben, nicht die Grundlagen verliert, auf denen sie allein gesund bleiben kann: die Grundlagen der Wahrhaftigkeit, des Rechtes und der Freiheit.“ Hier ließen sich viele Kommentare denken. Schade ist nur, daß bei diesem Dokument, wie auch bei manchen anderen zu wenig recherchiert wurde, denn ob es, ob in dieser oder verkürzter Form und wo und wann als Radiointerview, als das es bezeichnet wird, gesendet wurde, kann der Herausgeber nicht sagen. Wie schrieb schon Platon in Phaidon: „und hätte einer auch eine Wahrheit über etwas in sich und könnte sie nicht sagen, so wäre es, als gäbe es sie nicht!“

Gottfried E. Hultsch
Wien

Gabriel Adriányi: Ungarn und das I. Vaticanum. Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte, Band 5, 1975 (Böhlau-Verlag, Köln und Wien) XXII, 567 Seiten, 16 Abb. auf Kunstdruckpapier, 1 Karte, Leinen.

Bekanntlich trifft die katholische Kirche ihre Entscheidungen meist unabhängig von den augenblicklichen Strömungen des „Zeitgeistes“ in einer den Zeitgenossen manchmal schwer verständlichen Bestimmtheit. Vor über 100 Jahren z. B. entbrannte auf dem vatikanischen Konzil (dem ersten) ein heftiger Streit über die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas. Die ungarischen Bischöfe bildeten eine relativ feste Gruppe auf dem Konzil und einen beachtlichen Teil jener Minorität, die gegen die Dogmatisierung einer grundsätzlich bejahten Lehrmeinung, zumindest gegen den Zeitpunkt dieser Dogmatisierung kämpfte. Dies gibt der hier zu besprechenden Habilitationsschrift Adriányis Bedeutung, zumal uns vertrautere Persönlichkeiten mit dieser ungarischen Gruppe zusammenarbeiten (z. B. der soziale Bischof von Mainz, Emanuel v. Ketteler) oder zumindest geistig von ihr profitierte (z. B. Döllinger in der „Augsburger Zeitung“).

Das erste Wort im Buchtitel bedarf der Erläuterung. Mit „Ungarn“ ist der ungarische Reichsteil der habsburgischen Doppelmonarchie gemeint. Doch es werden nicht alle 28 Diözesen, die zur Stephanskrone gehörten, behandelt: Seit 1853 unterstand die neugeschaffene Erzdiözese Zágráb (d. h. Zagreb, früher Agram) mit ihren Suffraganen Djakova (Diaková = Szerèm), Zengg/Modrus und Körös/Kreuz nicht mehr dem Fürstprimas von Ungarn und bildete eine eigene (kroatische) Landeskirche. Dafür nahmen die rumänischen Bischöfe an den Versammlungen der ungarischen Oberhirten teil. Durch die strenge Beachtung dieser staatsrechtlichen Grenze wird die Arbeit zwar geschlossener, es kommt jedoch zu manchen Lücken, vor allem an den Nahtstellen. So wird z. B. der bedeutende Bischof Joseph Stroßmayer (der bekannte Vorkämpfer kroatischer Selbständigkeit, im heutigen Zagreb noch gut bekannt) nur flüchtig erwähnt, obgleich er auf dem Konzil eng mit den übrigen ungarischen Bischöfen zusammenarbeitete. (Stroßmayer war es, der über Lord Acton Döllinger genau informierte, was trotz der Beschränkung auf „Ungarn“ dankenswerterweise gebracht wird, S. 183.)

Der mit „Einleitung“ überschriebene erste Textteil des Buches enthält „die kirchenpolitische Entwicklung vom Abschluß des österreichischen Konkordates bis zum Ausgleich (1855–1867)“ und „das Verhältnis von Kirche und Staat in Ungarn in den Jahren 1867–1869“, also die Darstellung der vorkonziliaren Situation in Ungarn. Mit dem Ausgleich von 1867 ist die Entkrampfung des Verhältnisses zwischen den vorher sich absolutistisch gebärdenden Habsburgern und den nach der gescheiterten Revolution von 1848 nationalistischen Ungarn gemeint. Dieser

Teil des Buches beginnt mit der Erwähnung „der beschämenden Demütigung der katholischen Kirche Ungarns nach der Niederlage von 1849“, wobei als erläuternde, weiterführende Literatur außer einer früheren Veröffentlichung von Adriányi nur zwei ungarische Werke angeführt werden. (Es ist wohl nur ein Versehen, daß die eine dieser Anführungen nur den Namen des mit drei Veröffentlichungen im Literaturverzeichnis genannten Autors Meszlényi bringt.) Nicht nur in diesem Falle erscheint es für das Durcharbeiten dieses Buches wünschenswert, die ungarische Sprache zu beherrschen: Zwar sind im Text der Arbeit alle Zitate aus dem Ungarischen übersetzt (aus dem Französischen und Englischen nicht), doch sind weiterführende Literatur und Dokumente in der Originalsprache gebracht. Eine gewisse Erschwerung bedeutet auch das Nebeneinander von Ortsnamen: Das heute jugoslawische Zagreb heißt in dieser Arbeit Zággráb (z. B. S. 25f.) oder Agram (z. B. S. 126, Anm. 12). Die Namen der ungarischen Diözesen sind im Text der Arbeit nach Möglichkeit in der deutschen Form gebracht, im Personenregister nur deutsch. Unerklärlich sind manche Abweichungen dieses Registers vom Text: Man vergleiche z. B. nur die Berufsbezeichnungen der nur auf S. 325, Anm. 36 genannten 7 Männer mit den Angaben im Register!

In dem „Einleitungs“-Teil schildert Adriányi den Kampf des ungarischen Episkopates in der „passiven Resistenz“ der ungarischen Nation gegen die Vereinheitlichungstendenz der habsburger Zentralregierung und das Verhältnis zu den politischen Strömungen der Zeit, vor allem den Parteien. „Primäre Aufgabe des Episkopates war die Befreiung der Kirche vom traditionellen Staatskirchentum des bewußt liberalen Staates“ (S. 6), wobei er den offenen Kampf weitgehend scheute und praktisch keinerlei politische Vertretung besaß. Eine Autonomie konnte nicht erreicht werden.

Nachdem Adriányi längsschnittartig einen Abriß ungarischer Kirchengeschichte zwischen 1849 und 1869 gebracht hat, stellt er im folgenden Teil des Buches querschnittartig die Diözesen Ungarns und deren Oberhirten vor. Besondere Beachtung finden dabei die beiden bedeutendsten Männer, der Fürstprimas János Simor und der fähige Theologe Lajos Haynald, beide auch als geschickte Redner auf dem Konzil bekannt. 16 Bischöfe werden auch durch Bilder vorgestellt.

Die beiden folgenden Teile des Buches behandeln „die Lage der katholischen Kirche in Ungarn zur Zeit des I. Vaticanums“ und „die Vorbereitungen der ungarischen Bischöfe für das I. Vaticanum“. Besondere Beachtung findet dabei immer wieder das Nationalitätenproblem und die besondere Rolle der unierten Kirchen. Die geringe Einflußmöglichkeit der ungarischen Bischöfe auf die Öffentlichkeit erhellt eine Nachricht aus späterer Zeit: Im Jahre 1906 lasen die 10 Millionen Katholiken Ungarns 6 kath. Tageszeitungen mit insgesamt 30–35.000 Exemplaren,

während gleichzeitig die 18 Millionen Katholiken Deutschlands 110 kath. Tageszeitungen mit 650–700.000 Exemplaren lasen (S. 123). Dagegen war die Bindung zwischen Staat und katholischer Kirche sehr eng, der Einfluß des Staates auf die Kirche auffallend groß. Der Geist des Josephinismus war noch spürbar, wurde jedoch zunehmend vom Liberalismus abgelöst. So wurde z. B. Döllingers Buch über das Urchristentum „vom Klerus begeistert aufgenommen“ (S. 113). Durch diese geistige Strömungen fanden religiöse Orden, soweit sie überhaupt zugelassen wurden, wenig Arbeitsmöglichkeiten, die Theologie als Wissenschaft verkümmerte. Selbst bei der Vorbereitung auf das Konzil wurden theologische Fragen „überhaupt nicht erörtert“ (S. 153).

Den Hauptteil der Arbeit von Adriányi nimmt natürlich das Verhalten der ungarischen Bischöfe während des Konzils in Rom ein. Von äußeren Bedingungen (Ankunftstag, römische Adresse, Zahl der Begleiter u. ä.) bis zum Inhalt von Verhandlungen, Denkschriften und Reden werden die dramatischen Ereignisse nacherzählt. Genau wird berichtet, wie sich die Ungarn zu einer Gruppe vereinigen, wie sie zu den österreichischen Bischöfen und anderen nationalen Gruppen Kontakt aufnahmen und wie sich das „Internationale Komitee“ zusammenfand, von dessen wichtigsten Männern nur der Kardinalerzbischof von Wien, v. Rauscher, der Bischof von Orléans, Dupanloup, der Erzbischof von Paris, Darboy, der Mainzer, Bischof v. Ketteler, der Kroate, Stroßmayer und der Ungar Haynald, genannt werden sollen.

Es kam auf dem Konzil, wie bekannt, zu einer starken Polarisierung, wobei die Lage der (gemäßigt eingestellten) Ungarn als wichtiger Teil der Minorität gegenüber der ultramontanen Mehrheit von vorn herein hoffnungslos war. Mit taktischen Mitteln wurde z. B. der eindrucksvolle Redner Haynald am Sprechen gehindert (S. 199 f. und 247) oder die Minderheit überstimmt, wie es ja auch am Ende mit dem Beschluß über die Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit erfolgte, vor dem die Opposition abgereist war, vergeblich. Dennoch: „Die Leistung des kleinen ungarischen Episkopates (auf dem 1. vatikanischen Konzil) war groß und stand keinem Landesepiskopat nach . . . Die ungarischen Bischöfe erwiesen sich als Vertreter einer Reformpartei und als gute Theologen . . . Sie trugen zu der gesamten Arbeit des I. Vaticanums bedeutend bei und machten sich damit um die Kirche verdient“ (S. 268). Erschwert wurde das Wirken dieser Männer durch die Reaktion in der Heimat, angefangen vom Druck seitens der Regierung über heftige Parlamentsdebatten bis hin zu wildesten Pressefehden. Adriányi berichtet in einem besonderen Teil seines Buches vom „Druck der ungarischen Regierung und der ungarischen Öffentlichkeit auf die Konzilsväter“, der auf verschiedenartige Weise ausgeübt wurde und bis zur Drohung der Verstaatlichung des gesamten Kirchenvermögens ging. Wohltuend hebt sich dabei „die Haltung der protestantischen Kirchen Ungarns dem

Konzil gegenüber“ heraus (S. 291ff.), die das freundschaftliche Verhältnis zu den katholischen Landsleuten erhalten wollten. Auch den Katholiken war daran gelegen.

Die Auswirkungen des Konzils werden im letzten Teil des Buches behandelt. Dabei spielt das Ringen innerhalb der kaiserlichen Regierung und mit den Bischöfen um das „Placet“ eine große Rolle: Mit dieser vorher einzuholenden kaiserlichen Erlaubnis wollte man die Veröffentlichung der Konzilsbeschlüsse verhindern. Obgleich ja der deutsch-französische Krieg wie ein Blitzableiter für die öffentliche Meinung wirkte, gab es auch in Ungarn noch erbitterte Auseinandersetzungen, bis der letzte oppositionelle Bischof seine Unterwerfung erklärte.

Andriányis Arbeit schließt mit einem Anhang von fast 180 Seiten: Dokumente, Zeittafeln, einer Übersicht über den ungarischen Episkopat zu dieser Zeit und einem Personenregister. Außerdem findet man Quellen- und Literaturverzeichnis und eine Hilfe zur Aussprache ungarischer Wörter. Insgesamt eine gründliche Darstellung eines zwar begrenzten, doch wichtigen Abschnittes der Kirchengeschichte.

Gottfried Kliesch

Gerhard Rauhut (Herausgeber): Die Unverlierbarkeit evangelischen Kirchentums aus dem Osten, Band 2/Heft 4: Die evangelischen Schlesier – Vergangenheit und Gegenwart – Verlag Unser Weg, Lübeck, Meesening 15, Broschur, 116 Seiten.

Diese Arbeit, die der langjährige Verwaltungsdirektor der Gemeinschaft evangelischer Schlesier, Gerhard Rauhut, in deren Auftrag zusammengestellt hat, zeigt den Weg der evangelischen Schlesier auf, den diese nach der Vertreibung genommen haben. In drei verschiedenen Weisen ist dieser Weg gegangen worden, wie der heutige Vorsitzende der Gemeinschaft, Propst Eberhard Schwarz, im Geleitwort aufzeigt: 1. In der restlichen schlesischen Kirche im Bezirk um Görlitz im Bereich der DDR. 2. In den Restgemeinden im polnisch verwalteten Schlesien und 3. Im Bereich der Bundesrepublik Deutschland in der Gemeinschaft evangelischer Schlesier. Diese Arbeit umreißt diesen letzteren Weg, der aber immer im genauen Schauen und in innerer Verbundenheit mit den beiden anderen schlesischen Kirchengruppen gegangen worden ist. Dr. Dr. Gerhard Hultsch gibt zunächst in einem großen Überblick diejenigen Grundzüge des schlesischen evangelischen Wesens bekannt, die sich in einer 700-jährigen Geschichte entwickelt haben. Die Kultur-, Geistes- und Glaubensgeschichte der evangelischen Schlesier wird damit deutlich herausgearbeitet. Es ist spannend, hier in die eigene innere Geschichte hineinzublicken, die in keiner Weise trocken dargestellt wird.

Eine kurze Zeittafel mit Daten aus der schlesischen Kirchengeschichte folgt. Eine Erklärung eines Schlesischen Kirchentages im Jahre 1971 in München mit dem Titel: Wahrheit Freiheit Gerechtigkeit — liest sich wie eine Magna Charta schlesischer Frömmigkeit und ist als Richtlinie für die Zukunft zu werten. Die nächsten Beiträge von Dr. Fritz Gleisberg, Johannes Klein und Gerhard Rauhut zeigen in äußerst interessanter Weise, wie es auf verschiedensten Wegen zur Sammlung der evangelischen Schlesier und ihrer Pfarrer oder auch umgekehrt kam. Die eine Sammlungsbewegung ging vom schlesischen Pfarrerverein aus in den sogenannten Betreuungsausschüssen schlesischer Pfarrer, die sich nicht nur selbst wieder sammeln wollten, sondern auch ihrer Seelsorgepflicht gegenüber ihren alten Gemeindegliedern nachkommen wollten. Interessanterweise konnte Dr. Dr. Hultsch solche schlesische Pfarrertage noch 1947 in Wittenberg ohne Störung oder staatlichen Eingriff durchführen. In gleicher Weise waren Flüchtlingsbeauftragte der schlesischen Kirchenleitung tätig, die wiederum in besonders markanter Weise dem diakonischen Auftrag der schlesischen Kirche nachkamen. Diese Zweigleisigkeit ergab sich aus den alten kirchenpolitischen Entwicklungen in Schlesien. Beide Ströme schlesischen kirchlichen Lebens flossen am 22. und 23. März 1950 zusammen in der Gründung der Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee). Ein 14köpfiges Komitee bestellte einen engeren Vorstand, der aus den Herren Altbischof D. Otto Zänker, Pastor Herbert Mochalski, Pfarrer Siegfried Preuß und Kirchenrat Hellmuth Bunzel bestand. Einigung und Arbeit wurden vorangetragen mit der Zeitschrift: „Schlesischer Gottesfreund“ und dem Verlag „Schlesische Evangelische Zentralstelle — Unser Weg“. So konnten die weit zerstreuten Schlesier bis hinein in die Zone angesprochen und gesammelt werden. Dazu verhalfen weiter Rüstzeiten für die verschiedensten Berufe. Mit dem 'Ersten Kirchentag der evangelischen Schlesier' vom 20. bis 22. Juni 1952 in Hannover unter der Schirmherrschaft von Landesbischof D. Lilje wurden die Organisationsformen der evangelischen Schlesier klarer als bisher durchgebildet. Dieser aus gewählten Vertretern bestehende Kirchentag wählte zu seinem Vorstand: Bischof D. Zänker als 1. Vorsitzenden und theologischen Referenten, Pfarrer und Studienrat Dr. Dr. Gerhard Hultsch zum Kulturreferenten, Steuerberater Walter Geschwindle zum Sozialreferenten, Frau Beate Rojahn zur politischen Referentin und Kirchenrat Kurt Milde zum Finanzreferenten. Nachdem infolge hohen Alters Altbischof D. Zänker vom Vorsitz zurücktrat, folgte ihm in diesem Amt Oberkonsistorialrat D. Walter Schwarz und nach dessen frühem Tode 1957 Universitätsprofessor D. Dr. Joachim Konrad bis 1973. Langjähriger Finanzreferent wurde und blieb Walter Geschwinde ebenso wie Dr. Dr. Gerhard Hultsch als Kulturreferent. Die Arbeitsweise und Methoden werden in diesen Abschnitten von dem mit der Arbeit engstens verbundenen Gerhard Rauhut ausführlich und einleuchtend geschildert. Der jetzige Schriftleiter des „Schlesischen Gottesfreund“ folgt mit

einem Beitrag über die Entwicklung dieser Zeitschrift, die nach 3jähriger Leitung durch Pfarrer Preuß von Kirchenrat und Oberstudienrat Dr. Dr. Hulstsch 13 Jahre lang redigiert wird und von ihm unter Beratung eines Redaktionskreises die heutige Gestalt erhielt und ihrem Namen jederzeit Ehre gemacht hat, in der Gestaltung besonderer Nummern wie zum 20. Jahrestage der Vertreibung, die weiteste Verbreitung fand, Berichten aus schlesischen Gemeinden und ihrer Geschichte und ebenso aktuellen Artikeln zu kirchlichen Ostfragen, die nun betont unter der neuen Redaktion verdeutlicht werden. In zwei weiteren Beiträgen wird die gesamte schlesisch kirchliche Verlagsarbeit und Arbeit des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte von Kirchenrat Dr. Dr. Hulstsch knapp und anschaulich dargelegt. Dr. Hulstsch ist für diese Arbeit seit 30 Jahren als Verlagsleiter und 1. Vorsitzender der Kirchengeschichtler zuständig und verantwortlich. Die Büchertitel umfassen ebenso wissenschaftliche, populärwissenschaftliche wie populäre Themen. Allein die Aufzählung verrät den Umfang und ein Blick in die fast 25 Jahre Jahrbuch für Schlesische Kirchengeschichte zeigt, daß hier gute Forschung betrieben wird.

Eva Lindner steuert zur weiteren Information einen Beitrag über das Archiv und die Dokumentationsstelle der Gemeinschaft evangelischer Schlesier bei, aber noch wichtiger ein Verzeichnis schlesischer kirchlicher Literatur, der dem Lesebeflissenen und dem Interessenten schlesischer kirchlicher Verhältnisse umfangreiches Material vorlegt. Diese Arbeit sollte weite Verbreitung finden, da sie auf knappstem Raume Bericht gibt über eine großartige Erfüllung einer geschichtlichen Verpflichtung. Diese Erfüllung verdankt sie ihren Vorsitzenden und einem Kreis treuer Mitarbeiter, an deren ersten Stellen unbedingt zu nennen sind: Dr. Dr. Gerhard Hulstsch und Gerhard Rauhut.

Werner Kofmane
Vanderbylpark, Südafrika

A. Sabisch: Die Bischöfe von Breslau und die Reformation in Schlesien.

So lautet das Thema einer Neuerscheinung von Alfred Sabisch, dem Bearbeiter der 'Acta Capituli Wratislaviensis', der Sitzungsprotokolle des Breslauer Domkapitels in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Veröffentlichung, die 104 Seiten umfaßt, ist als Band 35 in der von Erwin Iserloh herausgegebenen Reihe „Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung“ bei Aschendorff-Münster 1975 erschienen. Auf verhältnismäßig wenigen Seiten vermittelt Alfred Sabisch allen, denen es nicht möglich ist, die lateinisch geschriebenen Sitzungsprotokolle zu übersetzen und zu verarbeiten, einen guten Einblick in die Geschichte der Reformation in der unter der bischöflichen

Jurisdiktion der Bischöfe Jakob von Salza († 1539) und Balthasar von Promnitz († 1562) stehenden Kirche Schlesiens.

Nach der Lektüre dieses interessant geschriebenen Buches wird auch der evangelische Christ dem Verfasser das Zeugnis ausstellen müssen, daß er sich bei der Darstellung der Glaubensspaltung in Schlesien großer Sachlichkeit befleißigt hat.

Auf Seite 25 stellt A. Sabisch fest: „Die allgemein festgestellten und beklagten Mißstände der vorreformatorischen Zeit waren, auch in Schlesien, die Pfründenhäufung bei den Geistlichen, das sittlich anstößige Verhalten mancher Mitglieder des höheren und des niederen Klerus, das sogenannte 'Altaristenunwesen' und die Anwendung des Schuldbannes, der Verhängung kirchlicher Strafen über säumige Zahler der kirchlichen Abgaben.“

Bemerkenswert ist, daß die beiden von A. Sabisch in seiner Schrift behandelten Bischöfe ihre Primiz, die Feier des ersten Meßopfers, erst als konsekrierte und residierende Bischöfe abgehalten haben. Daraus geht hervor, daß es trotz der reformatorischen Bestrebungen wichtiger erschien, einen Bischof zu gewinnen, der sich in Recht und Verwaltung auskannte, als einen solchen, der in der Theologie beschlagen war und dem an einer rechten Seelsorge in seinem Bistum gelegen war. (S. 15)

Charakteristisch für die Reformation in Schlesien ist es, daß ihre Anhänger es noch lange Zeit hindurch trotz Nichtbeachtung der bischöflichen Jurisdiktion nicht zum Bruch mit der alten Kirche kommen lassen wollten. Noch 1541 ist es möglich, daß Philipp Melanchthon von Regensburg aus Glückwünsche zur Wahl des Bischofs Balthasar von Promnitz ausspricht und in dem Zusammenhang der Hoffnung Ausdruck gibt, daß es dem neuen Bischof gelingen möge, durch Zustimmung zu den theologischen Ergebnissen des Regensburger Religionsgespräches die kirchliche Einheit zu bewahren.

A. Sabisch kommt zu dem Ergebnis: „Die Protestanten konsolidierten und vermehrten ihre Erfolge, in manchen Fällen nicht ohne indirekte Mithilfe des Bischofs. Der Bischof schien in merkbarer Zurückhaltung sich einer bewußten Resignation überlassen zu haben.“ (S. 94)

Am Ende der kirchengeschichtlichen Studie von A. Sabisch muß man sich fragen, ob nicht das Schicksal jeder Kirche davon abhängt, ob und inwieweit ihre Geschichte zu einer Geschichte der Auslegung der Heiligen Schrift wird.

Werner Laug

Hans-Ludwig Abmeier: Schlesien und Schlesier von 1740 bis 1844 im Spiegel deutscher und österreichischer Oberschulgeschichtsbücher. Holzner Verlag, Würzburg, 1975. (Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte. Im Auftrage der Historischen Kommission für Schlesien. Herausgegeben von Ludwig Petry und J. Joachim Menzel, Band 17) XXXII und 261 Seiten.

Im Vorwort teilt der Verfasser mit, daß seine Arbeit von der Philosophischen Fakultät der Mainzer Universität 1974 als Dissertation angenommen wurde. Er legt sie nun „in gekürzter, aber in der Substanz gleicher Fassung“ vor. Für die Betreuung beider Fassungen ist er seinem Lehrer Prof. Dr. Petry zu Dank verpflichtet. Er dankt auch den Professoren Petry und J. Joachim Menzel dafür, daß sie die Arbeit namens der Historischen Kommission für Schlesien in die Reihe „Quellen und Darstellungen“ aufgenommen haben. Schlesien war in politischer Beziehung ein Nebenland, mehr leidender Zuschauer als formender Träger der Entwicklung, im kulturellen Bereich dafür um so stärker ein Brückenland nach allen Richtungen der Windrose (Petry). Die Schulgeschichtsbücher erwähnen Schlesien bei der mittelalterlichen Ostsiedlung und dann erst wieder beim Zeitalter Friedrichs des Großen. Es ist dem Verfasser sehr zu danken, daß er mit seiner Schulbuchanalyse auch noch die Jahre 1813 und 1844 ansteuert. Über die Weberunruhen von 1844 hinaus wollte er nicht gehen, zumal „sich über die Rolle Schlesiens im Jahre 1848 in den Schulgeschichtsbüchern nur sehr spärliche Angaben finden lassen“ (Seite 2).

Der Verfasser teilt die Oberstufengeschichtsbücher in sieben Gruppen ein. Die Gruppe I bilden die Bücher vor 1870, die Gruppe II Bücher aus der Zeit von 1871 bis 1918, die Gruppe III Bücher aus der Weimarer Zeit, die Gruppe IV Bücher aus der NS-Zeit. Die letzten drei Gruppen (V, VI und VII) führen die Bücher vor, die nach 1945 in der Bundesrepublik, der DDR und in Österreich entstanden.

Ein besonders wichtiger Autor der Gruppe I ist der Breslauer Universitätsprofessor Ludwig Wachler. Sein „Lehrbuch der Geschichte zum Gebrauch in höheren Unterrichtsanstalten“ erschien in Breslau bei Graß, Barth und Holäufner 1828 in 5. Auflage. Nach Wachlers Tode (1838) wurde es nicht mehr aufgelegt. Eine 72 Seiten lange „Einleitung in das Historische Studium“ betont den wissenschaftlichen Charakter des Geschichtsunterrichts. Die ausgesprochen antikatholische Haltung des Werkes rief in der Folgezeit katholische Autoren zu Darstellung in ihrer Sicht auf. Der erfolgreichste unter ihnen war der Glatzer Gymnasialdirektor Heinrich Konrad Stein. An der Jahrhundertwende war die Benutzung seines „Lehrbuchs der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten“ (Schöningh Paderborn) in 43 höheren Schulen obligatorisch (Seite 7).

Der erste Hauptteil ist Schlesien und Schlesiern im Zeitalter Friedrichs des Großen gewidmet (Seiten 11–139). Maria Theresia, der „mütterlichen Majestät“, werden meist Sympathien entgegengebracht. Dagegen fallen die Beurteilungen des Preußenkönigs ganz unterschiedlich aus. Heute dominiert in beiden deutschen Staaten die Kritik. Sie wird in schärfster Weise von den Historikern der DDR und im Westen von dem „historischen Belletristen“ Augstein geübt. Die Lehrpläne von Nordrhein-Westfalen stellen dem Lehrer die Aufgabe, den Schülern zu zeigen, wie „insbesondere im Preußen Friedrichs des Großen die Gedanken der Aufklärung Raum gewinnen, Denkfreiheit zugestanden wird und die Staatsgewalt sich den Gesetzen unterstellt“ (Seite 11). Ähnliche Forderungen werden in allen Bundesländern erhoben. In den Lehrplänen der DDR von 1951 gilt Friedrich II., der dort niemals „der Große“ genannt wird, als negative Erscheinung. Als zu behandelnde Themen figurieren die Ursachen und Ergebnisse der „schlesischen Raubkriege“, Preußen als Festlandsdegen Englands, Rußlands Rolle im Siebenjährigen Kriege und die Einnahme Berlins durch die russischen Truppen (Seite 12). In den Lehrplänen von 1954 wird als zusätzliches Thema Friedrichs Verachtung der deutschen Sprache und Literatur vorgeschrieben und die Entlarvung der friderizianischen Legende gefordert. Der Bedarf an Lehrbüchern wird in der Zone zunächst durch deutsche Übersetzungen russischer Bücher gedeckt. Die Lehrbücher von A. V. Jefimov erlebten noch in den sechziger Jahren neue Auflagen. In der Folgezeit veröffentlichte der Volkseigene Verlag „Volk und Wissen“, der eine Monopolstellung besitzt, von Autorenkollektiven verfaßte Werke, die für alle Klassen verbindlich wurden. Es gibt in der DDR nur einheitliche Lehrbücher, keine Wahlmöglichkeiten, keinen freien Schulbuchmarkt. „Wieder einmal stehen Schulbücher im Dienste staatlicherseits verordneter Zielsetzung“ (Seite 9). Auch das Dritte Reich kannte solche Sprachregelungen. Bei Hirt in Breslau kam Gehls „Geschichte für höhere Schulen“ heraus, zuerst 1926 und 1929, dann 1939, 1940 und 1942. Erst in der späteren Auflage lesen wir, daß durch Friedrichs Aufbaumaßnahmen „der Mittelpfeiler der volksdeutschen Ostfront planmäßig verstärkt und abgestützt“ wurde (Seite 111).

Von den Schlachten Friedrichs wird in neuerer Zeit weniger geredet. Man beschränkt sich meist auf Mollwitz, Hohenfriedeberg, Leuthen, Landeshut, Liegnitz und Burkersdorf. Breiter werden Friedrichs Maßnahmen zur Förderung der schlesischen Wirtschaft erörtert. Wider alles Erwarten gewann sein Einbruch in Schlesien den Charakter eines Religionskrieges. Ein großer Teil der evangelischen Schlesier stellte sich von vornherein auf seine Seite. Seine Bemühungen um das schlesische Schulwesen kamen beiden Konfessionen zugute. Daß er zu den Jesuiten, deren Orden am 16. 8. 1773 vom Papste aufgehoben wurde, ein positives Verhältnis hatte, findet bei den Lehrbuchverfassern eine unterschiedliche Bewertung. Materielle Beweggründe spielten dabei

eine wichtige, wenn auch nicht die alleinige Rolle. Die österreichischen Autoren weisen darauf hin, daß die Jesuiten unentgeltlich lehrten und erzogen. Die Bücher der NS-Zeit und der DDR übergehen das schwierige Kapitel mit Stillschweigen. Den Abschluß des ersten Teils bilden die Würdigungen Christian Wolffs (1679–1754), Johann Ignaz Felbigers (1724–1788), des Ministers Karl Abraham Freiherr von Zedlitz (1731–1793) und des Schöpfers des Allgemeinen Preußischen Landrechts, Carl Gottlieb Svarez (1746–1798).

Der zweite Hauptteil schildert die bewegte Epoche von 1787 bis 1815. Schlesien tritt erst am Ende dieses Zeitraums stärker hervor. Es ist im Frühjahr 1813 das Zentrum der Erhebung. Die Schlacht an der Katzbach befreit Schlesien von den Franzosen und bereitet die Völkerschlacht bei Leipzig vor. Für einen Großteil der Autoren sind die Reformen des Freiherrn von Stein wichtiger als die kriegerischen Ereignisse. Die Direktiven der DDR schlagen hier einen besonders hohen Ton an. Die Schüler sollen durch „die mitreißende Schilderung des Widerstandes deutscher Patrioten und des Befreiungskampfes des deutschen Volkes“ zu ähnlichen Heldentaten begeistert werden (S. 140f). In den Geschichtsatlantanten stehen für den Ort, wo am 3. Juni 1813 der Waffenstillstand abgeschlossen wurde, Poischwitz Kreis Jauer und Pläswitz Kreis Neumarkt nebeneinander (Putzger 1913, S. 36 und 1954, S. 95). Unser Verfasser entscheidet sich für Poischwitz. Die Vorverhandlungen fanden aber in Gäbersdorf, der Abschluß im benachbarten Pläswitz statt. Diese Orte lagen auf dem halben Wege zwischen Neumarkt im Norden (Napoleon) und Schweidnitz im Süden (Verbündete). Yorck schrieb sich mit ck (S. 174ff, 198). Die berühmten Schlesier, denen in diesem Teil ein Lebensbild gewidmet wird, sind Carl Gotthard Langhans (1733–1808), Heinrich Christian Kurt Graf von Haugwitz (1752–1832), Schleiermacher (1768–1834) und Hans von Diebitsch (1785–1831), der aus alter schlesischer Familie stammte, am 13. Mai 1785 in Groß-Leipe Kreis Trebnitz geboren wurde, 1801 als Fähnrich in die russische Armee eintrat und 1812 zum Generalmajor ernannt wurde. Er spielt auch im dritten Hauptteil als Türkensieger auf dem Balkan 1828–1829 und als Polensieger bei Grochow und Ostrolenka am 25. Februar und am 25. Mai 1831 eine Rolle. Vierzehn Tage später, am 10. 6. 1831 starb er an der Cholera, die im selben Jahr auch die Kampfgenossen Gneisenau und Clausewitz hinwegraffte.

Der dritte Hauptteil trägt den Titel: „Schlesier und Schlesien in der Zeit politischer Restauration und wirtschaftlichen Fortschritts (1816–1844)“. Die Voranstellung der Schlesier vor ihrem Heimatland deutet an, daß das Biographische hier noch stärker betont wird als in den anderen Teilen. Dem politischen Bereich gehört Friedrich von Gentz, dem literarischen Bereich Eichendorff, Willibald Alexis, Heinrich Laube und Gustav

Freytag, dem künstlerischen Adolph von Menzel, dem religiösen Bereich der Kaplan Johannes Ronge an. Den wirtschaftlich-sozialen Bereich vertritt eindrucksvoll August Borsig, der Erbauer der ersten deutschen Lokomotive. Sehr schwer tun sich die Lehrbuchverfasser der DDR mit Menzel. Der Maler ist einerseits der unübertreffliche Darsteller der friderizianischen Zeit und wird deshalb von den Kommunisten abgelehnt. Andererseits ist er ein fortschrittlicher Künstler, der die Welt des Industriearbeiters in die Malerei einführt. Das Lehrbuch „Völker, hört die Signale!“ (Berlin 1959) bringt das „Eisenwalzwerk“ mit dem Kommentar, das jetzt in den staatlichen Museen in Berlin befindliche Gemälde sei 1945 von sowjetischen Soldaten gerettet worden. Gustav Freytag wird in den Geschichtsbüchern der DDR nicht erwähnt. Er war ein Schilder des kulturgeschichtlichen Lebens, vornehmlich des Bürgertums, und eben kein sozialer Revolutionär. Das versperre ihm den Eingang in die Schulgeschichtsbücher des „ersten Arbeiter- und Bauernstaates der deutschen Geschichte“ (S. 233). August Borsig bietet einem Autor der NS-Zeit die Gelegenheit, das Bild eines sich mit kühnem Unternehmungsgeist und unermüdlicher Schaffenskraft die soziale Stufenleiter hinaufarbeitenden Mannes zu zeichnen und damit ein Vorbild für deutsche Arbeiter und Handwerker aufzustellen und ihn zum Gegenbild des jüdisch-kapitalistischen Unternehmers hinaufzustilisieren (S. 242). Die Scheu, daß Übelwollende aus einer allzu positiven Bewertung nationalistische Töne heraushören könnten, veranlaßte einige Autoren der Bundesrepublik dazu, weder Borsig noch sein Werk überhaupt zu erwähnen.

Im religiösen Bereich ist Friedrich Wilhelm III. Versuch, eine Union der Reformierten und Lutheraner zustande zu bringen, von großer Bedeutung. Er stieß in Schlesien und Pommern auf Widerstand und führte zur Auswanderung einiger tausend Altlutheraner nach Amerika und Australien. Die nationalkirchliche Bewegung des Kaplans Johannes Ronge fand nur in wenigen Geschichtsbüchern eine Erwähnung. Der evangelische Prälat Immanuel Frohnmeyer stellte in seinem „Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten“ (3. Aufl., Stuttgart 1912) fest: Die Bewegung, deren Bedeutung anfangs sehr stark überschätzt worden sei, habe sich „mehr und mehr als für das religiöse Leben gänzlich unfruchtbar“ erwiesen (S. 237). Das Schlußkapitel ist dem Weberaufstand von 1844 gewidmet. Das Ereignis erregte die öffentliche Meinung ganz Deutschlands und erfuhr daher in den meisten Geschichtsbüchern eine ausführliche Darstellung. Gerhart Hauptmann schuf in den „Webern“ sein „stärkstes Drama“ (S. 251), und Käthe Kollwitz ließ in ihrem Weberzyklus die Hauptstationen des Kampfes auf großartige Weise sichtbar werden. „Die schlesischen Weber“ von Will Erich Peuckert und Erich Fuchs, die 1971 bei J. G. Bläschke in Darmstadt erschienen, hätten schon ihres ausgezeichneten Bildteils wegen erwähnt werden sollen. Wie in England so gab es auch in den

schlesischen Weberdörfern Maschinenstürmer, die ihr Heil in der Rückkehr zu vorindustriellen Arbeitsbedingungen erblickten.

Sehr zustatten kamen unserem Verfasser seine eigenen Unterrichtserfahrungen. Andererseits hält er auch die Zugänge zur Forschung offen. Wir bedauern mit ihm nur die Einschränkungen, die in unserer Zeit dem Geschichtsunterricht im ganzen zugunsten sozialkundlicher Fächer auferlegt werden. Möge sein in jeder Hinsicht erfreuliches und hilfreiches Werk trotzdem allenthalben dankbare Benützer finden.

Gotthard Münch

